

Vertrauter Fremder

Danielle Steel

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany • 7/90 • 8. Auflage

© 1981 by Danielle Steel

© der deutschsprachigen Ausgabe

1984 by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: The Image Bank, Hamburg

Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 6763

Lektorat: Sybille Terrahe/SK

Herstellung: Sebastian Strohmaier/Voi

ISBN 3-442-06763-4

Für Nicholas

Mögest du im Leben das finden, wonach du suchst,
es erkennen, wenn du es siehst,
und das große Glück haben,
es zu bekommen —
und zu bewahren!!!

In Liebe, D.S.

G

GOLDMANN

Danielle Steel

**Vertrauter
Fremder**

Roman



Langsam öffnete sich das Garagentor- ein gähnender Schlund, wie eine große schwarze Kröte, die gierig auf eine ahnungslose Fliege lauert. Ein kleiner Junge auf der anderen Straßenseite schaute fasziniert zu. Er sah es gern, wenn sich das Tor auf diese Weise öffnete. Er wusste, im nächsten Augenblick würde der wunderschöne Sportwagen um die Ecke biegen. Er wartete und zählte... fünf... sechs... sieben... Ohne den Mann zu kennen, der auf die Fernbedienung an seinem Armaturenbrett gedrückt hatte, beobachtete der kleine Junge ihn jeden Abend bei der Heimkehr. Es gehörte zu seinem Lieblingsritual, und er war enttäuscht, wenn sich der Mann im schwarzen Porsche verspätete oder gar nicht nach Hause kam. Der Junge stand im Häuserschatten und zählte... elf... zwölf... dann sah er ihn: ein glatter, schwarzer Schatten, pfeilschnell um die Kurve zischend und in einem sanften Manöver in die Garage gleitend. Das Kind warf noch einen letzten Blick auf den schönen schwarzen Wagen und ging zurück ins Haus.

In der Garage stellte Alexander Hale den Motor ab, blieb noch einen Augenblick sitzen und starrte in die Finsternis. Zum hundertsten Mal an diesem Tag versuchte er den Gedanken an sie aus seinem Gedächtnis zu verdrängen. Er stieß einen leisen Seufzer aus, ergriff seine Aktentasche und stieg aus. Einen Augenblick später würde die elektronische Vorrichtung automatisch das Garagentor schließen. Er betrat das Haus durch den Hintereingang im Garten. Dann stand er in der Diele des hübschen, kleinen viktorianischen Hauses und blickte in die leblose, einstmals gemütliche Küche. Kupferne Töpfe hingen an einem schmiedeeisernen Gestänge über dem Herd, aber die Putzfrau hatte sie seit Jahren nicht poliert, und es gab niemanden, der sich einen Deut darum scherte. Die Pflanzen, die dicht vor den Fenstern hingen, sahen welk und trocken aus. Alexander kehrte in die Diele zurück, warf nur einen flüchtigen Blick in das kleine, holzgetäfelte Esszimmer und ging langsam nach oben.

Wenn er jetzt nach Hause kam, benutzte er immer den Eingang vom Garten. Es war weniger deprimierend, als durch den Vordereingang hereinzukommen. Wann immer er ihn benutzte, hatte er stets noch das Gefühl, sie hier anzutreffen. Er glaubte, sie vor sich zu sehen, mit der dichten Fülle ihres schweren blonden Haares, das auf ihrem Kopf zusammengehalten war, ihren strengen Kostümen, die sie bei Gericht trug. Rachel... blendende Anwältin... noble Freundin... intrigantes Weibchen... bis sie ihn verletzte... bis sie ihn verließ... bis zu ihrer Scheidung vor zwei Jahren, genau auf den heutigen Tag.

Auf dem Weg von der Kanzlei hierher hatte er sich gefragt, ob er sich wohl immer so genau an diesen Tag erinnern und den Schmerz jenes Oktobermorgens nachempfinden würde. Blieb diese Erinnerung für immer und ewig haften? Allerdings war es ein seltsames Zusammentreffen, dass ihre Jahrestage auf das gleiche Datum fielen, der Tag ihrer Hochzeit und der Tag ihrer Scheidung. Reiner Zufall, stellte Rachel nüchtern fest. Sie hatte es ironisch gemeint. Wie schrecklich! hatte seine Mutter ausgerufen, als sie am Abend, nachdem die Scheidungsurkunde gekommen war, mit ihm telefonierte und ihn völlig betrunken in den Hörer lachen hörte, weil er nicht weinen wollte.

Rachel - der Gedanke an sie beunruhigte ihn noch immer. Er wusste, er sollte es nicht, nicht mehr nach zwei Jahren, doch er tat es... Die goldenen Haare, die Augen von der Farbe des Atlantiks kurz vor Ausbruch eines Sturms, dunkelgrau, gemischt mit Blau und Grün. Als er sie das erste Mal sah, trat sie in einem Fall, der gerichtlich ausgetragen wurde, als Anwältin für die Gegenpartei auf. Freilich war es eine dramatische Schlacht, und Johanna von Orleans hätte sich kaum mit größerem Enthusiasmus und Spürsinn einsetzen können. Alexander hatte sie während der Verhandlungen beobachtet, fasziniert und gleichsam amüsiert und mehr wie je

zuvor in seinem Leben von einer Frau bezaubert. Er lud sie an jenem Abend zum Essen ein, und sie hatte darauf bestanden, die Hälfte der Rechnung zu begleichen. Sie pflege >Geschäftsbeziehungen nicht zu verderben<, hatte sie ihm mit einem kleinen durchtriebenen Lächeln erklärt und in ihm den Wunsch entfacht, sie entweder zu schlagen oder ihr die Kleider vom Leib zu reißen. Sie war so gottverdammnt schön gewesen und so gottverdammnt gerissen.

Die Erinnerung an sie ließ ihn die Stirne krausen, während er durch das leere Wohnzimmer ging. Sie hatte alle Wohnzimmermöbel nach New York genommen. Den Rest des Mobiliars überließ sie Alex. Das Empfangszimmer im Hochparterre des hübschen, kleinen viktorianischen Hauses, dessen Einrichtung sie gemeinsam eingekauft hatten, war total ausgeräumt. Manchmal fragte er sich, ob er wohl sooft an sie denken, ihr so grollen würde, wenn sie die neuen Möbel nicht gekauft hätten und er nicht jedesmal durch leere Räume müsste, wenn er zur Haustür wollte. Doch als er jetzt nach oben stieg, spürte er die Leere ringsumher nicht. Seine Gedanken waren meilenweit entfernt. Er dachte an die Tage, bevor sie ihn verließ, dachte an das, was sie miteinander gemeinsam hatten und was nicht. Sie hatten Hoffnung und Witz und Gelächter und ihre Berufe geteilt, ihr Bett und ihr Haus und sehr wenig mehr.

Alexander hatte sich Kinder gewünscht, die die Schlafräume im oberen Stockwerk mit Lärm und Gelächter beleben sollten. Rachel wollte entweder in die Politik oder einen Job in einer angesehenen New Yorker Anwaltskanzlei. Die Politik hatte sie bei ihrem Kennenlernen beiläufig erwähnt. Ihr Vater, ein mächtiger Mann in Washington, war vormals Gouverneur in ihrem Heimatstaat: noch etwas, das sie mit Alexander gemein hatte, dessen Schwester in New York Kongressabgeordnete war. Rachel hatte sie immer sehr bewundert. Sie und Alexanders Schwester Kay waren rasch Freundinnen geworden. Aber es war nicht die Politik, die Rachel von Alex entfernte. Es war die andere Hälfte ihres Traums: die Anwaltsfirma in New York. Am Ende hatte sie zwei Jahre gebraucht, um ihre Zelte abzubauen und ihn zu verlassen. Im Geiste fuhr er mit dem Finger über die Wunde. Es schmerzte nicht mehr so sehr wie einst, doch war er noch nie in seinem Leben so verletzt worden.

Sie war schön, brilliant, erfolgreich, dynamisch, amüsant... doch es gab stets etwas, das er an ihr vermisste: etwas Zartes, Sanftes, Gütiges. Diese Worte wählte man nicht, wenn man Rachel beschreiben wollte. Sie hatte immer mehr vom Leben verlangt, als nur Alexander zu lieben oder Anwältin in San Francisco und irgendeines Mannes Frau zu sein. Sie war genau neunundzwanzig, als sie einander begegneten, und sie war vorher noch nie verheiratet gewesen. Dazu sei sie zu beschäftigt, hatte sie ihm erklärt, zu sehr darauf konzentriert, ihren Lebenszielen nachzujagen. Als sie die juristische Fakultät verließ, hatte sie sich selbst das Versprechen gegeben, mit dreißig jemand zu sein, der es >geschafft< hatte. Was heißt das? hatte er sie gefragt. Hunderttausend im Jahr, antwortete sie ohne Wimpernzucken. Er wollte sie auslachen, doch da bemerkte er ihren Blick. Sie meinte, was sie sagte. Und sie würde es bekommen. Ihr ganzes Leben war auf diese Art von Erfolg ausgerichtet. Erfolg, an diesem Maßstab gemessen, bedeutete harte Dollars und wichtige Fälle, einerlei, wer bei diesem Unternehmen auf der Strecke blieb. Bevor sie nach New York ging, hatte sie halb San Francisco übers Ohr gehauen, und selbst Alex musste am Schluss erkennen, wer sie war. Sie war kalt, skrupellos und ehrgeizig, und sie machte vor keiner Hürde halt, wenn es galt, ihre Ziele zu erreichen.

Vier Monate nach ihrer Hochzeit wurde ein Posten in einer der renommiertesten Anwaltskanzleien der Stadt vakant. Anfangs war Alex beeindruckt, dass man sie überhaupt in Erwägung zog. Immerhin war sie eine ziemlich junge Frau und eine sehr junge Anwältin. Er stellte jedoch bald fest, dass sie bereit war, jedes hässliche

Manöver anzuwenden, um diesen Job zu bekommen. Sie tat's und erhielt ihn. Zwei Jahre hatte Alex versucht, zu vergessen, was sie alles unternommen hatte, um sich durchzusetzen. Immer wieder sagte er sich, dass sie nur die Praktiken angewandt hatte, wie sie im Geschäftsleben üblich sind. Und endlich kam der letzte Paukenschlag. Man erklärte sie zur vollberechtigten Teilhaberin und trug ihr die Leitung der New Yorker Geschäftsstelle an. Das war mehr als ein Hunderttausenddollar-Jahresjob, und Rachel Hale war erst einunddreißig Jahre alt. Zwischen Abscheu und Faszination beobachtete Alexander, wie sie um ihre Entscheidung rang. Die Entscheidung war einfach: New York oder San Francisco - Alexander oder nicht. Zuletzt erklärte sie ihm freundlich, es sei eine zu gute Gelegenheit, um sie sich entgehen zu lassen. »Doch deshalb braucht sich an unserer Beziehung nichts zu ändern.« Sie könne beinahe jedes Wochenende nach San Francisco fliegen oder, natürlich nur, wenn Alex es wolle... er könnte seine eigene Anwaltsfirma aufgeben und mit ihr in den Osten gehen.

»Und was tun? Deine Plädoyers vorbereiten?« Wütend und verletzt hatte er vor ihr gestanden. »Oder was bleibt für mich übrig, Rachel?« Er starrte sie fragend an, nachdem sie ihm ihren Entschluss, nach New York zu gehen, verkündet hatte. Er hatte sich etwas anderes gewünscht. Er hatte gehofft, von ihr zu hören, dass sie den Posten nicht übernehmen würde, dass er ihr mehr bedeute. Das aber wäre nicht Rachels Stil gewesen, ebensowenig, wie es der seiner Schwester war. Einmal entschlossen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, stellte er fest, dass er vor Rachel schon einmal eine Frau gekannt hatte, die so war wie sie. Seine Schwester Kay hatte immer durchgesetzt, was sie wollte, jedes Hindernis im Sturm nehmend und bereit, alles, was sich ihr in den Weg stellte, zu verschlingen oder zu vernichten. Der einzige Unterschied bestand darin, dass Kay sich in der Politik und Rachel sich in der Juristerei auslebte.

Einfacher war es, eine Frau wie seine Mutter zu verstehen und zu respektieren. Charlotte Brandon hatte es irgendwie erfolgreich gemeistert, Kinder und Karriere unter einen Hut zu bringen. Immer war sie für Alex und seine Schwester dagewesen, hatte sie geliebt und ihnen alles gegeben, was sie besaß. Alex war noch ein Baby, als sein Vater starb. Die Mutter übernahm einen Teilzeitjob und stellte Recherchen für eine Zeitungskolumne an. Schließlich schrieb sie die Kolumne selber als Ghostwriter. In der knappen Freizeit, die ihr blieb, arbeitete sie bis in die frühen Morgenstunden hinein an ihrem ersten Buch. Den Rest konnte man ihrem Lebenslauf entnehmen, der auf den Schutzumschlägen ihrer Bücher stand. Neunzehn hatte sie geschrieben, im Laufe der Jahre in Millionenaufgabe verkauft. Ihre Karriere war ein Zufall, geboren aus der Not. Doch was immer die Gründe dafür waren, sie hatte es fertiggebracht, ihren Erfolg als besonderes Geschenk anzunehmen; als etwas, das sie mit ihren Kindern teilen und genießen konnte, und nicht als etwas, das ihr das Wichtigste im Leben wurde. Charlotte Brandon war in der Tat eine bemerkenswerte Frau, doch ihre Tochter war völlig anders. Böartig, neidisch, karrierebesessen, strahlte sie nichts von der Liebenswürdigkeit, Herzensgüte und den geistigen Anlagen ihrer Mutter aus. Und im Lauf der Zeit hatte Alex die Erfahrung machen müssen, dass es seiner Frau ebenfalls an diesen Eigenschaften mangelte.

Bei ihrem Umzug nach New York hatte Rachel darauf beharrt, nicht von ihm geschieden zu werden. Eine Zeitlang hatte sie sogar gependelt. Jedoch durch ihre unterschiedlichen Arbeitsbelastungen an entgegengesetzten Enden des Landes wurden ihre gemeinsamen Wochenenden seltener und seltener. Es war hoffnungslos, wie sie Alex schließlich zugeben musste. An zwei langen Wochenenden hatte er sich ernsthaft überlegt, seine eigene lukrative Praxis aufzugeben und nach New York zu gehen. Teufel auch, was war die Kanzlei ihm schon wert? Sicher war es unsinnig, an ihr zu hängen, wenn es bedeutete,

gleichzeitig seine Frau zu verlieren. Um vier Uhr früh hatte er seine Entscheidung getroffen. Erschöpft, doch hoffnungsfroh gestimmt, griff er nach dem Telefon, um sie anzurufen. In New York war es jetzt sieben Uhr morgens. Ein Mann meldete sich mit tiefer, honigweicher Stimme. »Mrs. Hale?« Es klang verblüfft. »Oh, Miss Patterson.« Rachel Patterson. Alex hatte nicht bedacht, dass sie ihr neues Leben in New York unter ihrem alten Namen begonnen hatte. Er hatte auch nicht bedacht, dass sie samt ihrem neuen Job eine neue Lebensrichtung eingeschlagen hatte. Es war sehr wenig, was sie ihm an jenem Morgen hatte sagen können. Er hörte ihr mit Tränen in den Augen zu. Etwas später rief sie ihn aus ihrer Anwaltspraxis an.

»Was soll ich sagen, Alex? Es tut mir leid...« Leid? Ihn verlassen zu haben? Oder eine Affäre zu haben? Um was tat es ihr leid? Oder tat nur er ihr leid? Armseliger, bedauernswerter Trottel, der er war, allein gelassen in San Francisco hockend!

»Hat es irgendeinen Sinn, zu versuchen, die Sache wieder ins Lot zu bringen?« Er war bereit, es zu versuchen, doch wenigstens dieses eine Mal war sie aufrichtig.

»Nein, Alex, ich fürchte, nein.« Sie hatten einige Minuten miteinander geredet und schließlich die Hörer aufgelegt. Es gab nichts mehr zu besprechen, außer mit ihren eigenen Anwälten. Alles wurde friedlich geregelt. »Vollkommen zivilisiert«, nach Rachels Worten. Es hatte überhaupt keine Probleme gegeben. Und dennoch hatte es Alex bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens erschüttert.

Ein ganzes Jahr lang hatte er sich gefühlt, wie wenn ihm ein sehr teurer, nahestehender Angehöriger gestorben wäre.

Möglicherweise war er es selbst, den er betrauerte. Es war, als sei ein Teil von ihm, in Kisten und Kasten verpackt, beiseitegestellt worden. So wie die Wohnzimmermöbel, die nach New York abtransportiert worden waren. Er funktionierte völlig normal: Er aß, er schlief, er ging zu Verabredungen; er spielte Tennis, Racken, Squash; er ging auf Partys, er reiste; und seine Anwaltspraxis blühte. Aber einige wesentliche Teile von ihm fehlten. Er wusste es, auch wenn es sonst keiner merkte. Länger als zwei Jahre hatte er einer Frau außer seinem Körper nichts zu bieten gehabt.

Auf dem Weg zu seinem Arbeitszimmer bekam die Stille des Hauses auf einmal etwas Unerträgliches. Ihn überfiel der Wunsch nach Bewegung. In letzter Zeit spürte er oft diesen überwältigenden Drang, ins Freie zu flüchten, fort aus der Leere und Stille. Erst jetzt, nach zwei Jahren des Alleinseins, begann die Betäubung von ihm zu weichen, so, als würden die Bandagen endlich abgestreift, und was nachblieb, war nur noch eine empfindliche Stelle.

Alex tauschte seine seriöse Kleidung gegen Jeans, Segeltuchschuhe und einen alten Parka. Er sprang die Stufen hinunter, schlug die Tür hinter sich zu und bog nach rechts zum Divisadero ab. Dort begann er langsam den steilen Hügel zum Broadway hinauf zulaufen. Oben angekommen, wandte er sich um, um die atemberaubende Aussicht in sich aufzunehmen. Unter ihm schimmerte die Bucht in der Dämmerung wie Seide. Die Hügel waren vom Nebel verschleiert, und die Hafenlichter funkelten wie Diamanten, Rubine und Smaragde über dem Wasser.

Nachdem er die prachtvollen Gebäude am Broadway erreicht hatte, schwenkte er nach rechts und ging auf den Presidio zu, abwechselnd auf die riesigen, imposanten Häuser und die stille Schönheit der Bucht schauend. In diesem vornehmen Teil San Franciscos konnte man zwei oder drei der teuersten hochherrschaftlichen Wohnblocks der Stadt bestaunen, stolze Backsteinhäuser und Tudor-Herrenhäuser, bemerkenswerte Gärten, atemberaubende Aussichten und turmhohe Bäume. Man sah keine Menschenseele unterwegs und vernahm keinen Laut. Dennoch konnte man sich unschwer den Klang des Kristalls, das Klingen feinen Silbers, livrierte Bediente, Herren und Damen in Abendroben aus Samt und Seide vorstellen. Bei den Bildern, die seine Phantasie ihm vorgaukelte, musste Alexander lächeln.

Weniger einsam fühlte er sich, als er durch kleinere Straßen kam und an

einfacheren Häusern entlanglief. Hier glaubte er im Geiste Männer zu sehen, die ihre Arme um ihre Frauen legten, lachende Kinder und junge Hunde, die in der Küche spielten oder vor einem wärmenden knisternden Kaminfeuer ausgestreckt lagen. In den großen Häusern gab es nichts, nach dem er sich sehnte. Das war eine Welt, nach der ihn nicht verlangte, obgleich er sie gut kannte. Was Alex für sich erstrebte, war etwas völlig anderes, etwas, das er und Rachel nie erfahren hatten.

Er konnte sich kaum vorstellen, wie es war, wieder jemanden zu lieben, zu umsorgen, ihm in die Augen zu schauen und vor Glück zu zerspringen. Für Alex hatte es dies alles schon so lange nicht mehr gegeben, dass er das Gefühl dafür fast vergessen hatte. Manchmal war er sich nicht sicher, ob er es überhaupt noch mal erleben wollte. Er war die geschäftigen Karrierefrauen leid; Frauen, die mehr an ihren Gehältern und raschen Aufstiegschancen interessiert waren, als verheiratet zu sein und Kinder zu haben. Er wünschte sich eine altmodische Frau, ein Wunder, eine Rarität, einen Edelstein. Und da gab es nichts. Seit fast zwei Jahren hatte es für Alex nur kostspielige Fälschungen gegeben. Er aber wünschte sich ein echtes Wertstück, einen vollkommenen, makellosen, ungewöhnlichen Solitär. Er bezweifelte sehr ernsthaft, ob es ihn irgendwo gab. Eines aber wusste er, und zwar felsenfest: Er würde sich mit nichts Geringerem als seinem Traum zufriedengeben. Und: Er wollte keine Frau wie Rachel. Das wusste er ebenso sicher.

Er strich sie erneut aus seinen Gedanken und blieb am Ausblick der Baker-Street-Treppe stehen. Die Stufen waren in den steilen Hang gemeißelt, der am Fuß den Broadway mit der Vallejo Street verband. Alex genoss den Blick und die kühle Brise und ließ sich auf der obersten Steinstufe nieder. Vielleicht fand er nie die richtige Frau. Vielleicht würde er niemals wieder heiraten. Was tat's? Er hatte ein gutes Leben, ein hübsches Heim, eine Anwaltspraxis, die ebenso erfreulich wie erfolgreich war. Vielleicht besaß er kein Recht, noch mehr zu verlangen.

Sein Blick glitt über die pastellfarbenen Häuser am Hafen, die kleinen viktorianischen Pfefferkuchenhäuser in Cow Hollow und die stolze griechische Pracht des Palastes der Schönen Künste. Und dann, nachdem seine Augen über die Kuppel, die Maybeck ein halbes Jahrhundert zuvor geschaffen hatte, und weiter unten über die Dachgiebel gewandert waren, entdeckte er sie plötzlich. Eine Frau, am Fuß der Treppe hingekauert, als sei sie dort eingemeißelt worden - einer Statue aus dem Palast der Schönen Künste gleichend. Nur dass diese hier noch feiner war, mit dem edlen Profil, das sich silhouettenhaft von den Straßenlichtern abhob. Er entdeckte, dass er plötzlich sehr still dasaß und hinunterstarrte, als sei sie eine Skulptur, eine Statue, irgend etwas, das jemand dort zurückgelassen hatte - ein edles Marmorbild in Form einer Frau, dabei so geschickt gestaltet, dass man sie fast für lebendig halten konnte.

Sie bewegte sich nicht, und er beobachtete sie fast fünf Minuten lang. Er sah, wie sie sich aufrichtete, mit einem langen, tiefen Atemzug die frische Nachtluft einsog und langsam wieder ausatmete, so, als habe sie einen sehr harten Tag gehabt. Es war etwas Ungewöhnliches um sie. Alex saß wie gebannt und war unfähig fortzuschauen. Es war das seltsamste Gefühl, das er je erlebt hatte, dazusitzen, auf die Gestalt, die im trüben Licht der Straßenlaternen saß, hinabzustarren und sich zu ihr hingezogen zu fühlen: Wer war sie? Was tat sie dort unten? Ihre Gegenwart schien an den tiefsten Kern seines Wesens zu rühren.

Ihre Haut wirkte sehr weiß in der Dunkelheit. Ihr Haar, dunkel und glänzend, war im Nacken zu einem sanften Knoten geschlungen. Es wurde von höchstens ein oder zwei Nadeln zusammengehalten. Für einen Moment überfiel Alex der verrückte Wunsch, die Stufen hinunterzurennen, sie zu berühren, sie in die Arme zu nehmen und ihr das dunkle Haar zu lösen. Als ob sie fühlte, was er dachte, schreckte sie plötzlich aus ihren Träumereien, so, als sei sie aus großer

Entfernung von einer festen Hand zurückgeholt worden. Sie drehte sich zu ihm um und hob den Kopf. Sie schaute zu der Stelle, an der er saß. Und was er sah, als er zu ihr hinunterblickte, war das schönste Gesicht, das er je gesehen hatte. Ein Gesicht mit den vollendeten Proportionen eines Kunstwerks: reine, edle Züge, ein makellooses Antlitz mit riesigen dunklen Augen und einem sanft geschwungenen Mund. Es waren vor allem die Augen, die ihn fesselten, als sie ihn ansah - geheimnisvolle Augen, die das ganze Gesicht zu beherrschen schienen, Augen, erfüllt von einem unermesslichen Schmerz. Er konnte im Laternenlicht erkennen, wie zwei schimmernde Tränenflüsse über die marmorweißen Wangen rannen. Für einen endlosen Moment begegneten sich ihre Augen, und Alex spürte, wie sich jede Faser seines Körpers zu der unbekannten Schönen mit den großen Augen und dem dunklen Haar hingezogen fühlte. Sie sah so verletzlich, so verloren aus, wie sie dort unten saß. Verwirrt senkte sie den Kopf. Alex fühlte das starke Bedürfnis, zu ihr hinunterzugehen. Er beobachtete sie und kämpfte mit seinem Entschluss. Plötzlich stand sie auf. Sie war in Pelz gehüllt, in ein Luchsfell, das sie wie eine Wolke umschwebte. Erneut flogen ihre Augen zu Alex hinauf, doch diesmal nur für den Bruchteil einer Sekunde. Und dann, als habe es sich nur um eine Erscheinung gehandelt, ging sie auf eine Hecke zu und war jäh verschwunden.

Einen langen Augenblick starrte Alex auf den Fleck, auf dem sie gesessen hatte. Unvermittelt stand er auf und lief die Stufen hinunter, um die Stelle aus der Nähe zu betrachten. Unten entdeckte er einen schmalen Pfad, der zu einer schweren Tür führte. Er konnte nur vermuten, dass sich dahinter ein Garten befand. Es gab keine Möglichkeit, festzustellen, wem dieses Grundstück gehörte. Hier endete also das Mysterium. Vielleicht saß sie in einem verborgenen Garten hinter der versperrten Tür. Er spürte einen Anflug ohnmächtiger Verzweiflung, wohl wissend, dass er sie niemals wiedersehen würde. Langsam kehrte er um und stieg die Stufen wieder hinauf.

Selbst als Alex den Schlüssel aus der Tasche zog, um die Haustür auf zuschließen, verfolgte ihn noch das Gesicht der weinenden Frau. Wer war sie? Warum weinte sie? Aus welchem Haus war sie gekommen? Er setzte sich auf den Absatz der schmalen Wendeltreppe in der Eingangshalle und starrte in das leere Wohnzimmer, die Reflexe des Mondlichts auf dem nackten Holzfußboden verfolgend. Nie zuvor hatte er eine anmutigere Frau gesehen. Es war ein Gesicht, das einen leicht ein Leben lang verzaubern konnte. Oder wenn schon nicht ein Leben lang, so würde er sich ganz bestimmt noch eine lange Zeit an sie erinnern. Er überhörte sogar das Telefon, als es fünf Minuten später läutete - so abwesend war er, so erfüllt von der Erscheinung, die er gerade erlebt hatte. Als er das Läuten endlich bemerkte, sprang er auf, hastete mit wenigen Sätzen nach oben und stürmte in seine Höhle. Er kam gerade noch rechtzeitig, um den Hörer aus einem Wust von Papieren, die auf seinem Schreibtisch lagen, herauszuklauben.

»Hallo, Alex.« Sofort entstand ein Augenblick gespannten Schweigens. Es war seine Schwester Kay.

»Was ist los?« Das hieß soviel wie: Was willst du? Kay rief niemals jemanden an, ohne etwas zu wollen oder zu brauchen.

»Nichts Besonderes. Wo warst du? Ich rufe seit einer halben Stunde an. Das Mädchen, das noch in deiner Praxis arbeitete, sagte mir, du seist direkt nach Haus gefahren.« So war sie stets. Wenn sie etwas wollte, wollte sie es sofort, ob es einem passte oder nicht.

»Ich habe einen Spaziergang gemacht.«

»Um diese Zeit?« Ihre Stimme klang argwöhnisch. »Weshalb? Irgendwas nicht in Ordnung?« Er seufzte. Schon seit Jahren ging ihm seine Schwester auf die Nerven. Es war so wenig Entgegenkommendes, so wenig Sanftes an ihr. Sie war voller Kanten - kalt und hart und scharf. Manchmal erinnerte sie ihn an ein sehr hartes kristallenes Objekt, das man auf einen Schreibtisch stellt. Hübsch anzusehen, doch keiner würde wagen, es anzufassen oder mitzunehmen. Und seit Jahren lag es offen zutage, dass ihr Ehemann sie ebenso empfand.

»Nein, alles in Ordnung, Kay.« Allerdings musste er einräumen, dass sie für eine Frau, die den Gefühlen anderer Leute so gleichgültig gegenüberstand, ein untrügliches Gespür dafür hatte, wann er niedergeschlagen oder unpässlich war.

»Ich brauchte nur ein wenig frische Luft. Ich hatte einen langen Tag.« Mit dem Versuch, die Unterhaltung in ruhiges Fahrwasser zu leiten und von sich selber abzulenken, fragte er: »Machst du niemals einen Spaziergang, Kay?«

»Hier in New York? Bist du bescheuert? Hier kannst du schon vom Luftholen tot umfallen.«

»Ganz zu schweigen von Raubüberfall und Entführung.« Er lächelte in den Hörer und spürte sie gleichfalls lächeln. Kay Willard war keine Frau, die häufig lächelte. Dazu war sie zu intensiv, zu hektisch, zu betriebsam und viel zu selten erheitert. »Welchem Umstand verdanke ich die Ehre deines Telefonanrufs?« Er lehnte sich im Stuhl zurück, blickte durch das Fenster auf die Aussicht und harrete geduldig der Antwort.

Kay würde jetzt eine ganze Zeitlang über Rachel reden. Kay war mit ihrer Ex-Schwägerin aus einleuchtenden Gründen in Verbindung geblieben. Der frühere Gouverneur war jemand, den sie in ihrem Schlepptau halten wollte. Wenn sie Alex überreden könnte, zu Rachel zurückzukehren, wäre der alte Mann entzückt gewesen. Vorausgesetzt natürlich, sie konnte Rachel davon überzeugen, wie

verzweifelt unglücklich Alex ohne sie war und wieviel es ihm bedeuten würde, wenn sie ihm noch einmal eine Chance gäbe. Kay ließ es bei solchen Bemühungen niemals bewenden. Sie hatte schon mehrfach versucht, eine Begegnung herbeizuführen, wenn er in New York war. Aber selbst wenn Rachel bereit gewesen wäre, wovon Kay nie ganz überzeugt war, hatte sich über die Jahre hinweg ganz klar herausgestellt, dass Alex es nicht war. »Nun, Kongressabgeordnete Willard?«

»Nichts von Bedeutung. Ich wollte nur wissen, wann du wieder nach New York kommst.«

»Warum?«

»Sei nicht so stur, Herrgott. Ich dachte daran, für ein paar Leute ein Essen zu geben.«

»Was für Leute?« Alex sah, wie sie sich in Positur setzte und grinste. Sie war schon erstaunlich, seine Schwester, die Dampfwalze. Man brauchte nur einen Ton zu sagen, und sie hörte nicht mehr auf.

»Also, Alex, nun flüchte dich nicht in die Verteidigung.«

»Wer verteidigt sich? Ich wollte lediglich wissen, wen du mit mir zusammen zum Essen einladen willst. Was ist daran verkehrt? Es sei denn, es sollte sich erweisen, dass jemand auf deiner Gästeliste steht, der uns allen etwas Unbehagen bereitet. Soll ich die Anfangsbuchstaben raten, Kay? Würde das die Sache erleichtern?«

Wider Willen musste sie lachen. »Schon gut, schon gut, ich habe die Botschaft vernommen. Aber, Menschenkind, Alex, ich wäre neulich fast über sie gestolpert, als ich mit der Maschine vom Ministerium kam. Sie sah phantastisch aus.«

»Sollte sie auch. Bei ihren Einkünften sähest du auch so aus.«

»Vielen Dank, Lieber.«

»Gern geschehen.«

»Wusstest du schon, dass sie als Abgeordnete für das Stadtparlament kandidieren soll?«

»Nein.« Es entstand ein längeres Schweigen. »Doch es überrascht mich nicht sonderlich. Dich etwa?«

»Nein.« Seine Schwester seufzte hörbar. »Manchmal frage ich mich, ob dir klar ist, was du aufgegeben hast.«

»Völlig klar. Und ich bin dem Schöpfer jeden Tag meines Lebens dafür dankbar. Ich möchte mit keiner Politikerin verheiratet sein. Das ist eine Ehre, die Männern wie George vorbehalten bleiben sollte.«

»Was, zum Donner, soll das heißen?«

»Er hat so viel mit seiner Arztpraxis zu tun. Ich wette, es fiel ihm nicht einmal auf, wenn du drei Wochen in Washington bliebest. Mir würde es auffallen.« Dass es ihrer Tochter gleichfalls auffallen würde, behielt er für sich. Er wusste es, weil er sich jedesmal, wenn er in New York war, ausführlich mit Amanda unterhielt. Er führte sie zum Mittag- oder Abendessen aus oder machte lange Spaziergänge mit ihr. Er kannte seine Nichte besser als die eigenen Eltern. Manchmal dachte er, es kümmerte Kay herzlich wenig. »Apropos, wie geht es Amanda?«

»Gut, nehme ich an.«

»Was heißt: >du nimmst an<?« Die Kritik war deutlich aus seinen Worten herauszuhören. »Hast du sie nicht gesehen?«

»Herrgott, ich bin gerade mit dem verdammten Flugzeug vom Ministerium zurück. Was willst du eigentlich von mir, Alex?«

»Nicht viel. Was du tust, geht mich nichts an. Was du ihr antust, ist eine andere Sache.«

»Das geht dich nichts an.«

»Nein ? Und wen geht es etwas an, Kay ? Etwa George? Ist ihm aufgefallen, dass du am Tag keine zehn Minuten mit deiner Tochter verbringst? Bestimmt nicht.«

»Sie ist sechzehn Jahre alt, mein Gott. Sie braucht keinen Babysitter mehr, Alex.«

»Nein, aber sie braucht verzweifelt eine Mutter und einen Vater — so wie jedes junge Mädchen.«

»Ich kann's nicht ändern. Ich bin in der Politik, und du weißt, wie man da gefordert wird.«

»Ja, ja.« Er schüttelte langsam den Kopf. Und genau das gleiche wünschte sie ihm ebenfalls: ein Leben mit Rachel >Patterson<, ein Leben, das ihn zum Prinzgemahl degradierte. »Sonst noch was?« Er hatte keine Lust, noch länger mit ihr zu reden. Die fünf Minuten, die er ihr zugehört hatte, hatten ihm gereicht.

»Ich kandidiere nächstes Jahr für den Senat.«

»Gratuliere.« Seine Stimme klang matt.

»Sei nicht zu überschäumend.«

»Bin ich nicht. Ich habe an Mandy gedacht. Was bedeutet das für sie?«

»Was das für sie bedeutet? Wenn ich siege, ist sie die Tochter einer Senatorin. Das bedeutet es.« Kays Stimme klang auf einmal giftig.

»Glaubst du, dass sie sich viel daraus macht?«

»Vermutlich nein. Das Kind trägt den Kopf so hoch in den Wolken, dass sie vermutlich keinen Sechser darum gäbe, selbst wenn ich für die Präsidentschaft kandidierte.« Ihre Stimme klang für einen Augenblick traurig, und Alex schüttelte den Kopf.

»Das ist nicht das, was zählt, Kay. Wir sind alle stolz auf dich, wir lieben dich, aber es gibt doch noch etwas anderes als...« Wie sollte er es ihr sagen? Wie es ihr erklären? Sie interessierte sich ausschließlich für ihre Karriere, ihre Arbeit.

»Ich glaube, niemand von euch kann ermessen, was es für mich bedeutet, wie hart ich geschuftet habe, um es so weit zu bringen. Es war mörderisch, aber ich habe es geschafft. Und alles, was dir einfällt, ist, darüber zu meckern, was für eine Sorte von Mutter ich bin. Und unsere liebe Mutter ist noch schlimmer als du. Und George ist zu sehr damit beschäftigt, andere Leute aufzuschneiden, um sich zu erinnern, ob ich Kongressabgeordnete oder Bürgermeister bin. Das ist, gelinde gesagt, ein bisschen entmutigend.«

»Sicher ist es das. Aber manchmal nehmen Leute Schaden an Karrieren wie der deinen.«

»Das muss man in Kauf nehmen.«

»Tatsächlich? Ist das alles, was dabei herauskommt?«

»Schon möglich.« Sie hörte sich müde an. »Ich habe nicht alle Antworten parat. Ich wünschte, ich hätte sie. Und wie sieht's bei dir aus? Was machst du so die ganze Zeit?«

»Nicht viel. Ich arbeite.«

»Bist du glücklich?«

»Manchmal.«

»Du solltest zu Rachel zurückkehren.«

»Wenigstens kommst du gleich zum Punkt. Ich will es nicht, Kay. Übrigens, wie kommst du darauf, dass sie mich will?«

»Sie sagte, sie würde dich gern sehen.«

»O Jesus.« Er stöhnte in den Hörer. »Du gibst wohl niemals auf, wie? Warum heiratest du nicht ihren Vater und lässt mich in Frieden? Das würde dich doch zu dem gleichen Endergebnis führen, oder nicht?«

Diesmal lachte Kay. »Schon möglich.«

»Erwartest du wirklich, dass ich mein Liebesleben nach den Erfordernissen deiner Karriere ausrichte?« Die Idee belustigte ihn, aber er wusste, dass sich hinter dem abscheulichen Gedanken ein Körnchen Wahrheit verbarg. »Was ich am meisten an dir liebe, große Schwester, ist deine grenzenlose Dreistigkeit.«

»Sie führt mich stets ans Ziel, kleiner Bruder.«

»Davon bin ich überzeugt, aber diesmal irrst du, Liebe.«

»Kein kleines Abendessen mit Rachel?«

»Nein, aber wenn du sie wiedersiehst, bestell ihr meine besten Grüße.« Einen leichten Druck im Magen spürte er bei der Erwähnung ihres Namens. Er liebte sie nicht mehr, aber dann und wann, wenn er etwas über sie hörte, tat es noch weh.

»Das will ich tun. Und denk darüber nach. Ich kann jederzeit etwas für dich improvisieren, wenn du in New York bist.«

»Mit ein bisschen Glück wirst du nach Washington gehen und viel zu beschäftigt sein, um mich zu sehen.«

»Kann sein. Wann kommst du in den Osten?«

»Vermutlich in einigen Wochen. Ich muss einen Mandanten in New York aufsuchen. Ich bin sein Co-Verteidiger in einer ziemlich großen Sache hier draußen.«

»Ich bin beeindruckt.«

»Bist du das?« Seine Augen verengten sich, als er flüchtig durchs Fenster blickte. »Warum? Passt es gut in dein Wahlkampfmaterial? Ich denke, Mutters Leser brächten dir mehr Stimmen ein, als ich es vermag. Bist du nicht auch dieser Meinung?« In seiner Stimme lag ein Ton von Ironie. »Es sei denn, natürlich, ich besäße den guten Geschmack, Rachel wieder zu heiraten.«

»Gib nur acht, dass du nicht in irgendwelche Schwierigkeiten gerätst.«

»War ich das je?« Es klang amüsiert.

»Nein, aber wenn ich für den Senat kandidiere, so wird es ein knappes Rennen. Ich trete gegen diesen Moralapostel an, und wenn ein auch nur entfernt mit mir Verwandter irgend etwas Unappetitliches anstellt, bin ich weg vom Fenster.«

»Sicher wirst du Mutter entsprechend instruieren.« Er hatte es scherzhaft gemeint, doch sie reagierte prompt sehr ernst.

»Das habe ich bereits getan.«

»Machst du Witze?« Er lachte auf bei dem Gedanken, seine elegante, modebewusste weißhaarige Mutter könnte etwas Unschickliches anstellen, was Kays Kandidatur für einen Sitz im Senat gefährdete.

»Ich spaße nicht, ich meine es so. Ich kann mir jetzt keine Probleme leisten, keinen Blödsinn, keinen Skandal.«

»O Schande!«

»Was meinst du?«

»Nun ja... ich war eben im Begriff, ein Verhältnis mit dieser Ex-Nutte anzufangen, die gerade aus dem Gefängnis gekommen ist.«

»Sehr witzig. Mir ist es todernst.«

»Leider, wie ich sehe. Du kannst mir ja meine Instruktionsliste geben, wenn ich nach New York komme. Bis dahin werde ich versuchen, mich anständig zu betragen.«

»Tu das. Und lass es mich wissen, wenn du rüberkommst.«

»Warum? Damit du ein heimliches Rendezvous mit Rachel arrangieren kannst? Tut mir leid, Kongressabgeordnete Willard, sogar im Interesse deiner Karriere bin ich dafür nicht zu haben.«

»Du bist ein Idiot.«

»Mag sein.« Doch das dachte er keineswegs. Er dachte es ganz und gar nicht. Nachdem das Telefonat mit Kay beendet war, ertappte sich Alex dabei, wie er, aus dem Fenster starrend, nicht an Rachel dachte, sondern an jene andere Frau, die er vorhin auf den Treppenstufen gesehen hatte. Schloss er die Augen, konnte er sie vor sich sehen: das vollkommen geformte Antlitz, die riesigen Augen, der empfindsame Mund. Nie zuvor hatte er eine Frau erlebt, die so schön und dabei so geheimnisvoll war. Mit geschlossenen Augen saß er an seinem Schreibtisch und

dachte an sie. Er seufzte, schüttelte den Kopf, öffnete die Augen und stand auf. Es war lächerlich, von einer völlig fremden Frau zu träumen. Er kam sich albern vor, lachte auf und vertrieb sie aus seinen Gedanken.

Sonnenlicht flutete ins Zimmer, schimmerte auf der beigefarbenen Tagesdecke und den gleichfarbigen Polstersesseln. Es war ein großer, schöner Raum mit langen französischen Fenstern, die zur Bucht hinaus lagen. Vom Boudoir, das mit dem Schlafzimmer verbunden war, konnte man die Golden-Gate-Brücke sehen. In jedem Zimmer befand sich ein Marmorkamin. Sorgfältig ausgesuchte französische Gemälde hingen an den Wänden. In einer Ecke stand eine unschätzbar wertvolle chinesische Vase in einer Louis-Quinze-Vitrine aus Intarsien. Vor den Fenstern ein Louis-Quinze-Schreibtisch, der jeden anderen Raum erdrückt hätte. Er war pompös, bombastisch, steril und kalt. Neben dem Boudoir war noch ein kleiner, holzgetäfelter Raum, angefüllt mit englischen, spanischen und französischen Büchern.

Es war neun Uhr morgens. Raphaella trug ein perfekt geschneidertes Maßkostüm, das ihre vollendete Erscheinung ungemein stilvoll zur Geltung brachte. Das Kostüm war eigens für sie in Paris angefertigt worden, wie die meisten ihrer Modellkleider, ausgenommen jene, die sie in Spanien gekauft hatte. In San Francisco kaufte sie selten Garderobe ein. Sie ging fast niemals aus. In San Francisco war sie eine unsichtbare Person, ein Name, den die Leute selten erwähnten, jemand, den sie niemals sahen. Für die meisten von ihnen wäre es schwierig gewesen, den Namen der Mrs. John Henry Phillips mit ihrem Gesicht in Verbindung zu bringen. Es wäre ihnen schwergefallen, diese vollendete schneeweiße Schönheit zu beschreiben. Als sie John Henry heiratete, hatte ein Reporter sie mit einer Märchenprinzessin verglichen und hinzugefügt, dass sie dies in vielerlei Hinsicht auch sei. Aber die Augen, die an diesem Oktobermorgen über die weite Bucht schauten, waren nicht die einer Märchenprinzessin. Es waren die Augen einer sehr einsamen jungen Frau, eingeschlossen in einer sehr einsamen Welt.

»Ihr Frühstück steht bereit, Mrs. Phillips.« Im Eingang stand ein Dienstmädchen in blütenweißer Uniform. Ihre Meldung hört sich an wie ein Befehl, musste Raphaella denken, doch dieses Gefühl hatte sie stets, wenn sie an John Henrys Diensthofen dachte. Dasselbe hatte sie im Hause ihres Vaters in Paris empfunden und auch im Hause ihres Großvaters in Spanien. Es war ihr stets so vorgekommen, als seien es die Diensthofen, die die Befehle gaben, wann sie aufzustehen, sich anzukleiden, zu frühstücken und wann sie das Abendessen einzunehmen hatte. »Madame, es ist serviert«, bedeutete im Hause ihres Vaters in Paris, dass das Essen auf dem Tisch stand. Und wenn Madame nicht wünschte, dass serviert werde? Wenn Madame lediglich ein Sandwich wünschte, um es, auf dem Fußboden vor dem Kaminfeuer hockend, zu verzehren? Oder anstelle des Frühstücks mit Toast und verlorenen Eiern eine Portion Eiscreme? Der Gedanke ließ sie leicht lächeln, als sie in ihr Schlafzimmer zurückkehrte und sich umsah. Alles stand bereit. Ihre Koffer standen korrekt aufgereiht in einer Ecke - alle in schokoladenfarbenem weichem Wildleder gehalten -, und daneben lag die große Tragetasche, in welcher Raphaella einige Geschenke für ihre Mutter, Tante und Cousinen, ihren Schmuck und etwas Lesestoff für den Flug untergebracht hatte. Als sie auf das Gepäck sah, empfand sie keine Freude auf die bevorstehende Reise. Sie freute sich eigentlich nie auf irgend etwas. Ihr Leben war wie das endlose Band einer Landstraße, die zu einem nie gesehenen, unbekannten Ziel führte. Ein Ziel, das ihr gleichgültig war, denn sie wusste, jeder Tag würde wie der vorherige sein. Sie würde jeden Tag das gleiche tun, was sie seit annähernd sieben Jahren getan hatte - mit Ausnahme der vier Wochen im Sommer, wenn sie nach Spanien flog, und der paar Tage zuvor,

wenn sie nach Paris flog, um ihren Vater zu sehen. Zusätzlich gab es noch gelegentliche Abstecher, um ihre Verwandten in New York zu treffen. Jahre schienen vergangen, seit sie zuletzt dort gewesen, seit sie Europa verlassen, seit sie John Henrys Frau geworden war. Es war alles so anders gekommen, als es zu Beginn ausgesehen hatte.

Angefangen hatte alles wie ein Märchen. Oder eine Fusionierung. Ein bisschen von beidem gab es in dieser Geschichte. Die Verbindung des Bankhauses Malle von Paris, Mailand, Madrid und Barcelona mit der Phillips Bank von Kalifornien und New York. Beide Imperien bestanden aus Investmentbanken bedeutender internationaler Größenordnungen. Der erste gigantische Geschäftsabschluss ihres Vaters mit John Henry hatte dies zuwege gebracht, verbunden mit einer Schlagzeile der >Times<. Es war auch der Beginn der häufigen Begegnungen ihres Vaters mit John Henry. Als ihre gemeinschaftlichen Transaktionen zu florieren begannen, hatte sich John Henry mit Antoinettes einzigem Kind vermählt.

Raphaella war niemals einem Menschen wie John Henry begegnet. Er war hochgewachsen, gutaussehend, interessant, einflussreich und dabei freundlich, gütig, stets mit sanfter Stimme sprechend. In seinen Augen lag ein Ausdruck, als ob sie ständig lächelten. Dies führte anfangs zu Missverständnissen, bis Raphaella im Laufe der Zeit herausfand, wie gerne er neckte und spielte. Er war ein Mann von außerordentlicher Phantasie und Ideenreichtum, ein Mann mit Geist und großer Überzeugungskraft, ein Mann mit Stil.

Das einzige, woran es John Henry Phillips mangelte, war Jugend. Selbst dies war anfangs schwer zu glauben, wenn man in das schmale, noble Antlitz blickte oder seine kräftigen Arme beim Tennisspielen oder Schwimmen sah. Er hatte einen großen, prachtvoll modellierten Körper, um den Männer, die halb so alt waren wie er, ihn beneidet haben würden.

Es war sein Alter, das ihn zunächst davon abhielt, Raphaella zu umwerben. Aber als die Zeit verstrich und die Häufigkeit seiner Besuche in Paris zunahm, fand er sie bei jeder Begegnung charmanter, zutraulicher und reizender. Und trotz der strengen Vorstellungen über die Zukunft seiner Tochter konnte Antoine de Mornay-Malle der Aussicht, seinen alten Freund mit seinem einzigen Kind verheiratet zu sehen, nicht widerstehen. Er war sich der Schönheit seiner Tochter, ihrer Liebenswürdigkeit, Offenheit und ihres unschuldigen Charmes sehr wohl bewusst. Er war sich aber auch bewusst, welch ein seltener Fang John Henry Phillips für jede Frau bedeutete, ungeachtet des großen Altersunterschieds.

Er war auch nicht blind gegenüber der Tatsache, was es für seine Bank bedeutete. Eine Überlegung, die er schon einmal in seinem Leben mit in Erwägung gezogen hatte. Seine eigene Heirat basierte sowohl auf Zuneigung als auch auf einem ebenso guten Geschäftssinn.

Der Vater seiner Frau, der alte Marquis de Quadral, war das regierende Finanzgenie von Madrid gewesen. Seine Söhne hatten jedoch seine Leidenschaft für die Welt der Finanzen nicht geerbt und sich größtenteils in andere Interessensphären begeben. Jahrelang hatte der alternde Marquis nach jemandem Ausschau gehalten, der seine Nachfolgerschaft bei den Banken, die er vor Jahren gegründet hatte, antreten könnte. Eines Tages begegnete ihm Antoine. Dieser hatte, nach einer Menge fleißiger Beinarbeit, einen Zusammenschluss des Bankhauses Malle mit dem Bankhaus Quadral zustande gebracht und in Kooperation zahlreiche gute Abschlüsse erzielt. Die Union vervierfachte Antoinettes Reichtum, entzückte den alten Marquis und brachte Antoine die Tochter des Marquis, die Marquise de Santos y Quadral, ein. Bei der ersten Begegnung mit der flachsblonden, blauäugigen Schönheit war Antoine sofort in Liebe entbrannt. Er hatte zu jenem Zeitpunkt schon mehrfach daran gedacht, sich zu verheiraten und einen Erben zu zeugen. Alejandra war die perfekte Lösung des Problems, und eine

sehr hübsche noch dazu. Als Neunzehnjährige war sie eine hinreißende Schönheit mit dem erlesensten Gesicht, das Antoine je gesehen hatte. Er dagegen sah an ihrer Seite wie ein echter Spanier aus, mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Augen. Zusammen bildeten sie ein außergewöhnliches Paar.

Sieben Monate nach der ersten Begegnung war ihre Hochzeit das Hauptereignis der Gesellschaftssaison. Ihre Flitterwochen verbrachten sie in Südfrankreich. Gleich darauf erschienen sie pflichtgemäß in Santa Eugenia an der Küste Spaniens, wo der Marquis einen Landsitz in einer Grafschaft besaß. Erst hier begann Antoine zu begreifen, was eine Heirat mit Alejandra bedeutete. Er war jetzt ein Familienmitglied, ja, ein weiterer Sohn des ältlichen Marquis. Man erwartete sein häufiges Erscheinen in Santa Eugenia und möglichst zahlreiche Aufenthalte in Madrid. Es war klar erkennbar, was Alejandra im Sinn hatte. Als die Zeit der Rückkehr nach Paris gekommen war, flehte sie ihren Gatten an, sie noch für einige Wochen in Santa Eugenia zu lassen. Und als sie schließlich nach Paris zurückkehrte, sechs Wochen später als versprochen, wusste er, was das für die Zukunft hieß. Alejandra würde die meiste Zeit ihres Lebens in ihrer Heimat verbringen, umgeben von ihrer Familie. Die ganzen Kriegsjahre über hatte sie dort zurückgezogen gelebt. Jetzt, nachdem der Krieg vorbei und sie inzwischen verheiratet war, wünschte sie das Leben in der vertrauten Umgebung fortzusetzen.

Wie vorauszusehen, brachte Alejandra ein Jahr nach ihrer Hochzeit ihr erstes Kind zur Welt, einen Sohn namens Julian. Antoine war selig. Nun besaß er einen Erben für sein eigenes Imperium. Stundenlang schlenderten er und der Marquis über die Gründe von Santa Eugenia und schmiedeten Zukunftspläne für die Bank und Antoines inzwischen einen Monat altes Söhnchen. Antoine besaß die volle Unterschriftsvollmacht seines Schwiegervaters. In dem Jahr seit seiner Heirat mit Alejandra hatten beide, das Bankhaus Malle und das Bankhaus Quadral, stark an Wachstum gewonnen.

Alejandra verbrachte den Sommer in Santa Eugenia mit ihren Brüdern, Schwestern, deren Cousins, Nichten und Freunden. Als Antoine nach Paris zurückkehrte, war sie erneut in anderen Umständen. Diesmal erlitt sie eine Fehlgeburt, und das Mal darauf kamen bei einer Frühgeburt tote Zwillinge zur Welt. Danach gab es eine kurze Pause, als sie sechs Monate zur Erholung in Madrid bei ihrer Familie weilte. Nach Paris zum Gatten zurückgekehrt, wurde sie erneut schwanger. Raphaella wurde geboren, zwei Jahre jünger als ihr Bruder Julian. Nach zwei weiteren Fehlgeburten und einer Totgeburt verkündete die hinreißend schöne Alejandra, dass ihr das Pariser Klima nicht bekomme, und ihre Geschwister meinten, sie würde sich in Spanien gesünder fühlen. Antoine fügte sich in das Unabänderliche.

Von da an war er zufrieden, wenn er sie in Santa Eugenia oder Madrid sehen konnte, umgeben von ihren Cousins, Schwestern und Anstandsdamen, vollkommen glücklich, ständig in Gesellschaft ihrer Verwandten sowie einer Anzahl Freundinnen und einer Handvoll unverheirateter Brüder zu sein, die sie zu Konzerten, in die Oper oder in das Theater begleiteten. Alejandra zählte noch immer zu den größten Schönheiten Spaniens. Sie führte das unübertrefflich angenehme Leben von Trägheit und Reichtum, das sie so über alle Maßen schätzte. Es war zwar kein großes Problem für Antoine, zwischen Paris und Spanien zu pendeln, aber seine Bankgeschäfte hielten ihn mehr und mehr von häufigen Reisen ab. Er hatte seine Frau rechtzeitig veranlassen können, die Kinder nach Paris zu geben, wo sie die Schule besuchten. Natürlich unter der Bedingung, dass sie bei jeder erdenklichen Gelegenheit und für vier Monate im Sommer nach Santa Eugenia flogen. Hin und wieder willigte sie auch ein, ihn in Paris zu besuchen, trotz der schädlichen Wirkung, die das französische Wetter auf ihre Gesundheit hatte, wie

sie unverwandt behauptete. Nach der letzten Totgeburt hatte es keine weiteren Schwangerschaften gegeben. Zwischen Alejandra und ihrem Ehemann bestand nur noch eine platonische Liebe. Etwas völlig Normales, wie sie von ihren Schwestern wusste.

Antoine war es absolut zufrieden, die Dinge zu belassen, wie sie waren, und als der Marquis starb, hatte sich die Heirat ausgezahlt. Niemand war von den Vorkehrungen überrascht. Alejandra und Antoine erbten gemeinschaftlich das Bankhaus Quadral. Ihre Brüder wurden großzügig abgefunden, aber an Antoine fiel das Imperium, das er so brennend gern seinem eigenen hinzufügen wollte. Nun war es sein Sohn, von dem er hoffte, dass er fortführte, was er aufgebaut hatte. Aber Antoinettes einzigem Sohn war es nicht vergönnt, das Erbe anzutreten. Mit sechzehn verunglückte Julian de Mornay-Malle tödlich bei einem Polospiel in Buenos Aires. Er ließ eine betäubte Mutter, einen jeder Hoffnung beraubten Vater und Raphaella als einziges Kind Antoinettes zurück.

Und es war Raphaella, die ihren Vater tröstete und mit ihm nach Buenos Aires flog, um den Leichnam des Jungen nach Frankreich zu überführen. Sie war es, die die Hand ihres Vaters während jener endlosen Stunden des Wartens hielt, bis man feierlich den Sarg auf die Rollbahn von Orly herabsenkte. Alejandra kam nach Paris, umringt von ihren Schwestern, Cousinen, einem ihrer Brüder und verschiedenen Freunden - so wie sie stets beschirmt und geschützt wurde. Alejandra besaß eine stattliche Armee zu ihrem Schutz. Antoine hatte niemanden außer einem vierzehnjährigen Kind.

Später erwuchs aus dieser Tragödie eine ungewöhnliche Bindung zwischen Vater und Tochter. Etwas, worüber sie niemals sprachen, was aber stets vorhanden war. Die Tragödie stellte auch eine ungewöhnliche Bindung zwischen ihrem Vater und John Henry her, als die beiden Männer entdeckten, dass sie das gleiche Schicksal teilten: den Verlust ihrer einzigen Söhne. John Henrys Junge starb bei einem Flugzeugunglück. Als einundzwanzigjähriger junger Mann hatte er seine eigene Maschine geflogen. Fünf Jahre später starb auch John Henrys Gattin. Aber es war der Verlust der einzigen Söhne, der für jeden der Männer einen unerträglichen Schlag darstellte. Antoine hatte Raphaella gehabt, die ihn tröstete. John Henry besaß keine weiteren Kinder, und nach dem Tode seiner Frau hatte er nicht wieder geheiratet.

Zu Beginn ihrer Geschäftsbeziehung hielt sich Raphaella jedesmal in Spanien auf, wenn John Henry nach Paris kam. Schon begann er Antoine wegen dessen eingebildeter Tochter aufzuziehen. Es wurde zum Standardwitz zwischen ihnen, bis der Butler eines Tages John Henry in Antoinettes Arbeitszimmer geleitete. Vor ihm stand nicht Antoine, sondern ein umwerfend schönes Mädchen, das ihm zitternd wie ein junges Reh entgegensah. Sie hatte einige Schulhefte durchgeblättert und ein paar Zeugnisbücher eingesehen, die ihr Vater dortbehalten hatte. Langes schwarzes Haar hing über ihren Schultern, ein glatter Fluss schwarzer Seide, in Kaskaden weicher Locken mündend. Einen Moment hatte er ehrfürchtig schweigend dagestanden. Dann hatte er sich rasch gefangen. Der warme Schimmer seiner Augen zeigte ihr, dass er ein Freund sei. Während der Monate ihres Studiums in Paris sah sie nur wenige Leute, und in Spanien war sie stets so gut bewacht und geschützt, dass es ungewohnt für sie war, irgendwo allein mit einem Mann zu sein. Sie wusste nicht, was sie als erstes sagen sollte, doch nach Sekunden leichter Befangenheit bemerkte sie das Zwinkern in seinen Augen und musste lachen. Eine halbe Stunde später traf Antoine sie zusammen an. Er war in der Bank aufgehalten worden und entschuldigte sich wortreich für die Verspätung. Unterwegs im Auto hatte er sich gefragt, ob John Henry seiner Tochter wohl endlich begegnet sei. Später musste er sich eingestehen, dass er darauf gehofft hatte.

Kurz nach der Ankunft ihres Vaters hatte Raphaella sich zurückgezogen. Ihre Wangen leuchteten zart rosa auf der schneeweißen Haut.

»Mein Gott, Antoine, sie ist eine Schönheit.« John Henry sah seinen Freund mit einem seltsamen Ausdruck an. Antoine lächelte.

»Also gefällt sie dir, meine eingebildete Tochter? War sie nicht zu scheu? Ihre Mutter hat ihr eingeprägt, dass alle Männer, die es wagen, alleine mit einem Mädchen zu sprechen, Mörder oder zumindest Verführer seien.«

»Was hast du erwartet? Ihr Lebtage lang ist sie total behütet gewesen. Danach überrascht es kaum, wenn sie scheu ist.«

»Nein, aber sie ist jetzt fast achtzehn, und es wird zu einem echten Problem für sie. Es sei denn, sie verbringt den Rest ihres Lebens in Spanien. In Paris sollte sie zumindest fähig sein, mit einem Mann zu reden, ohne dass ein halbes Dutzend Frauen im Zimmer steht, von denen die meisten mit ihr verwandt sind.« Es klang amüsiert, doch in seinen Augen lag gleichzeitig etwas sehr Ernstes. Er sah John Henry lange und durchdringend an und versuchte den Ausdruck, der noch in den Augen des Amerikaners lag, richtig zu deuten. »Sie ist reizend, nicht wahr? Ich weiß, es klingt unbescheiden, so etwas über meine eigene Tochter zu sagen, aber...« Er breitete hilflos die Hände aus und lächelte.

Diesmal begegnete er dem uneingeschränkten Lächeln John Henrys. »Reizend ist nicht ganz das richtige Wort.« Gleich darauf stellte er in fast jugenhafter Manier eine Frage, die Antoinettes Augen aufleuchten ließ. »Wird sie heute abend gemeinsam mit uns dinieren?«

»Wenn du nichts dagegen hast, sehr gerne. Ich dachte, wir könnten hier dinieren und anschließend einen Sprung in meinen Club tun. Matthieu de Bourgon wird heute abend dort sein, und ich habe ihm seit Monaten versprochen, dich mit ihm bekannt zu machen, wenn du das nächste Mal hiersein wirst.«

»Das klingt gut.« Aber es war nicht Matthieu de Bourgon, an den John Henry dachte, als er seinem Freund zunickte.

Es war ihm erfolgreich gelungen, jenen Abend mit Raphaella in die Länge zu ziehen. Das gleiche gelang ihm zwei Tage später, als er im Hause zum Tee erschien. Er kam eigens, um sie zu sehen, und brachte ihr zwei Bücher mit, von denen er zwei Tage zuvor beim Abendessen gesprochen hatte. Wiederum war sie errötet und abermals in Schweigen verfallen, doch diesmal war es ihm gelungen, sie scherzend zum Plaudern zu bewegen, und am Ende des Nachmittags waren sie fast Freunde. Im Verlauf der nächsten sechs Monate begann sie in ihm eine Persönlichkeit zu sehen, die fast so verehrungswürdig und schätzenswert wie ihr eigener Vater war. Als sie das nächste Mal nach Spanien reiste, stellte sie ihn in den Augen ihrer Mutter als eine Art Onkel dar.

Während dieses Aufenthalts tauchte John Henry mit ihrem Vater in Santa Eugenia auf. Sie blieben nur für ein kurzes Wochenende, doch in diesem Zeitraum gelang es John Henry mit Erfolg, Alejandra und die übrigen Heerscharen, die sich während der Frühjahrssaison auf Santa Eugenia aufhielten, mit seinem Charme für sich einzunehmen. Schon damals begann Alejandra John Henrys Absichten zu durchschauen. Raphaella hingegen erkannte sie, erst im Sommer.

Raphaella genoss die ersten Ferientage in Paris bis zu ihrem Flug nach Madrid. Als John Henry erschien, bedrängte sie ihn, mit ihr einen Spaziergang an der Seine zu machen. Sie sprachen über die Straßenkünstler und über die Kinder, und ihr Gesicht leuchtete auf, als sie ihm von ihren Neffen und Nichten in Spanien erzählte. Sie sah unendlich schön aus, als sie mit ihren riesengroßen dunklen Augen zu ihm hochschaute.

»Und wie viele möchten Sie einmal haben, wenn Sie erwachsen sind, Raphaella?« Er sprach ihren Namen stets sehr bedachtsam aus. Das gefiel ihr. Für einen Amerikaner war es ein schwieriger Name.

»Ich bin erwachsen.«

»Sind Sie das? Mit achtzehn?« Er sagte es amüsiert, doch in seinen Augen lag ein sonderbarer Ausdruck, den sie nicht verstand, etwas Müdes, Altes, Weises und Trauriges. Vielleicht hatte er einen Augenblick an seinen toten Sohn gedacht. Auch von ihm hatten sie gesprochen. Und sie hatte ihm von ihrem Bruder erzählt.

»Ja, ich bin erwachsen. Im Herbst gehe ich an die Sorbonne.« Sie hatten einander zugelächelt, und er hatte sich beherrschen müssen, um sie nicht auf der Stelle zu küssen.

Während der ganzen Dauer ihres Spaziergangs hatte er überlegt, wie er sie fragen sollte und ob er nicht total verrückt geworden sei, das Verlangen zu haben, sie überhaupt zu fragen. »Raphaella, haben Sie je daran gedacht, in den Staaten zu studieren?« Sie schlenderten langsam an der Seine entlang, und sie zupfte zärtlich an den Blütenblättern einer Blume.

Jetzt sah sie zu ihm auf und schüttelte den Kopf.

»Ich glaube nicht, dass ich es könnte.«

»Warum nicht? Ihr Englisch ist ausgezeichnet.«

Wieder schüttelte sie den Kopf, und als sie ihn anschaute, waren ihre Augen traurig. »Meine Mutter würde mich niemals gehen lassen. Es ist zu... zu verschieden von unserer Lebensweise. Und es ist so weit weg.«

»Aber ist das auch Ihre Meinung? Das Leben Ihres Vaters unterscheidet sich ebenfalls von dem Ihren. Würden Sie mit dem Leben in Spanien glücklicher sein?«

»Ich glaube, nein«, versetzte sie nüchtern. »Ich denke jedoch, mir bleibt keine große Wahl. Ich glaube, es war immer Papas Absicht, Julian in seine Bank zu nehmen, und es war ausgemacht, dass ich nach Spanien zu meiner Mutter gehe.« Der Gedanke, sie für den Rest ihres Lebens von Anstandsdamen umgeben zu sehen, entsetzte ihn. Gerade als ihr Freund wünschte er ihr mehr als das. Er wünschte, sie frei und lebendig, lachend und unabhängig zu sehen und nicht, wie ihre Mutter, auf Santa Eugenia begraben. Es war nicht das Richtige für dieses Mädchen. Das spürte er in seiner Seele.

»Ich denke, Sie sollten das nicht machen, falls es nicht ausdrücklich Ihr Wunsch ist.«

Mit Resignation, gemischt mit der Weisheit ihrer achtzehnjährigen Augen, sah sie ihn lächelnd an. »Es gibt Pflichten im Leben, Mr. Phillips.«

»Nicht in Ihrem Alter, kleines Mädchen. Noch nicht. Einige Pflichten schon. Etwa die Schule. Oder bis zu einem gewissen Grade der Gehorsam gegenüber den Eltern. Doch Sie haben kein ganzes Leben an etwas zu verschwenden, was Sie nicht wollen.«

»Was sollte ich sonst tun? Ich wüsste nichts anderes.«

»Das ist kein Argument. Sind Sie in Santa Eugenia glücklich?«

»Manchmal. Manchmal auch nicht. Ich finde die Frauen dort sehr langweilig. Meine Mutter mag sie trotzdem. Sie geht sogar mit ihnen auf Reisen. Sie reisen immer in großen Bündeln. Sie reisen nach Rio und Buenos Aires, nach Uruguay und New York, ja, selbst wenn sie nach Paris kommt, bringt sie sie mit. Sie erinnern mich immer an Mädchen aus einem Pensionat, sie wirken so... so...« Die riesigen Augen sahen ihn um Verzeihung bittend an - »so albern. Stimmt's?« Sie sah ihn an, und er nickte.

»Vielleicht ein wenig. Raphaella...« Er kam nicht weiter. Sie war plötzlich stehengeblieben, machte eine Drehung, so dass sie ihm direkt ins Gesicht sehen konnte. Unbefangen, sich ihrer Schönheit, ihres langgliedrigen anmutigen Körpers nicht bewusst, lehnte sie sich leicht gegen ihn und sah ihm mit so viel Vertrauen in die Augen, dass er sich fürchtete, mehr zu sagen.

»Ja?«

Und da konnte er nicht länger an sich halten. Er konnte es nicht. Er musste es

einfach... »Raphaella, Liebling. Ich liebe dich.« Seine Worte waren kaum mehr als ein Raunen in der weichen Pariser Luft. Sein durchfurchtes nobles Antlitz schwebte einen Moment über dem ihren, bevor er sie küsste. Seine Lippen waren zärtlich und weich, seine Zunge erforschte ihren Mund, als kenne sein Hunger nach ihr keine Grenzen, doch ihr Mund war jetzt ebenso hart gegen den seinen gepresst, ihre Arme umschlangen seinen Nacken, ihr Körper drängte sich gegen den seinen. Langsam zog er sich sanft von ihr zurück. Sie sollte nicht das Verlangen spüren, das ihm in die Lenden geschossen war. »Raphaella... ich hab' mich schon so lang danach geseht, dich zu küssen.« Er küsste sie wieder, diesmal sanfter, und sie lächelte mit einem fraulichen Vergnügen, das er nie zuvor in ihrem Gesicht entdeckt hatte.

»Ich auch.« Und dann senkte sie wie ein Schulmädchen den Kopf. »Ich hatte mich vom ersten Augenblick an in dich verliebt.« Mutig sah sie zu ihm hoch. »Du bist so schön.« Diesmal war sie es, die ihn als erste küsste. Dann ergriff sie seine Hand und wollte ihn mit sich an der Seine entlangziehen. Er schüttelte jedoch den Kopf und nahm ihre Hand in die seine. »Zuerst sollten wir über etwas reden. Möchtest du dich setzen?« Er ging zu einer Bank, sie folgte ihm.

Sie sah ihn fragend an und bemerkte etwas in seinen Augen, das sie verwirrte. »Ist etwas?« Er lächelte ein wenig. »Nein. Doch wenn du glaubst, ich sei heute nachmittag mit dir hergegangen, um zu schmusen, wie man zu meiner Zeit zu sagen pflegte, so irrst du, mein Kleines. Es gibt etwas, das ich dich fragen möchte - etwas, wovor ich mich den ganzen Tag schon fürchte.«

»Was ist es?« Ihr Herz fing plötzlich an zu klopfen, ihre Stimme klang ganz dünn.

Einen endlosen Augenblick sah er sie an, sein Gesicht war nahe dem ihren, ihre Hand ruhte sicher in der seinen. »Willst du mich heiraten, Raphaella?« Er spürte, wie sie scharf den Atem einzog, schloss die Augen und küsste sie erneut. Als er sich langsam zurückzog, schimmerten Tränen in ihren Augen. Sie lächelte, wie er sie vorher niemals lächeln sah. Sie nickte, und ihr Lächeln vertiefte sich.

»Ja... ich will...«

Die Hochzeit von Raphaella de Mornay-Malle y de Santos y Quadral und John Henry Phillips IV war ein Ereignis allerersten Ranges. Sie fand in Paris statt. Am Tage der standesamtlichen Trauung gab es ein Gabelfrühstück für zweihundert Gäste. Am Abend des gleichen Tages ein großes Essen für hundertfünfzig Familienmitglieder und nahe Freunde. Ein Hochzeitsgefolge von sechshundert Menschen war am nächsten Tage bei der Trauung in Notre-Dame versammelt. Antoine hatte den gesamten Polo-Club eingeladen, und alle stimmten überein, dass sowohl die Hochzeit als auch der Empfang das Schönste waren, was sie je gesehen hatten. Bemerkenswert war auch das Abkommen, das mit der Presse vereinbart worden war. Raphaella und John Henry sollten eine halbe Stunde lang für die Fotografen posieren und alle gestellten Fragen beantworten. Anschließend wurden sie in Ruhe gelassen.

Die Hochzeitsreportagen erschienen in der >Vogue<, in >Women's Wear Daily< und in der darauffolgenden Wochenendausgabe von >Times<. Während der Presseinterviews klammerte Raphaella sich geradezu verzweifelt an John Henrys Hand. Ihre Augen erschienen größer und dunkler denn je in dem schneeweißen Gesicht.

Damals schwor er sich, sie für die Zukunft vor den neugierigen Augen der Presse abzuschirmen. Er wollte nicht, dass sie sich mit etwas abzugeben hatte, das ihr unangenehm war oder sie unglücklich machte. Er war sich sehr genau bewusst, wie sorgsam sie während ihrer früheren Jahre geschützt gewesen war. Das Problem war nur, dass John Henry ein Mann war, der die Aufmerksamkeit der Presse mit alarmierender Häufigkeit erregte. Indem er eine fünfundvierzig Jahre jüngere Braut nahm, wurde seine Gattin gleichfalls zu einem Objekt der Faszination. Vermögen

von der Größe John Henrys waren schon sagenhaft. Dazu ein achtzehnjähriges Mädchen, Tochter einer Marquise und eines illustren französischen Bankiers... das war fast zu schön, um wahr zu sein. Es ähnelte alles sehr einem Märchen, und kein Märchen war komplett ohne die Märchenprinzessin. Dank John Henrys Bemühungen blieb sie jedoch abgeschirmt. Sie wahrten über die Jahre hinweg gemeinsam eine Anonymität, die keiner für möglich gehalten hätte. Raphaella gelang es sogar, zwei Jahre lang die Vorlesungen an der Universität von Kalifornien in Berkeley zu besuchen, ohne dass es auffiel. Niemand hatte während dieser beiden Jahre eine Ahnung, wer sie war. Sie lehnte es sogar ab, sich vom Chauffeur nach Berkeley fahren zu lassen. John Henry hatte ihr ein kleines Auto gekauft, mit dem sie zu den Vorlesungen fuhr.

Es war aufregend, unter den Studenten zu sein und ein Geheimnis zu haben sowie einen Mann, der sie anbetete. Sie liebte John Henry, denn er war in jeder Beziehung liebenswert und sanft. Er empfand sie wie ein Geschenk, so wertvoll, dass er es kaum zu berühren wagte, so dankbar war er für das neue Leben, das er mit diesem hinreißend schönen, zartfühlenden jungen Mädchen teilen durfte. Sie war in vielerlei Hinsicht kindlich und vertraute ihm mit ihrer ganzen Seele. Vielleicht war es gerade darum eine so bittere Enttäuschung für ihn, als er entdeckte, dass er, vermutlich als Folge einer Niereninfektion vor zwei Jahren, zeugungsunfähig geworden war. Er wusste, wie verzweifelt sie sich Kinder wünschte, und empfand es als schuldhafte Bürde, sie um etwas beraubt zu haben, was sie sich so innig wünschte. Als er es ihr sagte, behauptete sie, es mache ihr nichts aus. Sie habe ja all die Kinder auf Santa Eugenia, die sie verwöhnen, unterhalten und liebhaben könne. Sie erzählte ihnen gerne Geschichten und kaufte ihnen Geschenke. Dauernd ging sie in die Stadt, um großartiges neues Spielzeug nach Spanien zu schicken.

Doch selbst die Erkenntnis, keine Kinder zeugen zu können, löste das Band, das sie über Jahre hinweg zusammenhielt, nicht auf. Es war eine Ehe, in der sie ihn verehrte und er sie anbetete. Wenn der große Altersunterschied bei anderen Kommentare hervorrief, so hatten sie ihn selbst als solchen nie empfunden. Beinahe jeden Morgen spielten sie zusammen Tennis. Manchmal joggte John Henry über den Presidio oder am Strand entlang, und Raphaella rannte mit, ihm wie ein Pudelhündchen auf den Fersen folgend. Sie scherzten miteinander und lachten. Manchmal gingen sie nur schweigend nebeneinander und hielten sich an der Hand. Raphaellas Leben war randvoll ausgefüllt mit John Henry, ihren Studien und ihrer Korrespondenz mit der Familie in Paris und Spanien. Sie führte eine sehr behütete, sehr altmodische Existenz und war eine glückliche Frau, eigentlich eher ein glückliches Mädchen, bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr.

Zwei Tage vor seinem neunundsechzigsten Geburtstag musste John Henry nach Chicago fliegen, um einen Hauptabschluss zu tätigen. Schon seit Jahren hatte er von seinem Ruhestand gesprochen, doch genau wie bei ihrem Vater war kein echtes Ende in Sicht. Er hatte eine zu starke Passion für die Welt der Hochfinanz, für den Erwerb neuer Aktiengesellschaften, für den An- und Verkauf riesiger Kapitalien. Mit Vorliebe tätigte er mammutartige Immobilienabschlüsse gleich jenem ersten, den er mit ihrem Vater ausgehandelt hatte. Ruhestand war nichts für ihn. Aber als er nach Chicago reiste, hatte er Kopfweh, und trotz der Pillen, die Raphaella ihm am Morgen aufgezwungen hatte, waren die Kopfschmerzen immer stärker geworden.

In Panik hatte sein Assistent ein Flugzeug gechartert und war noch am gleichen Abend von Chicago mit ihm zurückgefliegen. Bei der Ankunft war John Henry fast bewusstlos. Als sie ihn auf einer Tragbahre aus dem Flugzeug brachten, blickte Raphaella auf sein blasses graues Gesicht herab. Er hatte so starke Schmerzen, dass er kaum ein Wort zu ihr sagen konnte. Dennoch drückte er auf dem Weg ins Hospital im Ambulanzauto mehrfach ihre Hand, als sie ihn in panischer Verzweiflung ansah. Sie

kämpfte die Tränen zurück. Plötzlich bemerkte sie etwas Eigenartiges um seinen Mund. Eine Stunde später wirkte sein Gesicht merkwürdig verzerrt. Kurz darauf fiel er in ein Koma, aus dem er mehrere Tage nicht erwachte. John Henry Phillips hatte einen Schlaganfall erlitten, wie es in den Abendzeitungen stand. Sein Büro hatte die Mitteilung für die Presse freigegeben, Raphaella, wie stets, vor den neugierigen Augen der Zeitungsleute abschirmend.

Fast vier Monate lag John Henry im Krankenhaus. Bevor er es verließ, hatte er noch zwei weitere kleine Infarkte erlitten. Als sie ihn nach Hause brachten, waren sein rechter Arm und sein rechtes Bein gelähmt.

Das jugendlich wirkende markante Antlitz hing an einer Seite erbarmungswürdig herab. Die Aura von Macht und Stärke hatte ihn verlassen. John Henry war auf einmal ein alter Mann. Seit jenem Ereignis an Leib und Seele gebrochen, musste er noch sieben weitere Jahre seines Lebens mit schwindenden Kräften im Siechtum verbringen.

Er verließ niemals mehr sein Haus. Die Pflegerin rollte ihn in den Garten, damit er im Krankenstuhl ein wenig Sonnenschein bekam. Raphaella saß stundenlang bei ihm, doch sein Geist war nicht immer ganz klar. Sein Leben, einst so vital, so geschäftig, so erfüllt, hatte sich radikal verändert. Von dem Mann, der er gewesen war, war nur mehr die äußere Schale zurückgeblieben. Es war diese Schale, mit der Raphaella zu leben hatte. Treu, ergeben, liebend las sie ihm vor, sprach zu ihm, tröstete ihn. Wie die Pflegerinnen, die rund um die Uhr für seinen gebrochenen Körper zu sorgen hatten, versuchte sie ihn geistig aufzurichten. Aber sein Geist war gebrochen, und zeitweilig fragte sie sich, ob der ihre nicht mittlerweile auch gebrochen sei. Seit der ersten Serie von Infarkten waren sieben Jahre verstrichen. John Henry hatte seitdem noch zwei weitere Infarkte überstanden, die ihn aber noch mehr reduzierten, so dass er jetzt unfähig war, mehr zu tun, als in seinem Rollstuhl zu sitzen. Die meiste Zeit starrte er ins Leere, zurückdenkend an das, was nicht mehr war. Er war noch fähig zu sprechen, wenn auch mit Schwierigkeiten, doch die meiste Zeit schien es, als ob er nichts mehr zu sagen wüsste. Es war ein grausamer Scherz, dass ein Mann, der einst so vital gewesen, nun so klein und nutzlos geworden war. Als Antoine von Paris herübergeflogen kam, um ihn zu sehen, verließ er John Henrys Zimmer mit Tränen, die ihm ungehemmt über das Gesicht rannen. Die Worte, die er seiner Tochter sagte, waren eindeutig und klar. Sie hatte bei dem Mann, der sie liebte und den sie liebte und geheiratet hatte, bis zu seinem Tode auszuharren. Es habe kein Gejammer, keine Einschränkung ihrer Pflichten, keine Beschwerden, keinerlei Unsinn zu geben. Ihre Pflicht stünde fest. Und dabei war es geblieben. Raphaella hatte weder gejammert noch geklagt, noch ihre Pflichten eingeschränkt im Verlaufe sieben langer Jahre.

Die einzige Unterbrechung von der grimmigen Pflicht ihres Alltags war die Zeit, in der sie im Sommer nach Spanien reiste. Sie flog jetzt nur noch für zwei statt für vier Wochen. John Henry beharrte darauf, dass sie reiste. Es marterte ihn mitzuerleben, wie das Mädchen, das er geheiratet hatte, in dem gleichen Maße eine Gefangene seiner Schwäche war wie er selbst. Sie vor den neugierigen Augen der Außenwelt zu schützen, solange er sich Tag und Nacht an ihr erfreute, war eine Sache. Etwas ganz anderes war es, sie mit ihm im gleichen Hause einzusperren, während sein Körper langsam verfiel und auch seine Seele sich langsam zersetzte. Fände er die Möglichkeit, würde er sich selbst töten, sagte er oft zu seinem Arzt. Er hatte es auch Antoine gegenüber einst erwähnt, der sich schon bei dem Gedanken zutiefst empört zeigte.

»Das Mädchen betet dich an!« hatte er gedonnert, so dass seine Stimme von den Wänden des Krankenzimmers seines Freundes widerhallte. »Du schuldest es ihr, keine derartige Verrücktheit zu begehen.«

»Nichts Derartiges wie dies.« Die Worte kamen verstümmelt, jedoch verständlich.

»Es ist ein Verbrechen, ihr dies hier anzutun. Ich habe nicht das Recht dazu.« Er hatte an seinen eigenen Tränen geschluckt.

»Du hast kein Recht, sie deiner Gegenwart zu berauben. Sie liebt dich. Bevor dies geschah, hat sie dich sieben Jahre lang geliebt. So etwas ändert sich nicht über Nacht. Es ändert nichts, nur weil du krank bist. Was wäre, wenn, sie krank wäre? Würdest du sie deshalb weniger lieben?«

John Henry hatte schmerzlich sein Haupt geschüttelt. »Sie sollte mit einem jungen Mann verheiratet sein, sollte Kinder haben.«

»Sie braucht dich, John. Sie gehört zu dir. Ohne dich wäre sie verloren. Wie kannst du daran denken, sie einen Moment eher zu verlassen, als du musst? Du kannst noch Jahre leben!« Er hatte geglaubt, ihn aufzurichten, doch John Henry hatte ihn nur verzweifelt angesehen. Jahre...! Und wie alt würde Raphaella dann sein? Fünfunddreißig? Vierzig? Zweiundvierzig? Wenn sie einem neuen Leben entgegensah, würde sie völlig unvorbereitet dafür sein. Dies waren die Gedanken, die rastlos sein Gehirn zermarteten und seine glasigen Augen mit Furcht und Sorge füllten, nicht so sehr seinet-, sondern ihretwegen. Er bestand darauf, dass sie so oft wie möglich ausging. Sie hatte jedoch Schuldgefühle, wenn sie ihn verließ, und das Weggehen bedeutete nicht einmal Erleichterung. John Henry war immer in ihren Gedanken...

John Henry forderte sie immer wieder auf, aus ihrem Gefängnis auszubrechen. Sobald er von Raphaella hörte, ihre Mutter sei auf der Durchreise nach Buenos Aires, Mexico City oder wohin auch immer für einige Tage in New York, so drängte er Raphaella immer, sich mit ihr zu treffen. Sei es für zwei Tage oder für zehn, er wünschte stets, dass sie sie traf und in die Welt hinauskam. Außerdem wusste er, dass sie inmitten ihres Clans absolut sicher, wohlbehütet und in ständiger Begleitung war. Die wenigen Stunden, in denen sie alleine war, waren die während ihrer Flüge nach Europa oder New York. Sein Chauffeur setzte sie in San Francisco stets in die Maschine, und am anderen Ende wartete pünktlich eine gemietete Limousine auf sie. Raphaella führte noch immer das Leben einer Prinzessin, nur das Märchen hatte sich entscheidend verändert. Ihre Augen waren jetzt größer und stiller als früher. Ruhig und nachdenklich saß sie stundenlang da, schaute in das Kaminfeuer oder über die weite Bucht. Ihr helles Lachen war nur mehr eine vage Erinnerung. Brach es sekundenlang aus ihr heraus, schien es sich um eine Art Irrtum zu handeln.

Selbst wenn sie sich mit ihren Familie zu deren Stippvisiten in New York oder anderswo traf, war es, als sei sie eigentlich nicht vorhanden. In den Jahren seit John Henrys Erkrankung hatte Raphaella sich zunehmend zurückgezogen, so dass sie von John Henry kaum noch zu unterscheiden war. Ihr Leben schien genau wie das seine vorbei zu sein. Der einzige Unterschied war nur der, dass ihres niemals richtig begonnen hatte. Einzig und allein in Santa Eugenia schien sie neu zum Leben zu erwachen, wenn die Kinder, eins in ihren Armen, das andere auf den Knien schaukelnd, drei oder vier weitere wie eine Traube an ihr hängend, ihrer Stimme lauschten, wenn sie ihnen ihre wundervollen Geschichten erzählte. War sie mit den Kindern zusammen, vergaß sie allen Schmerz um das Geschehene, ihre eigene Einsamkeit und das überwältigende Gefühl des Verlusts. Unter den Erwachsenen gab sie sich schweigsam und in sich gekehrt, als ob es nichts mehr zu sagen gäbe und die Teilnahme an ihren Lustbarkeiten etwas Obszönes wäre. Raphaella wusste, wie sehr John Henry litt und wie schuldig er sich für seinen invaliden Zustand fühlte. Deshalb war nur Zärtlichkeit und Mitleid in ihrer Stimme, wenn sie bei ihm war, ein sanfter Ton und eine noch sanftere Hand. Was er jedoch aus ihren Augen las, schnitt ihm mitten ins Herz.

Es war weniger, dass er sterben würde, sondern dass er ein blutjunges Mädchen getötet hatte und an ihrer Stelle diese traurige, einsame junge Frau mit dem zarten

Antlitz und den großen gequälten Augen hinterließ.

Als Raphaella die mit dickem Teppichflor ausgelegten Stufen rasch hinunterschritt, warf sie einen schnellen Blick in die Halle und sah die Dienstboten beim Abstauben der antiken Tische, die sich über die endlosen Flächen erstreckten. Das Haus, das sie bewohnten, war von John Henrys Großvater erbaut worden, als dieser sich nach dem Bürgerkrieg in San Francisco niederließ. Es hatte das Erdbeben von 1906 überstanden und gehörte zu den bemerkenswertesten architektonischen Wahrzeichen San Franciscos. Mit seinem majestätischen Baustil und seinen fünf Etagen residierte es in der Nähe des Presidios und hatte einen weiten Ausblick über die Bucht. Für Raphaella war das Haus mehr ein Museum oder Mausoleum als ein echtes Zuhause. Es wirkte kalt und unfreundlich, so wie der Dienstbotenstab, so wie alles, was John Henry gehörte, als sie hier eintraf. Sie hatte nie die leiseste Chance gehabt, etwas an den Räumen zu verändern. Das Haus war so, wie es immer gewesen war. Vierzehn Jahre lang bildete es ihr Heim, aber immer, wenn sie es verließ, fühlte sie sich wie ein Waisenkind mit seinem Handkoffer.

»Noch Kaffee, Mrs. Phillips?« Die ältliche Frau, die hier seit sechsunddreißig Jahren Hausangestellte war, glotzte Raphaella ins Gesicht, wie sie es an jedem Morgen tat. Raphaella hatte sie während der vergangenen vierzehn Jahre fünfmal die Woche gesehen, dennoch war die Frau eine Fremde für sie und würde es ewig bleiben. Ihre Name war Marie.

Diesmal schüttelte Raphaella den Kopf. »Nicht heute morgen. Ich bin in Eile. Danke.« Sie warf einen Blick auf die flache Uhr an ihrem Handgelenk, legte ihre Serviette beiseite und stand auf. Das geblühte Porzellan-service hatte einst John Henrys erster Frau gehört. Es gab eine Menge ähnlicher Dinge im Haus. Alles schien irgend jemandem irgendwann einmal gehört zu haben. »Das ist von der ersten Mrs. Phillips«, hieß es bei der Dienerschaft, oder: »Das gehörte John Henrys Mutter und das seiner Großmutter...« Manchmal, wenn sie durch das Haus wandelte und Kunstgegenstände, Gemälde, -ja selbst kleine, unbedeutende Objekte untersuchte, fühlte sie sich *wie* eine Fremde. Es gab kein einziges Ding, von dem man sagen konnte: »Oh, das ist von Raphaella.« Nichts gehörte Raphaella außer ihren Kleidern, ihren Büchern und der riesigen Sammlung von Briefen, die ihr die Kinder aus Spanien schrieben und die sie in ihren Schubladen aufbewahrte.

Als Raphaella über den schwarzweißen Marmorboden des Speisezimmers schritt, hörte man das kurze Klicken ihrer Absätze. Sie nahm den Telefonhörer ab und drückte sanft auf den Summer der Hausleitung. Einen Augenblick später wurde im dritten Stock von der Pflegerin der Morgenschicht abgenommen.

»Guten Morgen. Ist Mr. Phillips schon wach?«

»Ja, aber er ist noch nicht ganz fertig.« Fertig. Fertig für was? Raphaella spürte ein kurzes Aufzucken in ihrer Seele, während sie dort stand. Wie konnte sie ihm verübeln, was nicht seine Schuld war? Und dennoch: Wie konnte ihr dies geschehen? In den ersten sieben Jahren war alles so wunderbar... so vollkommen... so...

»Ich würde gerne einen Moment heraufkommen, bevor ich das Haus verlasse.«

»O Liebes, du reist heute früh ab?«

Erneut warf Raphaella einen Blick auf ihre Uhr. »In einer halben Stunde.«

»In Ordnung. Dann lass uns fünfzehn oder zwanzig Minuten Zeit. Wenn du gehst, kannst du auf ein paar Minuten bei mir hereinschauen.«

Armer John Henry. Zehn Minuten und danach nichts. Nachdem sie fort war, würde niemand kommen, um ihn zu besuchen. Sie blieb nur vier bis fünf Tage weg. Dennoch fragte sie sich, ob sie ihn lieber nicht verlassen sollte. Wenn irgend

etwas passierte? Wenn die Pflegerinnen nicht genügend sorgfältig ihre Pflicht versahen? So erging es ihr jedesmal, wenn sie ihn alleine ließ. Besorgt, gequält, schuldbeladen. Als ob sie kein Recht auf ein paar Tage Eigenleben hätte. Und wie jedesmal würde John Henry sie überreden abzureisen. Er würde gerade lange genug aus seinem Dämmerzustand auftauchen, sie zu zwingen, diesem Alptraum, den sie schon so lange teilten, zu entfliehen. Es war nicht mal mehr ein Alptraum. Es war ganz einfach Leere, Leblosgkeit, ein komaähnlicher Zustand, während ihre Leben verrannen. Sie nahm den Fahrstuhl bis zur zweiten Etage und suchte ihr Schlafzimmer auf. Lange und eingehend sah sie sich im Spiegel an, glättete das seidig-schwarze Haar, ordnete den festen schweren Knoten im Nacken. Sie nahm aus ihrem Schrank einen wunderhübschen Hut. Sie hatte ihn im vorigen Jahr in Paris gekauft. Als sie ihn vorsichtig aufsetzte und in die richtige Fassung brachte, überlegte sie, warum sie sich überhaupt die Mühe gemacht hatte, ihn zu erwerben. Wer würde ihren schönen Hut bemerken? Ein Hauch von einem schwarzen Schleier verlieh ihren großen, mandelförmig geschnittenen Augen zusätzlich etwas Rätselhaftes, und der Kontrast des schwarzen Hutes, ihres Haars und des kleinen Schleiers zu ihrer cremeweißen Haut schien noch mehr als sonst hervorzutreten. Sorgfältig legte sie einen hellen Lippenstift auf und kuppte Perlen in die Ohren. Sie streifte ihren Rock glatt, richtete die Strümpfe und warf einen Blick in ihre Handtasche, um sich zu vergewissern, dass das Bargeld, das sie auf Reisen immer bei sich trug, in einem Seitenfach der Eidechstasche, einem Geschenk ihrer Mutter, untergebracht war. Vor dem Spiegel stehend, wirkte sie wie eine Frau von unwahrscheinlicher Eleganz, Schönheit und Stil. Das war eine Frau, die bei Maxim's dinierte und die Rennen in Longchamp besuchte. Eine Frau, die an Partys in Venedig, Rom, Wien und New York teilnahm. Eine Frau, die die Londoner Theater besuchte... Dies war nicht das Gesicht, der Körper oder der Blick eines jungen Mädchens, das unbemerkt zur Frau herangereift und nun mit einem verkrüppelten, todgeweihten sechsundsiebzigjährigen Mann verheiratet war. Sich anschauend und die Wahrheit nur zu genau kennend nahm Raphaella ihre Tasche und Reiseutensilien, lächelte ihrem Spiegelbild kläglich zu und war sich mehr denn je bewusst, wie Äußerlichkeiten trügen können.

Mit einem resignierten Achselzucken verließ sie ihr Schlafzimmer, warf ihren langen, hübschen dunklen Nerz über einen Arm und machte sich auf den Weg zur Treppe. Der Fahrstuhl war für John Henry eingebaut worden. Sie zog es vor, zu Fuß zu gehen, und ging hinauf in den dritten Stock, wo seit langem eine Suite für ihren Gatten eingerichtet worden war. Es schlossen sich drei Zimmer für die Pflegerinnen an, die ihn schichtweise umsorgten. Es waren drei ~~matronen~~matronenhafte Frauen, zufrieden mit ihrem Quartier, ihrem Patienten, ihrer Stellung. Sie wurden hervorragend bezahlt. Genau wie die Frau, die Raphaella am Frühstückstisch bediente, hatten sie es irgendwie zustande gebracht, über die Jahre hinweg vollkommen unauffällig und gesichtslos zu sein. Häufig vermisste sie die temperamentvollen und oft unmöglichen Dienstboten von Santa Eugenia. Meistenteils waren sie servil, oft aber auch aufsässig und kindisch. Sie dienten der Familie ihrer Mutter manchmal schon seit Generationen, zumindest aber seit etlichen Jahren.

Leise klopfte Raphaella an die Tür, die zur Zimmerflucht ihres Mannes führte. Das Gesicht der Pflegerin tauchte auf. »Guten Morgen, Mrs. Phillips. Wir sind fertig.« Raphaella trat ein, durchquerte einen kurzen Gang, der zu seinem Schlafzimmer führte, das genau wie ihr eigenes eine Etage tiefer mit einem Boudoir und einer kleinen Bibliothek verbunden war. John Henry saß jetzt eingewickelt in seinem Bett und starrte quer durch den Raum auf das Feuer, das bereits im Kamin brannte. Langsam näherte sie sich ihm. Er schien sie nicht wahrzunehmen, bis sie schließlich auf einem Stuhl an seinem Bett saß und seine Hand nahm.

»John Henry...« Nach ihren vierzehn Jahren in San Francisco war ihr Akzent noch immer hörbar, wenn sie seinen Namen aussprach, doch ihr Englisch war

perfekt. »John Henry...« Ohne den Kopf zu bewegen, drehte er ihr die Augen zu. Das zerfurchte, müde Gesicht verzerrte sich zu einem halben Lächeln.

»Hallo, kleines Mädchen.« Seine Sprache war schleppend, aber sie konnte ihn verstehen, nur sein zur Unkenntlichkeit verzerrtes Lächeln drehte ihr seit seinem Schlaganfall noch immer das Herz um. »Du siehst sehr hübsch aus.« Und nach einer weiteren Pause: »Meine Mutter besaß einen ähnlichen Hut vor langer Zeit.«

»Ich glaube, er sieht recht albern an mir aus, aber...« Sie zuckte die Achseln und wirkte plötzlich sehr französisch mit ihrem zaghaften Lächeln. Ihre Augen lächelten selten. Die seinen taten es nur, wenn er sie ansah.

»Du reist heute ab?« Er blickte bekümmert. Sie fragte sich erneut, ob sie ihren Flug lieber streichen lassen sollte.

»Ja. Oder möchtest du lieber, dass ich bleibe, Liebling?«

Er schüttelte den Kopf und lächelte wieder. »Nein. Keinesfalls. Ich wünschte, du würdest öfters reisen. Es tut dir gut. Du triffst dich mit...?« Einen Augenblick schaute er verschwommen, sein Gedächtnis nach etwas durchforstend, was offenbar nicht mehr vorhanden war.

»Mit meiner Mutter, meiner Tante und zwei von meinen Cousinen.«

Er nickte und schloss die Augen. »Dann weiß ich dich in Sicherheit.«

»Ich bin immer in Sicherheit.« Wieder nickte er. Er schien sehr müde zu sein. Sie stand auf, beugte sich über ihn und küsste ihn auf die Wange. So sanft wie möglich ließ sie seine Hand los. Flüchtig glaubte sie, er sei eingeschlafen, doch plötzlich öffnete er die Augen. Sie sah auf sein Gesicht herunter.

»Sei vorsichtig, Raphaella.«

»Das verspreche ich. Und ich rufe an.«

»Das brauchst du nicht. Warum vergisst du nicht alles und gönnst dir ein wenig Spaß?« Mit wem? Mit ihrer Mutter? Ihrer Tante? Ein Seufzer drang aus ihrer Brust, doch sie ließ ihn nicht entfliehen.

»Ich bin sehr bald zurück, und hier weiß jeder, wo ich zu erreichen bin, falls du mich brauchst.«

»Ich brauche dich nicht...« Er grinste kurz. »Nicht für das hier. Nicht genug, um dir deinen Spaß zu verderben.«

»Das hast du nie getan.« Sie flüsterte die Worte und beugte sich herab, um ihn erneut zu küssen. »Ich werde dich vermissen.«

Diesmal schüttelte er den Kopf und drehte sich von ihr weg. »Tu's nicht.«

»Liebling...« Sie musste ihn verlassen, um zum Flugplatz zu kommen, aber irgendwie fand sie es nicht richtig, ihn so zu verlassen. Das tat sie nie. War es überhaupt richtig, ihn zu verlassen? Sollte sie nicht lieber bleiben?

»John Henry...« Sie berührte seine Hand, und er wandte ihr wieder das Gesicht zu. »Ich muss jetzt gehen.«

»Es ist recht, Kleines. Alles ist recht.« Der Blick seiner Augen sprach sie los, und diesmal nahm er ihre feste junge Hand in seine knochige abgezehrte, die einst so sanft und jugendlich erschien. »Gute Reise.« Er suchte seinen Worten eine Betonung zu geben, dass er es aufrichtig meinte, und schüttelte den Kopf, als er sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Er wusste, was sie dachte.

»Und jetzt geh. Ich werde mich wohl fühlen.«

»Versprichst du es?« Ihre Augen glänzten in Tränen. Sein Lächeln war sehr weich, als er ihre Hand küsste.

»Ich verspreche es. Nun sei ein gutes Mädchen, geh und amüsier dich gut. Versprich mir, dass du dir in New York etwas Einmaliges und absolut Schönes kaufen wirst.«

»Was denn?«

»Einen Pelzmantel oder ein wundervolles Schmuckstück.« Einen Augenblick sah er nachdenklich drein. »Etwas, das du gern von mir geschenkt bekommen

würdest.« Er sah ihr liebevoll in die Augen.

Sie schüttelte den Kopf, während Tränen über ihre Wangen rollten. Es machte sie nur noch schöner, und der kleine schwarze Schleier betonte das Geheimnisvolle ihrer Augen. »Ich bin niemals so großzügig wie du, John Henry.«

»Dann musst du es eben stärker versuchen«, versuchte er ihr einzuschärfen, und diesmal mussten beide lachen. »Versprochen?«

»Ist gut. Versprochen. Doch keinen neuen Pelz.«

»Dann irgend etwas Funkelndes.«

»Ich will sehen.« Aber wo sollte sie es anlegen? Zu Hause in San Francisco, am Kaminfeuer sitzend? Die Sinnlosigkeit all dieses Tuns überwältigte sie, als sie ihm von der Tür her lächelnd zuwinkte.

Nachdem der Chauffeur den Wagen vor der Sektion mit der Markierung >Abflughalle< gestoppt hatte, zeigte er dem Polizisten seinen Spezialausweis. John Henrys Fahrer erhielten vom Amtssitz des Gouverneurs Spezialausweise, die jedes Jahr erneuert wurden. Sie gestatteten ihnen, dort zu parken, wo sie wollten. Der Chauffeur konnte die Limousine am Bordrand abstellen und Raphaella in die Maschine begleiten. Die Fluggesellschaft wurde von ihrem Kommen jedesmal verständigt, und sie konnte vor allen anderen an Bord des Flugzeugs gehen. Als sie jetzt gelassen durch die riesige Halle schritt und der Chauffeur ihr Handgepäck trug, trafen flüchtige Blicke fremder Menschen die auffallend schöne Frau in Nerz und Schleier. Der Hut verlieh ihr zusätzlich ein dramatisches Flair. Unter den perfekt geschnittenen elfenbeinfarbenen Wangenknochen lagen dunkle Höhlen, die die glänzenden schwarzen Augen untermalten.

»Tom, würden Sie hier bitte eine Minute auf mich warten?« Sie berührte leicht den Arm des Mannes, der darauf bedacht war, sie so rasch wie möglich in das Flugzeug zu setzen. Mr. Phillips hatte es nicht gern, wenn sie sich auf Flughäfen aufhielt, wenngleich Reporter und Fotografen sie schon seit Jahren nicht mehr belästigt hatten. Raphaella war der öffentlichen Aufmerksamkeit so weit entrückt, dass selbst die Reporter nicht mehr wussten, wer sie war.

Sie ließ den Chauffeur in der Nähe einer Säule stehen und schritt rasch auf einen Buchladen zu. Bei flüchtigem Umschauen stellte sie fest, dass er an der Wand Posten bezogen hatte, ihren großen Lederkoffer fest in der Hand haltend. Von dort, wo er stand, konnte er ihre auffallende Schönheit bewundern, während sie zwischen Bücher-, Zeitschriften- und Süßwarenständen hin und her ging, sich deutlich von anderen Reisegästen in Parkas, Trenchcoats und alten Jeans abhebend. Hier und da konnte man eine attraktive Frau oder einen gutgekleideten Mann entdecken, doch es war nichts im Vergleich zu Mrs. Phillips. Tom beobachtete, wie sie jetzt ein Buch in festem Einband vom Regal nahm, damit zur Registrierkasse ging und es dort auf den Tresen legte.

In diesem Augenblick stürmte Alex Hale durch die Halle, die Aktenmappe in der Hand, die Tragetasche über die andere Schulter geworfen. Er war zerstreut. Es war noch zeitig, doch er musste, bevor er die Maschine bestieg, unbedingt ein dringendes Telefongespräch mit seiner Kanzlei führen. Er stoppte vor einer Reihe Telefonboxen direkt vor dem Buchladen, setzte seine Tasche ab und suchte in seiner Hosentasche nach einem Zehncentstück. Hastig wählte er die Nummer seines Büros und ließ die erforderlichen Extramünzen in den Münzapparat fallen, als die Telefonistin sich meldete. Er hatte seinen Partnern verschiedene Nachrichten zu hinterlassen. Da war noch ein Memorandum, das er seiner Sekretärin vor dem Abflug erläutern musste, und dann musste er unbedingt noch wissen, ob der erwartete Anruf aus London gekommen war. Als er gerade die letzte Frage stellte, drehte er sich um und konnte mit Vergnügen feststellen, dass ein Exemplar des letzten Romans seiner Mutter in dem Buchladen bezahlt wurde. Eine Frau hatte das Buch gekauft. Sie trug einen Nerz und einen schwarzen Hut mit Schleier. Fasziniert starrte er zu ihr hinüber, während seine Sekretärin ihn am anderen Ende in der Leitung hängen ließ, um ein weiteres Gespräch entgegenzunehmen. Raphaella begann jetzt langsam auf ihn zuzugehen, die Augen leicht hinter dem Schleier verborgen, das Buch in ihrer behandschuhten Rechten haltend. Als sie ganz nahe an ihm vorbeikam, nahm er ihr verlockendes Parfüm wahr. In diesem Augenblick dämmerte es ihm: es war nicht das erstemal, dass er diesen Augen begegnete.

»Oh, mein Gott«, hauchte er und starrte überrascht auf die Vorübergehende. Es war die Frau, die auf den Treppenstufen gesessen hatte. Etwas weiter weg sah er sie wiederauftauchen und gleich darauf im Gewimmel des Flughafens verschwinden. Einen unsinnigen Moment lang verspürte er den Wunsch auszurufen: »Warte!«, doch er konnte hier nicht weg, bis seine Sekretärin ihm seine Frage beantwortet hatte. Seine Augen versuchten, die unaufhaltsam vorwärts drängende Masse zu durchdringen. Für einen winzigen Moment tauchte sie wieder auf, doch trotz seiner verzweifelten Anstrengung, sie nicht aus den Augen zu verlieren, war sie erneut verschwunden. Eine Sekunde später war seine Sekretärin in der Leitung. Sie gab ihm eine unbefriedigende Antwort auf seine Frage und teilte ihm mit, dass sie zu dem Gesprächspartner auf der anderen Leitung zurückkehren müsse. »Und dafür habe ich die ganze Zeit an der Strippe gehangen, Barbara?« Zum erstenmal seit langem klang seine Stimme zornig, registrierte die Empfängerin. Sie hatte aber nur noch Zeit, »Bedaure« zu murmeln, und war schon dabei, zwei neue Anrufe entgegenzunehmen.

Als ob er sie noch finden könnte, wenn er sich nur genügend beeilte, bahnte er sich gleich darauf stürmisch seinen Weg durch die Menge, nach einem Nerz und einem schwarzen Hut mit Schleier Ausschau haltend. Sie war verschwunden. Aber was, zum Teufel, machte das schon? Wer war sie schon? Niemand. Eine Fremde.

Er schalt sich selbst einen hoffnungslosen Romantiker, einer geheimnisvollen Frau durch den halben Flughafen nachzujagen. Als ob er Ausschau nach dem weißen Hasen aus >Alice im Wunderland< hielte. Nur mit dem Unterschied, dass seine Jagd einer schönen Frau mit dunklen Augen galt... einer Frau in Nerz, mit schwarzem Hut und Schleier, die, nicht zu vergessen, Charlotte Brandons Buch >Liebhaber und Lügen< bei sich trug. »Ruhig Blut«, sagte er leise zu sich selbst und begab sich zum Flughafenschalter, an dem schon eine lange Menschenschlange wartete, um Platzkarten und Bordpassierscheine in Empfang zu nehmen. Ganze Horden waren vor ihm an der Reihe. Schließlich blieben nur noch Sitze in den letzten zwei Reihen der Maschine übrig.

»Warum bringen Sie mich nicht gleich in der Badewanne unter, falls dieselbe noch nicht besetzt ist?« Übellaunig sah er auf den jungen Mann am Schalter, der nur lächelte.

»Glauben Sie mir, wer nach Ihnen kommt, wird hineingesteckt. Und die dann noch kommen, bringen wir im Frachtraum unter. Diese Maschine ist bis oben vollgestopft.«

»Das wird heiter werden.«

Der Flughafenrepräsentant lächelte entwaffnend und streckte beide Hände aus. »Was können wir dafür, dass wir so beliebt sind?« Da mussten beide lachen. Alex ertappte sich dabei, dass er wieder nach ihr Ausschau hielt. Abermals vergeblich. Einen wahnwitzigen Moment spielte er mit dem Gedanken, den Mann am Schalter zu fragen, ob er sie gesehen habe, kam aber zu dem Schluss, dass diese Versuchung mehr als eine kleine Verrücktheit war.

Der Mann händigte ihm sein Ticket aus. Wenig später nahm er seinen Platz in der Schlange ein, die an der Sperre wartete. Dort stehend, ging ihm allerlei durch den Kopf: der Mandant, den er plangemäß in New York treffen sollte - seine Mutter - seine Schwester - Amanda, seine Nichte. Doch die Frau im Nerz begann ihn abermals zu verfolgen, genau wie in jener Nacht, in der er sie weinend auf den Treppenstufen gesehen hatte. Oder war er schon total durcheinander, und es war gar nicht ein und dieselbe Frau? Seine Phantasiefrau kaufte sogar die Bücher seiner Mutter. Möglicherweise litt er an einer Psychose und war dabei, den Verstand zu verlieren. Die Aussicht schien ihn jedoch zu amüsieren, während sich die Schlange langsam vorwärts schob und er seinen Bordpassierschein aus der Tasche zog. Erneut richtete er seine Gedanken auf das, was er in New York zu tun

hatte.

Rasch nahm Raphaella ihren Platz ein. Tom verstaute die Reisetasche unter ihrem Sitz, die Stewardess hielt ruhig den wundervoll geschnittenen schwarzen Nerz. Das gesamte Bordpersonal war am Morgen verständigt worden, dass sie für den Flug nach New York eine VIP an Bord hatten. Sie würde jedoch in der Touristenklasse statt in der ersten Klasse fliegen. Schon vor Jahren hatte sie John Henry davon überzeugt, dass es unauffälliger sei. Niemand würde damit rechnen, die Gattin eines der reichsten Männer dieser Welt inmitten von Hausfrauen, Sekretärinnen, Geschäftsleuten und Babys im Touristenabteil vorzufinden. Raphaella ließ sich auf dem nächsten Platz in der letzten Reihe nieder, wo sie immer saß. Sie wusste, dass das Fluglinienpersonal jede Anstrengung unternehmen würde, keine anderen Passagiere auf den Nebensitzen unterzubringen. So war sie nahezu sicher, den ganzen Flug über allein zu sitzen. Sie dankte Tom für seine Hilfe und sah ihn just in dem Augenblick das Flugzeug verlassen, als die ersten Passagiere an Bord kamen.

Alex stand im Gedränge der anderen und schob sich Zoll für Zoll auf der schmalen Gangway des Flugzeugs voran. Oben wurde jeder einzeln in das gigantische Luftfahrzeug eingeschleust. Bordpassierscheine wurden geprüft und einbehalten. Eine Schar lächelnder Stewardessen stand bereit, die Passagiere zu begrüßen und ihnen ihre Plätze zuzuweisen. Die Passagiere der ersten Klasse hatten bereits ihre Plätze eingenommen. Gesondert von den übrigen saßen sie in ihrer eigenen, privaten Welt. Zwei zugezogene Vorhänge schützten sie vor neugierigen Blicken. Im Haupttrumpf der Maschine ließen sich die Massen nieder, große Handgepäckstücke in die Gänge schiebend oder Aktentaschen und Pakete in den oberhalb befindlichen Gepäcknetzen unterbringend. Die Stewardessen sahen sich rasch genötigt, hin und herzu kreuzen, um den Passagieren einzuschärfen, alles, außer Hüten und Mänteln, unterhalb der Sitze" zu verstauen. Für Alex war dies eine alte Litanei. Mechanisch suchte er seinen Platz auf, genau wissend, wo er sich befand. Seine Tragetasche hatte er der Stewardess bereits am Eingang ausgehändigt. Die Aktenmappe würde er unter den Sitz stellen, nachdem er ihr zwei Akten entnommen hatte, die er während des Flugs zu studieren gedachte. Dies ging ihm durch den Kopf, während er sich den Weg zum Heck der Maschine bahnte, darauf achtend, nicht mit anderen Passagieren oder deren Kindern zusammenzustoßen. Flüchtig dachte er noch einmal an die Frau, doch es war sinnlos, sie hier zu vermuten. In der Menge, die darauf wartete, an Bord der Maschine gelassen zu werden, hatte er sie nirgends entdeckt. Daher wusste er, dass sie sich nicht in diesem Flugzeug befand.

Er erreichte den Platz, den sie ihm zugeteilt hatten, und verstaute gelassen seine Aktenmappe unter dem Sitz. Ein wenig enttäuscht stellte er fest, dass sich unter einem der Nebensitze schon ein kleines Gepäckstück befand. Bedauerlicherweise würde er also während des Flugs nicht alleine hier hinten sitzen.

Hoffentlich war sein Nachbar jemand, der genauso beschäftigt war wie er selbst. Er hatte es nicht gern, während des Flugs mit Konversation belästigt zu werden. Rasch setzte er sich, zog seine Mappe unter dem Sitz hervor und suchte die beiden gewünschten Aktenstücke heraus, froh, dass sein Sitznachbar im Moment abwesend war. Einige Augenblicke später spürte er neben sich eine Bewegung. Instinktiv senkte er den Blick von der Seite, die er gerade las, zu Boden und bemerkte ein Paar sehr graziöse, kostspielige schwarze Eidechsschuhe. Marke Gucci, registrierte er mechanisch, mit den kleinen Goldclips an den Schuhspitzen. Langsam ließ er den Blick an den langen, eleganten Beinen aufwärts wandern, zum Saum des schwarzen Rocks, weiter über das unendlich luxuriöse Kostüm, bis er das Gesicht erreichte, das auf ihn herabsah, den Kopf ein wenig seitlich gelegt. Es sah aus, als wollte sie ihm eine Frage stellen und als sei sie sich genau bewusst, dass er sie soeben von der Sohle bis zum Scheitel fixiert hatte. Doch als er sie jetzt ansah, war Alex vor Überraschung derart überwältigt, dass er ohne nachzudenken aufsprang und herausstieß: »Mein Gott, Sie sind's!«

Sie sah ihn schweigend an und überlegte offenbar, was er gemeint haben könnte und wer er sei. Er machte den Eindruck, als ob er sie zu kennen glaubte. Mit Schrecken fragte sie sich, ob es jemand sei, der früher einmal ihr Foto gesehen oder etwas über sie in der Presse gelesen hätte.

Vielleicht war es sogar ein Zeitungsmann. Sie verspürte den jähen Impuls, sich umzudrehen und wegzurennen. Im Flugzeug würde sie jedoch für Stunden seine Gefangene sein. Ängstlich begann sie vor ihm zurückzuweichen, die Augen groß

und erschrocken auf ihn gerichtet, die Handtasche wie einen Schutzschild vor sich haltend. Sie war drauf und dran, eine Stewardess zu suchen und diesmal darauf zu bestehen, in der ersten Klasse untergebracht zu werden. Vielleicht war es auch noch nicht zu spät, sie aussteigen zu lassen. Sie konnte den nächsten Flug nach New York nehmen. »Ich... nein...«, murmelte sie kaum verständlich und drehte sich um. Bevor sie jedoch einen Schritt tun konnte, fühlte sie seine Hand auf ihrem Arm. Er hatte die Panik in ihren Augen gelesen und war entsetzt über das, was er angerichtet hatte.

»Nein, gehen Sie nicht.«

Sie wandte ihm das Gesicht zu, ohne sich dessen bewusst zu sein. Alle Instinkte rieten ihr zu flüchten. »Wer sind Sie?«

»Alex Hale. Ich wollte nur... es ist so...« Er lächelte sie freundlich an, bekümmert von dem, was er in den Augen der schönen Frau sah. Augen, die von Kummer und Panik überschattet waren. Vielleicht auch von Kränkung, das wusste er noch nicht genau. Alles, was er wusste, war, dass er nicht wollte, dass sie weglief, nicht schon wieder. »Ich sah, wie Sie das da im Flughafen kauften.« Er zeigte auf das Buch, das noch auf ihrem Sitz lag. Für Raphaella ergaben seine Worte keinen Sinn. »Und ich... ich sah Sie einmal auf den Treppenstufen sitzen, zwischen Broderick und Broadway. Vor etwa einer Woche. Sie haben —« Wie konnte er ihr sagen, dass er sie weinen sah? Es würde sie nur veranlassen, wieder wegzulaufen. Seine Worte schienen sie zu beeindrucken. Diesmal sah sie ihn lange und gründlich an. Sie schien sich an etwas zu erinnern, denn eine feine Röte überzog ihr Gesicht.

»Ich —« Sie nickte und schaute beiseite. Vielleicht war es kein Reporter. Vielleicht war es nur ein Verrückter oder Narr. Sie hatte aber keine Lust, fünf Stunden neben ihm zu fitzen und Überlegungen darüber anzustellen, warum er sie am Arm festgehalten oder zu ihr gesagt hatte: »Mein Gott, Sie sind's!« Während sie noch reglos dastand und überlegte - und er sie seinerseits mit den Augen an ihren Platz zu bannen suchte, kam über die Lautsprecheranlage des Flugzeugs die letzte Aufforderung an die Passagiere, ihre Plätze einzunehmen. Er ging ruhig um sie herum, um ihr den Weg zu ihrem Platz frei zu machen.

»Warum setzen Sie sich nicht?« Er sah sehr groß und stark und gut aus, wie er da vor ihr stand. Als fühlte sie sich außerstande, ihm zu entkommen, folgte sie seiner Aufforderung und nahm Platz. Bevor Alex seinen Sitz einnahm, hatte sie ihren Hut im oberen Gepäckfach abgelegt. Ihr Haar schimmerte wie schwarze Seide, als sie ihren Kopf zur Seite drehte und ihm den Rücken zuwandte. Sie schien aus dem Fenster zu schauen. Also sagte Alex nichts mehr und setzte sich, zwischen ihnen einen freien Platz lassend.

Er fühlte, wie sein Herz gegen die Rippen schlug. Sie war genauso schön wie beim erstenmal, als er sie auf den Stufen hatte sitzen sehen, umgeben von einer Wolke Luchsfell. Es war dieselbe Frau, die jetzt nur wenige Zoll von ihm entfernt saß. Jede Fiber seines Wesens sehnte sich danach, sich ihr zuzuneigen, sie zu berühren, sie in seine Arme zu schließen. Es war Wahnsinn, und er wusste es. Sie war eine vollkommen Fremde. Er musste über sich selber lächeln. Worte waren zu arm, sie zu beschreiben. Sie schien in jeder Hinsicht vollkommen. Er sah ihren Hals, ihre Hände, ihre Art zu sitzen, und alles, was er sehen konnte, war ihre Vollkommenheit. Sich bewusst werdend, wie beobachtet sie sich fühlen musste, ergriff er spontan seine beiden Aktenstücke und starrte blind in sie hinein. Er hoffte, sie damit zu vergessen, und gab seinen Gedanken eine neue Richtung. Kurz nach dem Start bemerkte er, wie sie zu ihm hinsah. Aus dem Augenwinkel sah er ihren Blick lange und fest auf sich ruhen.

Außerstande, das Spiel noch weiter zu spielen, drehte er den Kopf zu ihr. Seine Augen blickten sie freundlich an, sein Lächeln war zögernd, aber aufrichtig, »Es tut

mir leid, wenn ich Sie vorhin erschreckte. Eigentlich... tue ich solche Dinge nicht.« Sein Lächeln vertiefte sich, wurde aber nicht von ihr erwidert. »Ich — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll.« Einen Augenblick kam er sich wirklich wie ein Narr vor, ihr alles zu erklären, während sie nur dasaß und ihn ansah. Sowohl ihr Gesicht als auch ihre Augen, die ihn beim ersten Sehen so angerührt hatten, waren völlig ausdruckslos. »Als ich Sie in jener Nacht auf den Stufen sitzen sah, haben Sie -« Er beschloss, es offen auszusprechen - »haben Sie geweint. Ich fühlte mich so hilflos, als Sie zu mir hochschauten. Und auf einmal waren Sie verschwunden. Genauso war's. Sie waren einfach verschwunden. Es hat mich tagelang verfolgt. Ich musste daran denken, wie Sie ausschauten, mit den Tränen, die Ihnen übers Gesicht rannen.« Während er redete, glaubte er etwas Weiches in ihren Augen aufleuchten zu sehen, doch in ihrem Gesicht gab es nicht die leiseste Spur einer Veränderung. Wieder lächelte er und zuckte leicht die Achseln. »Vielleicht kann ich jungen Damen, die Kummer haben, nicht widerstehen, doch Sie haben mich die ganze Woche beschäftigt. Und heute morgen waren Sie da. Ich beobachtete irgendeine Frau, die ein Buch kaufte, während ich gerade mit meinem Büro telefonierte.« Er grinste auf die vertraute Buchhülle, ohne ihr zu sagen, wie vertraut sie ihm war. »Und plötzlich sehe ich, Sie sind's. Es war irre, irgendwie wie in einem Film. Eine Woche lang verfolgt mich die Vision, Sie weinend auf den Stufen zu sehen, und plötzlich sind Sie da und genauso schön wie neulich anzusehen.«

Diesmal war ihre Antwort ein Lächeln. Er war süß und scheinbar noch sehr jung. Sonderbarerweise erinnerte er sie an ihren Bruder, der mit fünfzehn jede Woche neu verliebt gewesen war. »Und auf einmal waren Sie wieder verschwunden«, fuhr er leicht verzweifelt fort. »Ich hängte den Hörer auf, und Sie hatten sich in Luft aufgelöst.« Sie wollte ihm nicht sagen, dass sie ein Privatbüro betreten hatte und von dort über mehrere abgelegene Gänge zum Flugzeug gelotst worden war. Er schaute sekundenlang verwirrt. »Ich habe Sie auch nicht an Bord gehen sehen.« Er senkte verschwörerisch die Stimme. »Sagen Sie mir die Wahrheit: Sind Sie eine Zauberfee?« Er wirkte wie ein zu groß geratenes Kind, und sie konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken.

In ihren Augen tanzten Fünkchen, als sie ihn jetzt ansah, nicht mehr ärgerlich, nicht mehr furchtsam. Er war ein bisschen närrisch, ein bisschen jung und unwahrscheinlich romantisch. Sie konnte aber fühlen, dass er ihr kein Leid zufügen wollte. Er war ganz einfach süß und ein bisschen verrückt. Sie nickte ihm mit einem verstohlenen Lächeln zu. »Ja, das bin ich.«

»Aha, dachte ich's mir doch. Eine Zauberfee. Das ist ungeheuerlich.« Er lehnte sich mit einem breiten Lächeln in seinem Sitz zurück, und sie erwiderte sein Lächeln. Es war ein amüsantes Spiel. Und ihr konnte nichts Arges passieren, denn schließlich saß sie in einem Flugzeug. Er war ein Fremder, und sie würde ihn niemals wiedersehen. In dem Moment, wenn die Maschine in New York landete, würde die Stewardess sie weghuschen lassen, und sie würde sicher und behütet in den Händen ihrer Familie sein. Jetzt aber war es amüsant, dieses Spiel mit einem Fremden zu spielen. Sie erinnerte sich jetzt auch an die Nacht, in der sie sich so schrecklich einsam fühlte und aus dem Haus geflohen war. Auf den Stufen der langen Treppe, die zum Hügel hinaufführte, hatte sie weinend gesessen. Einmal hatte sie hochgeschaut und hatte ihn gesehen, doch bevor er sich nähern konnte, war sie vor ihm durch das Gartentor geflüchtet. Als sie daran dachte, fühlte sie seine Augen erneut auf sich ruhen. »Ist es schwierig, eine Zauberfee zu sein?«

»Manchmal.« Er glaubte, einen Akzent aus ihrer Stimme herauszuhören, war sich aber nicht ganz sicher. Aber dann, eingelullt durch die Sicherheit des Spiels, beschloss er, sie zu fragen.

»Sind Sie eine amerikanische Zauberfee?«

Noch immer lächelnd, schüttelte sie den Kopf. Obgleich sie John Henry geheiratet hatte, besaß sie nach wie vor die französische und spanische Staatsangehörigkeit. Sie konnte keinen Nachteil darin erblicken, warum sie es Alex nicht erzählen sollte. Jetzt schien er auf die Ansammlung von Ringen an ihren beiden Händen zu starren. Sie wusste, was ihm dabei durch den Kopf ging, wusste aber auch, dass er es schwer haben würde, herauszubekommen, was er wissen wollte.

Plötzlich überfiel sie der Wunsch, es ihm nicht zu sagen. Sie wollte nicht Mrs. John Henry Phillips sein, wenigstens für eine Weile. Für eine kurze Weile wollte sie nur Raphaella sein, das junge Mädchen.

»Sie haben mir noch nicht gesagt, woher Sie kommen, Zauberfee.« Sein Blick riss sich von ihren Händen los. Er war zu dem Schluss gelangt, dass sie, wer immer sie auch sei, erfolgreich sein musste, und es hatte ihn erleichtert, an ihrer linken Hand keinen schlichten Goldreif zu entdecken. Aus irgendeinem Grunde hatte er beschlossen, sie für die Tochter eines reichen Vaters zu halten. Vielleicht hatte sie mit ihrem alten Herrn eine schlimme Zeit durchgemacht, und vielleicht war das der Grund, warum er sie beim ersten Sehen weinend auf den Stufen sitzen sah. Vielleicht war sie auch geschieden. Die Wahrheit von alldem war jedoch, dass es ihn nicht einmal interessierte. Alles, was ihn interessierte, waren ihre Hände, ihre Augen, ihr Lächeln und die Macht, mit der er sich zu ihr hingezogen fühlte.

Sie lächelte ihn jetzt ganz offenherzig an. Für einen Augenblick waren sie fast Freunde geworden. »Ich komme aus Frankreich.«

»Ach, ja? Und leben Sie dort noch immer?«

Als Antwort schüttelte sie den Kopf, schien plötzlich nüchterner zu sein. »Nein, ich lebe in San Francisco.«

»Das dachte ich mir.«

»Das dachten Sie?« Überrascht und amüsiert sah sie ihn an. »Wie konnten Sie das wissen?« Es war etwas sehr Unschuldiges in der Art, wie sie die Frage stellte. Gleichzeitig blickten ihre Augen weise. Die Art, wie sie sprach, gab ihm den Gedanken ein, dass sie mit der großen bösen Welt noch nicht in Berührung gekommen war. »Sehe ich wie eine San-Franciscanerin aus?«

»Nein, das tun Sie nicht. Ich hatte nur das Gefühl, dass Sie hier leben. Mögen Sie es?«

Sie nickte langsam, doch die tiefe Traurigkeit war in ihre Augen zurückgekehrt. Mit ihr zu sprechen glich dem Manövrieren eines Segelboots durch schwierige Gewässer. Man war nie ganz sicher, ob man gleich auf Grund laufen würde oder frei und sicher segeln konnte.

»Ja, ich mag es. Ich sehe nicht mehr viel von San Francisco.«

»Nein?« Er scheute sich davor, ernsthaft zu fragen, warum sie nicht mehr viel davon sähe. »Was tun Sie statt dessen?« Seine Stimme klang so weich, als ob er sie streichle. Sie neigte sich leicht zu ihm hin und sah ihn mit den größten Augen an, die er je gesehen.

»Ich lese. Hauptsächlich.« Sie lächelte ihn an und zuckte die Schultern, wie wenn sie verlegen sei. Leicht errötend sah sie weg dann wieder zu ihm hin, um ihm eine Frage zu stellen. »Und Sie?« Sie kam sich äußerst mutig vor, diesen fremden Mann etwas so Persönliches zu fragen.

»Ich bin Rechtsanwalt.«

Sie nickte und sah versonnen vor sich hin. Die Antwort hatte ihr gefallen. Sie fand die Rechtswissenschaft schon immer interessant, und es schien ihr irgendwie eine passende Beschäftigung für diesen Mann zu sein. Sie vermutete, er war etwa in ihrem Alter. In Wirklichkeit war er sechs Jahre älter. »Gefällt es Ihnen?«

»Sehr. Und Sie? Was tun Sie, Zauberfee, außer dem Lesen?«

Für einen Moment, mit einem Anflug von Ironie, dachte sie daran, ihm zu erzählen, dass sie Pflegerin sei. Doch dann erschien es ihr wie eine unangebrachte

Grausamkeit gegenüber John Henry, also sagte sie eine Sekunde nichts und schüttelte nur den Kopf. »Nichts.« Sie sah Alex freimütig an. »Absolut gar nichts.«

Erneut fragte er sich, wie wohl ihre Geschichte sein mochte, wie ihr Leben war, was sie den ganzen Tag über trieb und warum sie in jener Nacht geweint hatte. Plötzlich plagte ihn die Neugier mehr denn je. »Sind Sie viel auf Reisen?«

»Dann und wann. Nur für ein paar Tage.« Sie blickte auf ihre Hände. Ihre Augen betrachteten den schweren, diamantbesetzten Goldring an ihrer Linken.

»Reisen Sie jetzt nach Frankreich zurück?« Er fügte Paris hinzu und lag natürlich richtig, doch sie schüttelte den Kopf.

»New York. Ich reise nur einmal im Jahr nach Paris. Im Sommer.«

Er nickte, und seine Augen leuchteten. »Eine wundervolle Stadt. Ich habe dort einmal sechs Monate zugebracht und habe sie geliebt.«

»Wirklich?« Raphaella blickte erfreut. »Dann sprechen Sie auch Französisch?«

»Nicht richtig.« Das breite jugenhafte Grinsen kehrte zurück. »Bestimmt nicht so gut, wie Sie Englisch sprechen.« Sie lachte leise auf und spielte mit dem Buch, das sie am Flughafen gekauft hatte. Alex sah es, und in seinen Augen blitzte es auf.

»Haben Sie viel von ihr gelesen?«

»Von wem?«

»Charlotte Brandon.«

Raphaella nickte. »Ich liebe sie. Ich habe alle Bücher, die sie geschrieben hat, gelesen.« Sie warf ihm einen um Nachsicht bittenden Blick zu. »Ich weiß, es ist kein besonders anspruchsvoller Lesestoff, doch es ist eine wunderbare Flucht. Ich öffne ihre Bücher und bin augenblicklich von der Welt, die sie beschreibt, gefesselt. Ich weiß, einem Mann muss diese Art des Lesens töricht vorkommen, aber es -« Sie konnte ihm schlecht sagen, dass die Bücher sie über die letzten sieben Jahre hinweg bei Verstand gehalten hatten. Er würde annehmen, sie sei geistesgestört ...

»- aber es ist einfach schön.«

Sein Lächeln hatte sich vertieft. »Ich weiß. Ich habe sie ebenfalls gelesen.«

»Sie haben...?« Raphaella sah ihn mit maßloser Verblüffung an. Charlotte Brandons Bücher schienen nicht zu der Sorte Literatur zu gehören, die ein Mann sich vornehmen würde. John Henry hätte es bestimmt niemals getan. Auch nicht ihr Vater. Sie bevorzugten Sachbücher über Wirtschaftsfragen oder über Weltkriege. »Haben sie Ihnen gefallen?«

»Sogar sehr.« Er beschloß, noch ein wenig weiter mit ihr zu spielen. »Ich habe sie alle gelesen.«

»Tatsächlich?« Ihre großen Augen weiteten sich noch mehr. Es erschien ihr höchst seltsam, dass ein Rechtsanwalt so etwas tat. Sie sah ihn interessiert an und hielt ihm das Buch hin. »Kennen Sie dies auch? Es ist ihr neuestes.« Vielleicht hatte sie einen Gleichgesinnten getroffen.

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Buch und nickte. »Ich glaube, es ist ihr bestes. Es wird Ihnen gefallen. Es ist ernsthafter als einige ihrer anderen. Gehaltvoller. Sie setzt sich darin sehr intensiv mit dem Tod auseinander. Keine sehr angenehme Story, doch sie sagt eine Menge aus.« Wie er wusste, hatte seine Mutter das Buch im Vorjahr geschrieben, als sie sich in eine riskante chirurgische Behandlung begeben musste. Sie fürchtete, es könnte ihr letztes Buch sein, und hatte versucht, etwas Wichtiges auszusagen, was ihr auch gelang. Alexanders Gesicht wirkte jetzt ernster, als er Raphaella ansah. »Dieses Buch bedeutet ihr sehr viel.«

Raphaella blickte befremdet. »Was wollen Sie damit sagen? Sind Sie ihr begegnet?«

Es entstand eine kleine Pause, in welcher das jugenhafte Lächeln wiederkehrte. Er beugte sich vor und raunte Raphaella zu: »Sie ist meine Mama.« Diesmal lachte Raphaella hell auf. Es war wie der Klang einer silbernen Glocke und entzückte

sein Ohr. »Nein wirklich, sie ist es.«

»Also, wissen Sie, für einen Anwalt sind Sie ganz hübsch albern.«

»Albern?« Er versuchte, beleidigt auszusehen. »Ich bin völlig ernst. Charlotte Brandon ist meine Mutter.«

»Und der Präsident der Vereinigten Staaten ist mein Vater.«

»Herzliche Glückwünsche.« Er streckte ihr die Hand entgegen, um die ihre zu schütteln. Sie ließ ihre kühle Rechte in die seine gleiten, und sie tauschten einen festen Händedruck. »Ach, übrigens, ich bin Alex Hale.«

»Sehen Sie!« sagte sie und lachte wieder. »Ihr Name ist nicht Brandon!«

»Das ist ihr Mädchenname. Sie heißt Charlotte Brandon-Hale.«

»Ganz bestimmt.« Raphaella konnte nicht aufhören zu lachen und platzte immer wieder los. »Erzählen Sie immer solche Geschichten?«

»Nur für gänzlich Fremde. Apropos, Zauberfee, wie war doch gleich Ihr Name?« Er wusste, es war ein bisschen aufdringlich, doch er wollte gar zu gerne ihre gegenseitige Anonymität aufheben. Er hätte gerne gewusst, wer sie war, wo sie wohnte, wo er sie finden konnte, so dass er allenfalls in der Lage war, ihre Spur zu verfolgen, falls sie sich abermals in Luft auflöste.

Sie zögerte mit der Antwort auf seine Frage, aber nur für einen Augenblick, dann sagte sie halblaut: »Raphaella.«

Er schüttelte zweifelnd den Kopf und verzog ein wenig den Mund. »Das klingt, als hätten Sie es sich für mich ausgedacht. Raphaella. Das ist kein französischer Name.«

»Nein, er ist spanisch. Ich bin nur Halbfranzösin.«

»Und halb Spanierin?« Ihre Farben verrieten ihm, dass es die Wahrheit war. Das rabenschwarze Haar, die schwarzen Augen, die porzellanweiße Haut waren so, wie man es von einer Spanierin erwartete. Er konnte kaum wissen, dass sie ihre Farben von ihrem französischen Vater geerbt hatte.

»Ja, ich bin zur Hälfte Spanierin.«

»Welche Hälfte? Ihr Kopf oder Ihr Herz?« Es war eine ernste Frage, und sie runzelte die Stirn, während sie die Antwort überlegte.

»Das ist eine schwierige Frage. Ich bin nicht sicher. Ich nehme an, dass mein Herz französisch und mein Kopf spanisch ist. Ich denke wie eine Spanierin. Nicht, weil ich es unbedingt möchte, sondern aus reiner Gewohnheit. Ich glaube, das ganze Leben ist mehr oder weniger eine Gewohnheit.«

Alex äugte misstrauisch über ihre Schulter, dann lehnte er sich vor und wisperte: »Ich sehe keine Anstandsdame.«

Sie rollte die Augen und lachte. »Ah, nein, aber Sie werden sie sehen!«

»Tatsächlich?«

»Ganz sicher. Der einzige Ort, an dem ich alleine bin, ist das Flugzeug.«

»Höchst seltsam, aber recht interessant.« Er hätte sie gerne gefragt, wie alt sie sei. »Sagt es Ihnen zu, allzeit bewacht zu sein?«

»Manchmal. Andernfalls würde ich mir wahrscheinlich sonderbar vorkommen. Ich bin es so gewohnt. Ich glaube, es wäre beängstigend, nicht so gut geschützt zu sein.«

»Warum?« Sie begann ihn immer mehr zu interessieren. Sie war anders als jede Frau, die er zuvor gekannt hatte.

»Dann würde man ohne Schutz sein.« Sie sagte es mit großem Ernst.

»Wovor?«

Sie pausierte für einen langen Augenblick, dann lächelte sie ihn an und sagte freundlich: »Vor Leuten wie Ihnen.« Er konnte ihr nur mit einem Lächeln antworten. Sie saßen eine Zeitlang beieinander, jeder mit seinen eigenen Gedanken und Fragen nach dem Leben des anderen beschäftigt. Endlich drehte sie ihm das Gesicht zu. Ihre Augen schienen neugieriger und glücklicher denn zuvor. »Warum

haben Sie mir diese Geschichte über Charlotte Brandon erzählt?« Sie konnte ihn nicht durchschauen, aber sie mochte ihn. Er schien ehrlich, nett, lustig und gescheit zu sein, soweit sie es beurteilen konnte.

Freundlich erwiderte er ihren Blick. »Weil es wahr ist. Sie ist meine Mutter, Raphaella. Sagen Sie, ist das Ihr wirklicher Name?«

Sie nickte und entgegnete sachlich: »Er ist es.« Sie hatte ihm aber keinen weiteren genannt, keinen Zunamen. Nur Raphaella. Der Name gefiel ihm ganz außerordentlich.

»Jedenfalls ist sie wirklich meine Mutter.« Er zeigte auf das Foto auf der Rückseite des Schutzumschlags. Dann sah er Raphaella, die noch immer das Buch in der Hand hielt, ruhig an. »Sie würde Ihnen sehr gefallen. Sie ist eine bemerkenswerte Frau.«

»Ich bin überzeugt, dass sie das ist.« Es war aber klar erkennbar, dass sie Alexanders Erzählung immer noch nicht glaubte. Mit amüsiert Miene griff er in seine Jacke hinein und zog eine schmale schwarze Brieftasche heraus, die Kay ihm letztes Jahr zu seinem Geburtstag geschenkt hatte. Sie trug dieselben eingepprägten G-Buchstaben wie Raphaellas schwarze Eidechstasche. Marke Gucci. Er entnahm ihr zwei Fotografien mit Eselsohren und reichte sie ihr schweigend über den freien Sitz. Sie warf einen kurzen Blick darauf, und ihre Augen wurden groß. Eine der Fotografien war eine Miniaturausgabe des Fotos auf der Buchrückseite. Die andere zeigte seine Mutter, wie sie lachend einen Arm um ihn legte. Seine Schwester stand mit George an ihrer anderen Seite.

»Familienporträt. Wir ließen es letztes Jahr aufnehmen. Meine Schwester, mein Schwager und meine Mutter. Nun, was sagen Sie jetzt?«

Raphaella lächelte und sah Alex mit plötzlicher Ehrfurcht an. »Oh, Sie müssen mir von ihr erzählen! Ist sie wunderbar?«

»Sehr sogar. Und um das gleich einmal als Tatsache festzuhalten, Zauberfee ...« Er erhob sich, richtete sich zu voller Länge auf, ließ die beiden Aktenstücke in die Tasche des Sitzes vor ihm gleiten und setzte sich dann wieder auf den leeren Platz neben sie - »ich finde, Sie sind ebenfalls hübsch und wunderbar. Doch bevor ich Ihnen jetzt alles über meine Mutter erzähle, darf ich Sie vielleicht dazu ermuntern, vor dem Mittagessen einen Drink mit mir zu nehmen?« Es war das erstemal, dass er seine Mutter benutzte, um eine Frau zu umwerben, doch er machte sich nichts daraus. Er wollte soviel wie möglich über Raphaella in Erfahrung bringen, bis die Maschine in New York landete.

Nach zwei Gläsern Weißwein und einer ziemlich ungenießbaren Mahlzeit, was keinen von ihnen störte, sprachen sie viereinhalb Stunden über Paris, Rom und Madrid, über das Leben in San Francisco, über das Schreiben, über Leute, Kinder und Rechtskunde. Sie erfuhr, dass er ein hübsches kleines viktorianisches Haus besaß, das er liebte. Er erfuhr etwas über ihr Leben in Spanien auf Santa Eugenia. Hingerissen vor Entzücken lauschte er ihren Erzählungen aus einer Welt, die Jahrhunderte zurück datierte und mit nichts vergleichbar war, was er jemals kennengelernt hatte. Sie berichtete ihm von den Kindern, die sie so liebte, von den Geschichten, die sie ihnen erzählte, von ihren Cousins, von dem lächerlichen Klatsch über diese Lebensweise in Spanien. Sie erzählte ihm von allem außer von John Henry und dem Leben, das sie jetzt führte. Es war jedoch kein Leben, es war eine dunkle, hohle Leere, eine Nichtexistenz. Sie wollte nur im Augenblick nicht daran denken.

Als schließlich die Stewardess kam, um sie zu bitten, sich in ihren Sitzen anzuschnallen, sahen beide aus wie zwei Kinder, denen man soeben mitgeteilt hatte, dass das Fest vorbei sei und dass sie jetzt nach Hause gehen müssten.

»Was werden Sie nun tun?« Er wusste schon, dass sie sich nach echt spanischer

Sitte mit ihrer Mutter, ihrer Tante und zwei Cousinen traf und sich mit ihnen gemeinschaftlich in einem New Yorker Hotel aufhalten würde.

»Jetzt? Ich treffe meine Mutter im Hotel. Sie werden bereits dort sein.«

»Kann ich Sie im Taxi hinbegleiten?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Ich werde abgeholt. Es ist tatsächlich so...« — Sie sah ihn mit Bedauern an — »ich werde meinen Akt des Unsichtbarwerdens sofort bei meiner Ankunft vollziehen.«

»Darf ich Ihnen wenigstens helfen, Ihr Gepäck zu tragen?« Es hörte sich an, als flehe er darum.

Aber wieder schüttelte sie den Kopf. »Nein. Schauen Sie, ich werde direkt vom Flugzeug weg eskortiert.«

Er sah sie augenzwinkernd an. »Sind Sie ganz sicher, dass Sie kein Galgenvogel sind und unter Schutzaufsicht oder so was Ähnlichem reisen?«

»Ich könnte es genausogut sein.« Ihre Stimme war so traurig wie ihre Augen. Plötzlich war die Fröhlichkeit der letzten fünf Stunden verblasst. Die reale Welt war dabei, in ihr kleines Spiel einzudringen. »Es tut mir leid.«

»Mir auch.« Er sah sie ernst an. »Raphaella, könnte ich Sie sehen, während Sie in New York sind? Ich weiß, Sie werden beschäftigt sein, aber vielleicht auf einen Drink, eine —« Sie schüttelte schon den Kopf. »Warum nicht?«

»Es ist ausgeschlossen. Meine Familie würde es niemals verstehen.«

»Warum nicht, um des Himmels willen? Sie sind eine erwachsene Frau.«

»Genau. Aber Frauen aus jener Welt rennen nicht herum und treffen sich zu Drinks mit fremden Männern.«

»Ich bin nicht fremd.« Er sah wieder jungenhaft aus, und sie lachte. »Also gut, ich bin es. Würden Sie denn mit mir und meiner Mutter zusammen Mittag essen? Morgen?« Er improvisierte, aber er würde seine Mutter schon zum Essen schleifen, und wenn er sie an den Haaren aus einer Verlagsbesprechung herausziehen musste. Wenn Charlotte Brandon als Anstandsdame gebraucht wurde, um Raphaella zu überreden, mit ihm zu tafeln, dann sollte sie ihren Willen haben. »Werden Sie kommen? In die Vier Jahreszeiten. Um ein Uhr.«

»Alex, ich weiß es nicht. Ich bin nicht sicher, ob ich es -«

»Probieren Sie's. Sie brauchen es nicht einmal zu versprechen. Wir werden da sein. Können Sie's einrichten, gut. Können Sie's nicht, habe ich Verständnis. Warten wir's ab.« Das Flugzeug hatte die Piste berührt, und seine Stimme bekam etwas Drängendes.

»Ich weiß nicht, wie-« Ihre Augen blickten gequält, als sie den seinen begegneten.

»Macht nichts. Erinnern Sie sich nur daran, wie gerne Sie meine Mutter kennenlernen möchten. Also Vier Jahreszeiten. Ein Uhr. Werden Sie's behalten?«

»Ja, aber -«

»Pssst...« Er legte ihr einen Finger auf die Lippen, und ihre Augen hielten die seinen lange fest. Plötzlich neigte er sich zu ihr hinüber, und ihm wurde verzweifelt bewusst, wie gerne er sie geküsst hätte. Tat er es aber, würde er sie vielleicht nie wiedersehen. Tat er es nicht, sah er sie möglicherweise wieder. Er versuchte, das Dröhnen der Motoren zu übertönen, als sie zur Abfertigungshalle rollten. »Wo werden Sie absteigen?«

Sie sah ihn unsicher, zögernd an. Ihre Augen waren riesengroß. In Wahrheit hatte er sie darum gebeten, ihm zu vertrauen. Sie war dazu bereit, war aber nicht sicher, ob sie es tun sollte. Doch als die Maschine mit einem heftigen Ruck zum Stehen kam, waren die Worte bereits heraus, so, als sei sie nicht fähig, sie länger unter Kontrolle zu halten. »Im Carlyle.« Und dann, wie auf ein verabredetes Signal, standen zwei Stewardessen im Gang. Die eine hielt ihren Nerz, die andere zog ihre Tragetasche unter dem Sitz hervor. Wie ein artiges Kind bat Raphaella Alex, ihr den Hut aus dem oberen Gepäckfach herunterzureichen. Wortlos setzte sie ihn auf, löste ihren

Sitzgurt und stand auf. Da stand sie, wie er sie zuerst auf dem Flughafen gesehen hatte: in Nerz gehüllt, die Augen durch den kleinen Hut verschleiert, das Buch und ihre Handtasche in der Hand. Sie sah ihn an, dann reichte sie ihm die Hand mit dem schwarzen Ziegenlederhandschuh. »Ich danke Ihnen.« Die Worte waren für die fünf Stunden gedacht, die er ihr geschenkt hatte, für den fröhlichen Augenblick, für den Flug aus der Wirklichkeit, für eine Kostprobe des Lebens, wie es sein sollte, wie es sein könnte und nicht war. Sekundenlang ruhten ihre Augen auf ihm, dann wandte sie sich ab.

Am Heck der Maschine, nahe den Plätzen, wo sie und Alex gesessen hatten, war einer der Ersatzausstiege geöffnet worden, als die Stewardessen die Passagiere über den Lautsprecher aufforderten, sich zum Verlassen des Flugzeugs an den Vorderausstieg zu begeben. Die Tür am Heck öffnete sich kurz. Raphaella und die beiden Crewmitglieder stiegen flink aus. Die Tür schloss sich augenblicklich, und nur ein paar Passagiere im Heck der Maschine fragten sich, was geschehen sei und warum die Frau im dunklen Nerz herausgelassen wurde. Sie waren jedoch zu stark mit ihren eigenen Angelegenheiten, ihren eigenen Planungen beschäftigt. Lediglich Alex starrte lange auf die Tür, durch welche sie geflüchtet war. Wieder war sie ihm entkommen. Abermals hatte die bestrickend schöne dunkelhaarige Frau ihn verlassen. Nun wusste er jedoch, dass ihr Name Raphaella war und dass sie im Carlyle wohnen würde.

Plötzlich sank ihm das Herz. Ihm war eingefallen, dass er ihren Nachnamen nicht kannte. Raphaella. Raphaella und wie weiter? Wie konnte er im Hotel nach ihr fragen? Jetzt bestand die einzige Hoffnung darin, sie morgen beim Essen wiederzusehen. Falls sie erschien... falls ihre Verwandten sie fortließen... falls... Er kam sich wie ein kleiner erschrockener Schuljunge vor, als er seinen Mantel und die Aktentasche an sich nahm und sich langsam auf den Weg zum vorderen Teil der Maschine begab.

Der Kellner der Vier Jahreszeiten geleitete die hochgewachsene, attraktive Dame quer durch den Saal an ihren gewohnten Tisch in der Nähe der Bar. Die hochmoderne Ausstattung bildete den perfekten Hintergrund für die buntgewürfelte Menge, die das Restaurant Tag und Nacht bevölkerte. Auf dem Weg zu ihrem Tisch nickte die Dame lächelnd nach allen Seiten, entdeckte einen Freund, der seine Unterhaltung unterbrach und ihr zuwinkte. Charlotte Brandon war hier Stammgast. Es war für sie, als ob sie in ihrem Club speiste. Ihre große, schlanke Erscheinung bewegte sich ungezwungen in der vertrauten Umgebung. Ihr schneeweißes Haar lugte unter einer äußerst kleidsamen Nerzkappe hervor, die perfekt zu dem wundervollen Nerz passte, den sie über dem marineblauen Kleid trug. Ihre Ohrringe bestanden aus Saphiren und Diamanten, um ihren Hals war eine dreireihige Kette großer prachtvoller Perlen geschlungen. An ihrer linken Hand funkelte ein einziger Saphir, den sie sich selbst zur Tauffeier ihres fünfzehnten Buches geschenkt hatte.

Es wunderte sie noch heute, dass ihre Karriere mit dem Tode ihres Mannes bei einem Flugzeugunglück ihren Anfang nahm. Damals bekam sie ihren ersten Job, bei dem sie Nachforschungen für eine ziemlich langweilige Kolumne anzustellen hatte. Etwas, was ihr niemals echten Spaß bereitete. Was ihr hingegen gefiel, war das Schreiben, wie sie sehr bald feststellte. Als sie sich hinsetzte, um ihren ersten Roman zu schreiben, hatte sie das Gefühl, endlich heimgekommen zu sein. Das erste Buch war ein netter Erfolg, das zweite kam noch besser an, aber erst das dritte wurde ein Bestseller und schlug wie eine Bombe ein. Von da an war es harte Arbeit, jedoch in angenehmem Fahrwasser. Sie liebte ihre Arbeit jedes Jahr mehr, mit jedem neuen Buch. Schon seit Jahren war das, was wirklich für sie zählte, ihre Bücher, ihre Kinder und ihr einziges Enkelkind Amanda.

Nachdem ihr Mann gestorben war, hatte es in ihrem Leben niemals jemanden von echter Bedeutung gegeben. Gelegentlich hatte sie sich gezwungen, mit anderen Männern auszugehen. Schon ein halbes Leben lang hatte es enge Freunde für sie gegeben, herzliche Beziehungen, aber niemals jemanden, den sie heiraten wollte. Zwanzigjahre hatten ihr die Kinder als Ausrede gedient, heute war es ihre Arbeit. »Ich bin zu schwierig für ein Zusammenleben. Meine Zeiteinteilung ist unmöglich. Die ganze Nacht über schreibe ich, und tagsüber schlafe ich. Ich würde dich zum Wahnsinn treiben! Du würdest es lassen.« Ihre Ausflüchte waren unzählig und nicht immer stichhaltig. Sie war eine wohlorganisierte Frau voller Selbstdisziplin. Die Wahrheit war, dass sie nicht wieder heiraten wollte. Nach Arthur Hale würde sie niemals einen anderen lieben. Er war das strahlende Licht ihres Lebens gewesen, er stand Modell für ein halbes Dutzend Helden in ihren Büchern. Und Alexander sah ihm so ähnlich, dass sie jedesmal, wenn sie ihn sah, einen Kloß im Hals spürte. Er war genauso brünett, so hochaufgeschossen, so lang und mager und hübsch. Es erfüllte sie mit Stolz, dass dieser ungewöhnlich gutaussehende, intelligente, warmherzige junge Mensch ihr Sohn war. Ganz andere Gefühle beherrschten sie, wenn sie ihre Tochter sah. Kay erfüllte sie stets mit einem heimlichen Schuldgefühl, was sie falsch gemacht haben könnte. Warum war Kay so bitter, so kalt, so böse geworden? Was konnte sie dazu gebracht haben? Waren es die langen Arbeitsstunden ihrer Mutter? Der Tod ihres Vaters? Unterschwellige Rivalität? Charlotte hatte stets ein Gefühl des Versagens, der Trauer, der bösen Vorahnung, wenn sie in jene kalten Augen sah, die den ihren so ähnelten und dennoch kein Glück widerspiegeln.

Sie war so grundverschieden von Alex, der jetzt in voller Lebensgröße vor ihr stand. Mit aufrichtiger Freude und einem herzlich warmen Lächeln sah er seine Mutter an.

»Herrgott, Mutter, du siehst großartig aus!« Er beugte sich leicht herunter, um sie zu küssen, und sie umarmte ihn spontan. Es war das erstemal seit mehreren Monaten,

dass er von San Francisco nach New York kam, doch sie hatte niemals wirklich das Gefühl gehabt, dass sie sehr weit getrennt waren. Er rief sie häufig an, erkundigte sich nach ihrem Befinden, erzählte ihr verschiedenes, fragte nach ihrem jüngsten Buch oder erklärte ihr seinen neuesten Fall. Sie hatte das Empfinden, einen Platz in seinem Leben einzunehmen, ohne dass einer sich zu fest an den anderen heftete. Es war eine Beziehung, die sie in jeder Weise beschwingte. Ihrem Sohn am Tisch gegenüberstehend, leuchtete ihr die Freude über das Wiedersehen aus den Augen. »Du siehst besser aus denn je!« Er strahlte sie mit sichtlichem Stolz an.

»Schmeicheleien sind gottlos, mein Schatz; aber entzückend. Ich danke dir.« Ihre Augen schillerten, und er lächelte sie an. Mit zweiundsechzig war sie immer noch eine glänzende Erscheinung: hochgewachsen, anmutig, elegant, mit der glatten Haut einer Frau, die etwa halb so alt war wie sie. Kosmetische Chirurgie hatte ihr beigestanden, das schöne Gesicht und den glatten Teint zu erhalten, aber sie war schon von allem Anbeginn eine blendend schöne Frau gewesen. Und so engagiert, wie sie sich für die Werbung und den Umsatz ihrer Bücher einsetzte, war es nicht verwunderlich, dass sie bemüht war, jugendlich zu bleiben. Im Verlauf der Jahre war Charlotte Brandon zu einem großen Geschäft geworden. Als Frau der Feder wusste sie, dass ihr Gesicht einen ebenso wichtigen Teil ihres Persönlichkeitsbildes darstellte wie ihre Herzenswärme und Vitalität. Sie war eine Frau, die andere Frauen respektierten und die sich über drei Generationen hinweg die Gunst ihrer Leserinnen erhalten hatte. »Also, was hast du so angestellt? Du siehst übrigens auch prima aus, möchte ich bemerken.«

»Ich habe gearbeitet. Tatsächlich pausenlos, seit ich dich das letztemal sah.« Während er dies sagte, schweiften seine Augen zur Tür. Einen Moment lang hatte er geglaubt, Raphaella gesehen zu haben. Ein dunkler Kopf im Nerz tauchte an der Treppe auf, doch dann sah er, dass es eine andere Frau war.

»Erwartest du irgend jemand, Alex?« Sie hatte rasch den Blick in seinen Augen aufgefangen und lächelte. »Oder bist du der kalifornischen Frauen nur überdrüssig?«

»Wer hätte Zeit, eine zu treffen! Ich habe Tag und Nacht gearbeitet.«

»Das solltest du nicht tun.« Für einen Augenblick sah sie ihn traurig an. Sie wünschte ihm mehr als nur ein halbes Leben. Ihren beiden Kindern wünschte sie mehr, doch bis jetzt schien keines von ihnen gefunden zu haben, was es sich wünschte. Alex hatte die fehlgeschlagene Ehe mit Kachel hinter sich, und Kay wurde von ihrer Leidenschaft für die Politik und ihrem Ehrgeiz, der alles andere in ihrem Leben überschattete, verzehrt. Manchmal glaubte Charlotte, ihre Kinder nicht zu verstehen. Letztlich hatte sie doch auch beides geschafft; eine Familie und eine Karriere. Sie erzählten ihr jedoch, die Zeiten hätten sich geändert. Karrieren könnte man heute nicht mehr so elegant angehen. Hatten sie recht, oder machten sie sich wegen ihrer eigenen Misserfolge nur etwas vor? Das ging ihr durch den Kopf, während sie ihren Sohn betrachtete und sich fragte, ob er mit seinem Einzelgängerdasein glücklich sei oder sich nicht letztlich etwas anderes wünschte. Gab es wohl eine ernste Beziehung zu, einer Frau, zu jemandem, den er aufrichtig liebte?

»Schau nicht so besorgt, Mutter.« Er tätschelte ihr lächelnd die Hand und winkte nach dem Kellner. »Etwas zu trinken?« Sie nickte, und er bestellte zwei Bloody Marys. Dann lehnte er sich mit einem Lächeln zurück. Er musste es ihr sagen. Jetzt, für den Fall, dass Raphaella pünktlich erschien. Ein Uhr hatte er ihr gesagt und sich um zwölf Uhr dreißig mit seiner Mutter getroffen. Es war natürlich möglich, dass Raphaella überhaupt nicht kam. Er sah seiner Mutter in die dunkelblauen Augen. »Ich habe eine Freundin eingeladen, sich mit uns zu treffen. Ich bin nicht sicher, ob sie es einrichten kann.« Jungenhaft und verwirrt senkte er kurz die Augen und richtete sie gleich darauf erneut auf seine Mutter. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen.« Doch Charlotte Brandon lachte bereits. Ein frischer, heller Klang erfüllte die Luft, der

jedesmal ansteckend auf ihn wirkte. »Hör auf, mich auszulachen, Mutter«, doch dann musste er selber lachen, und seine Augen funkelten vor Vergnügen.

»Du siehst aus, als seist du vierzehn, Alex. Tut mir leid. Wen, in Gottes Namen, hast du zum Essen eingeladen?«

»Nur eine Freundin. Oh, verflucht. Eine Frau.« Beinahe hätte er hinzugefügt: »Ich habe sie im Flugzeug kennengelernt.«

»Ist es eine deiner Freundinnen hier in New York?« Die Fragen waren nicht zudringlich, sondern freundschaftlich gemeint, während sie fortfuhr, ihrem Sohn zuzulächeln.

»Nein, sie lebt in San Francisco. Sie ist nur für einige Tage hier. Wir flogen mit derselben Maschine.«

»Das ist nett. Was macht sie?« Sie nahm den ersten Schluck aus ihrem Glas und fragte sich, ob sie ihn das lieber nicht hätte fragen sollen, doch sie war immer neugierig: auf seine Freundinnen. Manchmal war es hart, sich nicht zu mütterlich zu geben, drückte sie aber zu fest auf die Tube, bat er sie jeweils freundlich, damit aufzuhören. Auch jetzt blickte sie ihn forschend an, aber er schien es nicht wahrzunehmen. Er sah glücklich aus, und in seinen Augen lag etwas ungemein Warmes und Zärtliches. So hatte er mit Rachel niemals ausgesehen, damals wirkte er immer so unglücklich und gequält. Sie fragte sich plötzlich, ob Alex wohl irgendeine Überraschung auf Lager hatte.

Er lachte nur vergnügt, als er auf ihre Frage einging. »Du wirst es schwerlich glauben, berühmte Autorin Charlotte Brandon, doch es hat den Anschein, als ob sie verdammt überhaupt nichts tut.«

»Oh, oh. Wie dekadent.« Charlotte sah aber keineswegs beunruhigt aus, sondern nur neugierig auf das, was sie in den Augen ihres Sohnes las. »Ist sie sehr jung?« Das würde alles erklären. Junge Leute hatten Recht auf etwas Zeit, um herauszufinden, was sie machen sollten. Waren sie allerdings etwas älter, erwartete Charlotte von ihnen, dass sie ihren Weg gefunden oder zumindest eine Art von Beschäftigung hatten.

»Nein, ich denke, nicht mehr so jung. Sie ist um die Dreißig. Aber sie ist Europäerin.«

»Ah«, sagte seine Mutter verstehend, »jetzt ist mir alles klar.«

»Dennoch ist es eigenartig.« Einen Augenblick sah er nachdenklich aus. »Ich habe noch nie jemanden kennengelernt, der ein solches Leben führt. Ihr Vater ist Franzose, ihre Mutter Spanierin, und sie hat die meiste Zeit ihres Lebens eingesperrt verbracht, umgeben, begleitet, belagert von Verwandten und Anstandsdamen. Es scheint ein geradezu undenkbares Leben zu sein.«

»Wie konntest du sie ihnen lange genug entreißen, um sie kennenzulernen?« Charlotte war fasziniert und lenkte ihre Aufmerksamkeit nur kurz ab, um flüchtig einem Freund zuzuwinken, der den Raum durchquerte.

»Das habe ich noch nicht, doch ich gedenke es zu tun. Das war einer der Gründe, warum ich sie heute zum Essen einlud. Sie bewundert deine Bücher.«

»O Gott, Alex, nicht eine von denen. Um des Himmels willen, wie kann ich mit Leuten essen, die mir Fragen stellen, wie lange ich schon schreibe und wieviel Monate es dauerte, jedes einzelne meiner Bücher zu schreiben?« Ihr vorwurfsvoller Ton war jedoch gespielt, und sie behielt noch immer ihr halbes Lächeln bei. »Warum kannst du nicht mit Mädchen flirten, die andere Autoren bevorzugen? Irgendein nettes Mädchen, das gerne Proust oder Balzac oder Camus liest oder sich für die Memoiren von Winston Churchill begeistert. Irgend etwas Empfindsames.«

Er kicherte über die ernste Miene, die sie zur Schau trug. Dann sah er plötzlich über ihre Schulter hinweg eine Erscheinung die Vier Jahreszeiten betreten. Charlotte Brandon merkte, wie er den Atem anhielt. Sie drehte sich in die

Richtung um, in die er starrte, und sah eine auffallend schöne, große, dunkelhaarige junge Frau oberhalb der Treppe stehen. Sie wirkte ungemein zerbrechlich und gleichzeitig sehr selbstbewusst. Sie war eine bildschöne Frau, und alle Augen waren auf sie gerichtet, sie in offener Bewunderung anstarrend. Ihre Körperhaltung war vollkommen, ihr Haupt hoherhoben, ihr Haar glänzte in einem sorgsam geschlungenen Knoten, der wie schwarze Seide wirkte. Sie trug ein schmales Kleid aus schokoladenbraunem Kaschmir in der Farbe des üppigen Pelzes. Ein weiches Seidentuch war lose um ihren Hals geknotet. Perlen und Diamanten schmückten ihre Ohren. Ihre Beine, endlos lang und grazil, präsentierten sich in braunen Strümpfen und farblich passenden Schwedenschuhen. Sie trug eine Handtasche, die in dem gleichen kostbaren braunen Leder gehalten war. Diese Frau war das schönste Geschöpf, das Charlotte seit Jahren gesehen hatte, und plötzlich verstand sie den entzückten Ausdruck ihres Sohnes. Was sie gleichfalls betroffen machte, nachdem Alex sich mit einer Entschuldigung vom Tisch entfernt und auf sie zugegangen war, war etwas seltsam Vertrautes um das Mädchen. Es war ein Gesicht, das Charlotte irgendwann schon einmal gesehen hatte. Vielleicht war es auch nur, weil sie eine typische Vertreterin der spanischen Aristokratie war. Sie hatte eine Grazie und Präsenz, als sie sich auf den Tisch zubewegte, die an eine junge Königin erinnerte. Gleichzeitig konnte man aus ihren Augen eine Zartheit und Scheu herauslesen, die ihrem betörend guten Aussehen noch eine besondere Note gab. Diesmal war es Charlotte, die bei ihrem Anblick fast einen Ton der Bewunderung von sich gegeben hätte. Das Mädchen war so schön, dass man es kaum ohne Ehrfurcht ansehen konnte. Alexanders Faszination zu verstehen war nicht schwer. Sie war ein sehr, sehr rares Juwel.

»Mutter, ich möchte dir gerne Raphaella vorstellen. Raphaella, meine Mutter, Charlotte Branden.« Flüchtig wunderte sich Charlotte über das Fehlen eines Zunamens. Die Frage war jedoch vergessen, als sie in die dunklen, rätselhaften Augen des Mädchens blickte. Aus der Nähe konnte man sehen, dass sie fast erschrocken war und leicht außer Atem, so als ob sie schnell gelaufen sei. Sie tauschte mit Charlotte einen gemessenen Händedruck, ließ sich von Alex den Pelz abnehmen und nahm Platz.

»Es tut mir schrecklich leid, mich verspätet zu haben, Mrs. Branden.« Sie sah Charlotte direkt in die Augen, eine leichte Röte auf den cremeweißen Wangen. »Ich hatte Verpflichtungen. Es war schwierig... mich freizumachen.« Als sie sich zurücklehnte, warfen ihre Wimpern Schatten auf die Augen. Sie anschauend, glaubte Alex zu vergehen. Sie war die unwahrscheinlichste Frau, der er je begegnet war. Charlotte konnte nicht umhin zu denken, dass die beiden ein bemerkenswertes Paar abgaben. Ihre dunklen Köpfe, so nahe beieinander, die großen Augen, die herrlichen jungen Glieder, die anmutigen Hände. Wie der Sage entstiegene junge Götter sahen sie aus, dazu geschaffen, ein Paar zu sein. Charlotte musste sich zwingen, mit liebenswürdigem Lächeln zur Unterhaltung zurückzukehren.

»Das macht nichts, Liebe. Seien Sie unbesorgt. Alex und ich hatten uns gerade erst getroffen. Er sagte mir, Sie seien gestern zusammen von San Francisco herübergeflogen. Um Freunde zu besuchen?«

»Um meine Mutter zu treffen.« Raphaella begann sich langsam zu entspannen, obgleich sie ein Getränk gleich nach dem Platznehmen abgelehnt hatte.

»Lebt sie hier?«

»Nein, in Madrid. Sie ist auf der Durchreise nach Buenos Aires. Und sie dachte, dass... nun, es war für mich eine Gelegenheit, für ein paar Tage nach: New York zu kommen.«

»Sie wird glücklich sein, Sie zu sehen. Mir ergeht es genauso, wenn Alex in die Stadt kommt.« Hierauf lächelten alle drei, und Alex schlug vor, das Essen zu bestellen, bevor man in der Unterhaltung fortfuhr. Nachdem dies geschehen war, gestand Raphaella Charlotte, wieviel ihre Bücher ihr über die Jahre hinweg bedeutet hatten.

»Ich gebe zu, dass ich gewohnt war, sie in Spanisch zu lesen, hier und da auch Französisch, aber als ich das erstmal in dieses Land kam, hat mein -« Sie errötete und senkte einen Moment lang die Augen. Fast hätte sie ihnen erzählt, ihr Mann habe ihr einige Bücher Charlottes in englischer Sprache gekauft, doch plötzlich hatte sie gestockt. Es schien unredlich, doch sie mochte jetzt nicht über John Henry sprechen. »Ich kaufte sie mir in Englisch, und jetzt lese ich sie immer in Englisch.« Wieder wurden ihre Augen traurig, als sie Charlotte ansah. »Sie wissen nicht, was Ihre Werke mir bedeutet haben. Manchmal denke ich, es war das, was —« Ihre Stimme wurde so leise, dass sie kaum vernehmbar war, »- was mich am Leben erhalten hat.« Die Qual in ihrer Stimme war klar herauszuhören. Während Charlotte sie ansah, wurde Alex an das erstmal erinnert, als er sie weinend auf den Treppenstufen sitzen sah. Jetzt, im Lichterglanz des New Yorker Restaurants, fragte er sich, was das Geheimnis war, das so schwer auf ihrer Seele lastete. Sie blickte nur zu seiner Mutter, mit einem kleinen Lächeln des Danks, und ohne zu überlegen, streckte Charlotte ihre Rechte aus und berührte ihre Hand.

»Die Bücher bedeuten mir viel, wenn ich sie schreibe. Aber es ist wichtig, dass sie Menschen wie Ihnen etwas bedeuten. Ich danke Ihnen, Raphaella. Es war ein wundervolles Kompliment, und in gewissem Sinne macht es mein Leben lebenswert.« Und dann, als spüre sie irgend etwas Verborgenes, einen fernen Wunsch, einen Traum, sah sie Raphaella fest an und fragte: »Schreiben Sie ebenfalls?«

Doch Raphaella lächelte nur und schüttelte den Kopf, sehr jung und kindhaft, nicht so ernst, wie sie anfangs erschien. »O nein!« Dann lachte sie auf. »Aber ich bin eine Geschichtenerzählerin.«

»Das ist der erste Schritt.« Alex beobachtete beide schweigend. Es gefiel ihm, sie beisammen zu sehen, die Fülle der Kontraste - zwei schöne Frauen, eine davon so jung und so zart, die andere so reif und stark - eine mit weißem Haar und eine mit schwarzem Haar - eine, die er so gut kannte, und die andere überhaupt nicht. Seine Mutter fragte weiter: »Was für eine Art von Geschichtenerzählerin sind Sie, Raphaella?«

»Ich erzähle Geschichten für Kinder. Im Sommer. Ich erzähle sie all meinen Neffen und Nichten. Es gibt Dutzende von ihnen. Wir sind eine sehr große Familie und verbringen den Sommer gemeinsam auf unserem Familiensitz in Spanien. Ich habe es immer geliebt, Kinder an der Hand zu halten. Und ich erzähle ihnen Geschichten« — sie lächelte glücklich—, »und sie hören zu und kichern und lachen. Es ist wundervoll, es tut der Seele irgendwie gut.«

Charlotte lächelte über die Ausdrucksweise der jüngeren Frau und nickte zustimmend. Und dann, als sie sie genauer ansah, war es, als ob die Gedanken in ihrem Kopf wie in einem Brennpunkt zusammenliefen. Raphaella... Raphaella... Spanien... ein Familiensitz dort... und Paris... eine Bank... Sie musste gegen einen Impuls ankämpfen, um nicht laut etwas zu sagen. Statt dessen ließ sie Alex die Unterhaltung fortführen, wieder und wieder auf das Gesicht des Mädchens blickend. Und während sie sie anschaute, fragte sie sich, ob Alex die ganze Geschichte kannte. Er schien ahnungslos zu sein.

Nur eine Stunde nachdem sie sie getroffen hatte, blickte Raphaella bedauernd, aber nervös auf ihre Uhr. »Es tut mir so leid... ich fürchte, ich muss zu meiner Mutter, meiner Tante und meinen Cousins zurück. Sonst denken sie womöglich, ich sei weggelaufen.« Sie erzählte Alexanders Mutter nicht, dass sie Kopfschmerzen vorgetäuscht hatte, um dem Mittagessen mit ihrem eigenen Gefolge zu entfliehen.

Sie hatte sich so brennend gewünscht, Charlotte Branden kennenzulernen und Alex wiederzusehen, sei es auch nur ein einziges Mal. Jetzt bot er ihr an, sie zum Taxi zu begleiten, und ließ seine Mutter mit einer frischen Kanne >cafe filtre< zurück. Er versprach, sofort wiederzukommen, und verschwand mit seiner

hinreißenden Freundin am Arm. Bevor sie ging, hatte Raphaella Charlotte noch ein paar passende Abschiedsworte gesagt, und für einen winzigen Moment hatten ihre Augen einander festgehalten. Es war, als wollte Raphaella ihr die ganze Geschichte erzählen und als wollte Charlotte ihr sagen, dass sie sie bereits kenne. Es war eine jener schweigenden Übereinstimmungen zwischen zwei Frauen, als ihre Blicke sich trafen, und Charlotte hatte gefühlt, wie ihr Herz diesem jungen Mädchen zuflog. Sie hatte sich inzwischen an die ganze Geschichte erinnert, nur, dass es jetzt nicht länger eine der vielen tragischen Notizen in den Zeitungen war. Sie hatte die lebende, atmende, einsame junge Frau gesehen, der diese Tragödie zugestoßen war. Sekundenlang hatte sie den Wunsch verspürt, ihre Arme um sie zu legen, aber sie hatte ihr nur die kühle schlanke Hand geschüttelt und ihnen nachgesehen, ihrem Sohn, so stattlich, und dem Mädchen, so betörend anmutig, wie sie über die Treppe verschwanden.

Als sie auf die Straße hinaustraten und dort für einen Augenblick stehenblieben, die kühle Herbstluft einatmeten und sich jung und glücklich fühlten, sah Alex sie mit unverhohlener Freude an. Seine Augen sprühten, und er konnte nicht umhin zu lächeln, als sie irgendwie traurig und weise und dennoch mit einem glücklichen Schimmer in den Augen zu ihm hochsah. »Meine Mutter hat Sie ins Herz geschlossen, das hat man gemerkt.«

»Ich wüsste nicht, warum sie das sollte. Aber ich habe sie auch ins Herz geschlossen. Was ist sie für eine reizende Frau, Alex. Sie hat alle Qualitäten, die eine Frau haben sollte.«

»Hm ... ja, sie ist ein hübsches, nettes altes Mädchen.« Er sagte es in neckender Manier, doch er dachte nicht an seine Mutter, als er Raphaella in die Augen sah. »Wann werde ich Sie wiedersehen?«

Bevor sie antwortete, blickte sie nervös beiseite auf die Straße, nach einem Taxi Ausschau haltend. Dann sah sie Alex wieder an, und ihre Augen wirkten schwarz und bekümmert. Ihr Gesicht war auf einmal unerklärbar traurig. »Ich kann nicht, Alex. Es tut mir leid. Ich muss bei meiner Mutter bleiben... und —«

»Sie können nicht Tag und Nacht mit ihnen zusammen sein.« Es klang eigensinnig, und sie musste lächeln. Es gab keine Möglichkeit, es ihm verständlich zu machen. Er hatte niemals ein Leben wie das ihre geführt.

»Aber ich bin es. Jede Minute. Und anschließend muss ich heim.«

»Das muss ich auch. Also sehen wir uns dort wieder. Was mich daran erinnert, junge Dame, dass Sie mir etwas zu sagen vergessen haben, als Sie mir erzählten, Sie würden im Carlyle absteigen.«

»Was?« Sie blickte plötzlich beunruhigt.

»Ihren Nachnamen.«

»Habe ich das ?« Schwer zu sagen, ob ihre Unschuld echt oder gespielt war.

»Ja, das haben Sie. Hätten Sie sich heute nicht gezeigt, wäre ich gezwungen gewesen, für den Rest der Woche in der Halle des Carlyle zu sitzen und abzuwarten, bis Sie vorbeispaziert kommen. In Gegenwart Eurer Mutter hätte ich Eure Hoheit in Verlegenheit gebracht, um Euren Namen zu bitten!« Sie mussten beide lachen, als er das sagte, und er nahm zärtlich ihre Hand in die seine. »Raphaella, ich möchte Sie wiedersehen.« Sie schaute zu ihm hoch, ihre Augen verschmolzen mit den seinen. Sie wünschte sich all das, was er sich wünschte, wusste aber, dass sie kein Recht darauf hatte. Er neigte sich langsam über sie und wollte sie küssen, doch sie drehte sich weg und vergrub ihr Gesicht an seiner Schulter. Mit einer Hand hielt sie sich am Aufschlag seiner Jacke fest.

»Nein, Alex, lassen Sie das.« Er verstand. Ihre Welt war mit Anstandsdamen angefüllt. Sie war es nicht gewohnt, einen Mann auf der Straße zu küssen.

»Ist gut. Doch ich möchte Sie sehen, Raphaella. Was ist mit heute abend?« Er hörte ein kurzes Glucksen an seiner Schulter, bevor sie ihn wieder ansah.

»Und was ist mit meiner Mutter, meiner Tante, meinen Cousinen?« Es war unmöglich, er war so eigensinnig, doch er war auch einer der nettesten Männer, denen sie je begegnet war.

»Bringen Sie sie mit. Ich bringe meine Mutter auch mit.« Er scherzte nur, und sie wusste es, aber diesmal lachte sie laut.

»Sie sind unmöglich.«

»Ich weiß. Und ich akzeptiere kein Nein als Antwort.«

»Alex, bitte!« Sie sah erneut auf ihre Uhr und geriet in Panik. »Oh, mein Gott, sie werden mich umbringen. Inzwischen müssen sie vom Essen zurück sein.«

»Versprechen Sie, heute Abend ein Glas mit mir zu trinken.« Er hielt sie am Arm fest, und plötzlich erinnerte er sich wieder an seine Frage. »Wie, zur Hölle, ist ihr Nachname?«

Ihre Hand flog von ihm weg und hielt ein vorbeifahrendes Taxi an. »Alex, lassen Sie mich. Ich habe es ->«

»Nicht, bevor -« Es war halb Spiel, halb Ernst. Sie lachte nervös und sah ihm wieder in die Augen.

»Schon gut. Schon gut. Phillips.«

»Sind Sie so im Carlyle registriert?«

»Jawohl, Euer Ehren.« Einen Augenblick blickte sie ergeben drein, dann aber wieder nervös. »Aber Alex, ich kann Sie nicht sehen. Nicht hier, nicht in San Francisco, nirgendwo. Dies muss das Ende sein.«

»Um Christi willen, seien Sie nicht albern. Dies ist doch gerade erst der Anfang.«

»Nein, ist es nicht.« Sie blickte ernst für einen Augenblick, als sie dort stand, während das Taxi ungeduldig bei laufendem Motor wartete und Alex sie wild anstarrte. »Es ist nicht der Anfang, Alex, es ist das Ende. Und jetzt muss ich gehen.«

»Nicht so!« Alex sah plötzlich verzweifelt aus. »Wie? Sie haben gerade mit mir zu Mittag gegessen und haben meine berühmte Mutter kennengelernt. Ist das nett?« Er zog sie auf, sie aber sah ihn voller Bestürzung an, und er wusste, dass er einen Treffer gelandet hatte.

»O Alex, wie können Sie,—«

»Werden Sie mich später sehen?«

»Alex -«

»Macht nichts. Heute Abend elf Uhr. Im Cafe Carlyle. Wir unterhalten uns und hören uns Bobby Short an. Und wenn Sie nicht da sind, komme ich nach oben und klopfe an die Tür Ihrer Mutter.« Plötzlich wurde seine Miene besorgt. »Können Sie gegen elf von ihnen loskommen?« Gleichzeitig musste er sich eingestehen, dass die Situation komisch war. Sie war Anfang Dreißig, und er fragte sie, ob sie sich von ihrer Mutter davonestehlen könne. In der Tat, höchst absurd.

»Ich will es versuchen.« Sie lächelte ihn an und sah auf einmal sehr jung aus, obgleich in ihren Augen eine Spur von Schuld verborgen war. »Wir sollten dies nicht tun.«

»Warum nicht?«

Sie wollte es ihm sagen, wusste aber, dass sie es nicht konnte, hier an der Bordkante neben einem ungeduldigen Taxifahrer, der zu murren begann. »Wir reden darüber heute Abend.«

»Gut.« Er strahlte über das ganze Gesicht. Sie würde also dasein. Vergnügt öffnete er ihr den Wagenschlag und machte eine schwungvolle Verbeugung. »Ich sehe Sie heute Abend, Miss Phillips.« Er neigte sich ein wenig herunter und küsste sie auf die Stirn; eine Sekunde später war die Tür geschlossen, und das Taxi jagte stadteinwärts. Raphaella saß auf dem Rücksitz, wütend über ihre eigene Schwäche. Sie hätte ihn von Anfang an nicht in die Irre führen dürfen. Schon im Flugzeug hätte sie ihm die Wahrheit sagen sollen und niemals zum Essen gehen dürfen. Aber nur einmal, nur ein einziges Mal, redete sie sich selber ein, hatte sie das Recht, etwas Wildes,

Romantisches, Amüsantes zu tun. Oder hatte sie überhaupt kein Recht darauf? Was gab ihr das Recht, während John Henry sterbend in seinem Rollstuhl saß? Wie konnte sie wagen, derartige Spiele zu spielen? Als das Taxi sich dem Carlyle näherte, schwor sie sich, Alex heute abend zu sagen, dass sie verheiratet sei. Und sie würde ihn nicht wiedersehen. Nach dem heutigen Abend... das war noch eine weitere Begegnung... und ihr Herz flatterte schon bei dem Gedanken, ihn noch einmal zu sehen.

»Nun?« Alex sah seine Mutter triumphierend an und setzte sich. Sie lächelte ihn an und fühlte sich plötzlich sehr alt. Wie jung er aussah, wie hoffnungsvoll, wie glücklich, wie blind.

»Nun was?« Ihre blauen Augen waren liebevoll und traurig.

»Was meinst du mit >nun was<? Ist sie nicht unglaublich?«

»Ja«, versetzte Charlotte nüchtern. »Sie ist wahrscheinlich die schönste junge Frau, die ich gesehen habe. Sie ist charmant und liebenswürdig und reizend, und ich mag sie. Aber, Alex...« Sie zögerte eine ganze Weile und entschied dann, ihren Verstand sprechen zu lassen. »Was soll dabei Gutes für dich herauskommen?«

»Was soll das heißen?« Er nahm einen Schluck von seinem kalten Kaffee und schaute plötzlich ärgerlich drein. »Sie ist wundervoll.«

»Wie gut kennst du sie?«

»Nicht sehr.« Dann grinste er sie an. »Aber ich hoffe, dies zu ändern, trotz ihrer Mutter, ihrer Tante, ihrer Cousinen und Anstandsdamen.«

»Was ist mit ihrem Ehemann?« Alex sah plötzlich aus, als sei auf ihn geschossen worden. Seine Augen weiteten sich, als er sie anstarrte, und verengten sich wieder mit leisem Misstrauen.

»Was meinst du mit >ihrem Ehemann<?«

»Alex, weißt du, wer sie ist?«

»Sie ist halb Spanierin und halb Französin, sie lebt in San Francisco, ist ohne Beschäftigung, zweiunddreißig Jahre alt, wie ich heute erfuhr, und ihr Name ist Raphaella Phillips. Ihren Nachnamen habe ich eben erst erfahren.«

»Hörst du nicht was läuten?«

»Nein, zum Donner, und hör auf, Katz und Maus mit mir zu spielen.« Seine Augen feuerten Blitze. Charlotte Branden setzte sich in ihrem Stuhl zurück und seufzte. Sie hatte also recht gehabt. Der Nachname bestätigte es. Sie wusste nicht, warum, aber sie hatte sich an das Gesicht erinnert, obgleich sie seit Jahren kein Foto mehr von ihr in den Zeitungen gesehen hatte. Das letztmal vor etwa sieben oder acht Jahren, als John Phillips nach seinem ersten Schlaganfall das Krankenhaus verließ. »Was, zur Hölle, versuchst du mir beizubringen, Mutter?«

»Dass sie verheiratet ist, Schatz, und zwar mit einem sehr bedeutenden Mann. Sagt dir der Name John Henry Phillips irgendwas?«

Alex schloss die Augen. Er dachte, dass das, was seine Mutter ihm sagte, nicht wahr sein konnte. »Er ist tot, nicht wahr?«

»Soviel ich weiß, nein. Er hatte vor etlichen Jahren eine Serie von Infarkten und müsste jetzt an die Achtzig sein, doch ich bin sicher, dass er noch lebt. Wir hätten bestimmt alle davon erfahren, wenn es nicht so wäre.«

»Doch was lässt dich glauben, dass sie seine Frau ist?«

»Ich erinnere mich daran, die Story gelesen und die Fotos gesehen zu haben. Sie war damals genauso schön. Es traf mich zunächst wie ein Schock, dass er ein so junges Mädchen geheiratet hatte. Sie war damals siebzehn oder achtzehn. Die Tochter eines bedeutenden französischen Bankiers. Aber als ich sie zusammen auf einer Pressekonferenz sah, zu der ich mit einem befreundeten Journalisten ging, und auch einige Fotos anschaute, da empfand ich es anders. Weißt du, in seinen guten Tagen war John Henry ein außergewöhnlicher Mann.«

»Und jetzt?«

»Wer weiß es. Ich weiß, dass er bettlägerig und durch seine Schlaganfälle schwer behindert ist, und ich glaube kaum, dass die Öffentlichkeit mehr als das weiß. Raphaella wurde immer sehr vom öffentlichen Auge abgeschirmt. Deshalb konnte ich sie anfangs auch nicht unterbringen. Aber das Gesicht—vergisst man nicht so leicht.« Ihre Augen begegneten sich, und Alex nickte. Er hatte es nicht so schnell vergessen, und er wusste, dass er es niemals vergessen würde. »Ich nehme an, sie hat dir nichts davon erzählt.« Er schüttelte erneut den Kopf. »Ich hoffe, sie tut es.« Die Stimme seiner Mutter klang weich. »Sie sollte es dir selbst sagen. Vielleicht hätte ich nicht...« Alex schüttelte abermals den Kopf und starrte unglücklich auf die Frau, die seine älteste Freundin war.

»Warum? Warum muss sie mit diesem alten Typen verheiratet sein? Er ist alt genug, ihr Großvater zu sein, und ist sozusagen tot.«

Die Ungerechtigkeit zerriss ihm fast das Herz. »Warum? Warum muss er Raphaella haben?«

»Er ist aber nicht tot, Alex. Ich weiß nicht, was sie mit dir im Sinn hat. Außer, und ich will dir aufrichtig sagen, was ich denke, außer sie wäre selbst durcheinander. Sie ist sich nicht bewusst, was sie mit dir macht. Du musst bedenken, dass sie ein total abgeschirmtes Leben geführt hat. John Henry Phillips hat sie nahezu fünfzehn Jahre völlig vor der Öffentlichkeit verborgen gehalten. Ich schätze, sie ist es nicht gewohnt, sich mit ungestümen jungen Anwälten zu verabreden oder gelegentliche Affären zu haben. Ich mag mich in ihr täuschen, doch ich glaube es nicht.«

»Wahrscheinlich hast du recht. Herrgott noch mal!« Er lehnte sich mit einem langen unglücklichen Seufzer in seinem Stuhl zurück. »Was jetzt?«

»Siehst du sie wieder?«

Er nickte. »Später heute abend. Sie sagte, sie müsse mir etwas sagen.« Er fragte sich, ob sie ihm die Wahrheit gestehen würde. Und was dann?

Seiner Mutter gegenüberstehend und in die Ferne starrend, hielt Alex sich vor Augen, dass John Henry Phillips noch weitere zwanzig Jahre leben konnte - zu dieser Zeit würde Alex an die Sechzig und Raphaella zweiundfünfzig sein. Ein Leben lang auf den Tod eines alten Mannes warten.

»Was denkst du?« Die Stimme seiner Mutter war sehr sanft. Langsam richtete er wieder seine Augen auf sie.

»Nichts sonderlich Erfreuliches. Weißt du«, er sprach schleppend, »ich sah sie eines Nachts in der Nähe ihres Hauses auf den Treppenstufen. Sie weinte. Tagelang habe ich an sie gedacht, bis ich sie in dem Flugzeug, mit dem ich herkam, wiedersah. Wir unterhielten uns und -« Er blickte seine Mutter finster an.

»Alex, du kennst sie kaum.«

»Du irrst dich. Ich kenne sie. Ich fühle, dass ich sie besser kenne als sonst jemand. Ich kenne ihre Seele, ihren Geist und ihr Herz. Ich weiß, was sie spürt und wie einsam sie ist. Und jetzt weiß ich auch, warum. Und noch etwas weiß ich.« Er blickte seine Mutter lange und bestimmt an.

»Was ist es, Alex?«

»Dass ich sie liebe. Ich weiß, es klingt verrückt, doch es ist die Wahrheit.«

»Das weißt du nicht. Es ist zu früh. Sie ist eigentlich eine vollkommen Fremde für dich.«

»Nein, das ist sie nicht.« Weiter sagte er nichts mehr. Er holte seine Kreditkarte heraus, um die Rechnung zu begleichen, sah seine Mutter an und sagte: »Wir werden es durchstehen.« Charlotte nickte nur, hielt es jedoch für unwahrscheinlich, dass es ihnen gelang.

Als Alex sich einige Minuten später an der Lexington Avenue von seiner Mutter verabschiedete, sagte ihr sein Blick, dass er entschlossen war. Und als er sich gegen die steife Brise stemmte und raschen Schrittes Richtung Norden ging, dachte er, dass es ihn nicht scherte, was es kosten würde, Raphaella zu gewinnen, doch er

würde um sie kämpfen. Noch nie zuvor hatte er jemals eine Frau so stark begehrt wie sie. Und der Kampf um sie hatte eben erst begonnen. Es war ein Kampf, den Alex Hale nicht verlieren wollte.

Abends fünf Minuten vor elf Uhr bog Alex Hale in die 6ste Straße ein und spazierte ins Carlyle.

Er hatte im Cafe Carlyle einen Tisch reservieren lassen. Es war seine feste Absicht, eine Stunde mit Raphaella zu verplaudern und anschließend die Mitternachtsshow mit Bobby Short zu genießen. Er gehörte zu New Yorks größten Begabungen, und dieses Vergnügen mit Raphaella zu teilen war etwas, worauf er sich schon den ganzen Abend freute. Er gab seinen Mantel am Eingang ab, bahnte sich seinen Weg zu dem vorbestellten Tisch und wartete zehn Minuten lang auf sie. Um elf Uhr fünfzehn begann er unruhig zu werden, und um elf Uhr dreißig überlegte er, ob er ihr Zimmer anläuten sollte. Er sah jedoch ein, dass dies unmöglich war. Insbesondere jetzt, da er von ihrem Ehemann wusste. Er musste sich darauf beschränken, still auf sie zu warten und kein Aufsehen zu erregen.

Zwanzig Minuten vor zwölf sah er sie durch die Glastür spähen. Er suchte sie mit den Augen festzuhalten, doch sie sah ihn nicht. Nachdem sie den Raum kurz überblickt hatte, verschwand sie wieder. Fast ohne nachzudenken, sprang Alex vom Tisch auf, stürmte zur Tür und hinaus in den Vorraum. »Raphaella!« rief er halblaut. Sie drehte sich um, die Augen riesig und erschrocken, das Gesicht sehr blass. Sie trug ein wunderschönes Abendkleid aus elfenbeinfarbener Seide, das glatt von den Schultern auf den Fußsaum fiel. Auf ihrer linken Schulter war eine mächtige, kunstvoll gearbeitete Spange angebracht, in deren Zentrum sich eine enorme barocke Perle umgeben von Onyxen und Diamanten befand. Dazu trug sie passende Ohrringe. Der Effekt war sehr eindrucksvoll, und Alex wurde sich erneut ihrer hinreißenden Schönheit bewusst. Sie war stehengeblieben, als er sie anrief. Jetzt stand sie sehr still, als er vor ihr stand, und aus ihren Augen sprach ein großer Ernst. »Laufen Sie noch nicht weg. Trinken wir ein Glas zusammen, und unterhalten wir uns.« Seine Stimme war sehr sanft. Er hätte sie gerne in die Arme genommen, wagte es aber nicht einmal, ihre Hand zu berühren.

»Ich - ich sollte es nicht. Ich kann nicht. Ich kam, um Ihnen zu sagen, dass... Es tut mir leid - es ist so spät... Ich -«

»Raphaella, es ist noch nicht einmal Mitternacht. Könnten wir nicht wenigstens eine halbe Stunde miteinander reden?«

»Da sind so viele Leute...« Sie machte ein unglückliches Gesicht, während sie dort standen.

»Hier gibt es noch eine andere Bar, wo wir mehr in Ruhe miteinander reden können.« Ohne ihre Antwort abzuwarten, legte er ihre Hand in seine Armbeuge und führte sie den Gang zurück zu einer Bar gegenüber dem Cafe Carlyle. Hier schlüpfte sie auf ein Bänkchen hinter einem kleinen Tisch. Alex sah sie mit einem langsam aufblühenden Lächeln an. »Was würden Sie gerne trinken? Ein wenig Wein? Ein Glas Sherry?« Sie schüttelte als Antwort nur den Kopf und wirkte noch sehr gequält. Nachdem der Kellner sie verlassen hatte, wandte er sich ihr zu und fragte leise: »Raphaella, stimmt irgend etwas nicht?« Sie nickte langsam, zunächst auf ihre Hände niederschauend. Ihr vollkommenes Profil hob sich scharf vom Halbdunkel des Raumes ab, als er sie beobachtete.

Sie sah zu ihm auf, ihre Augen suchten die seinen, als ob alleine dies ihr große Pein bereite. Der kummervolle Ausdruck ihres Gesichts war der gleiche wie an jenem ersten Abend, als er sie weinend auf den Treppenstufen sitzen sah. »Warum sprechen wir nicht darüber?«

Sie zog kurz den Atem ein, lehnte sich gegen das Bänkchen, hielt die Augen

weiter auf ihn gerichtet. »Ich hätte früher darüber mit Ihnen reden sollen, Alex. Ich bin...« - sie zögerte bei den Worten und fuhr fort: »Ich bin sehr hinterhältig mit Ihnen gewesen. Ich weiß nicht, wie es passierte. Es hat mich einfach mitgerissen. Sie waren im Flugzeug so nett. Ihre Mutter war so charmant. Aber ich war sehr unfair zu Ihnen, mein Freund...« Ihre Augen füllten sich mit Trauer, sie berührte zart seine Hand. »Ich habe Ihnen den Eindruck vermittelt, ich sei frei. Es war sehr unrecht von mir, das zu tun. Ich muss Sie jetzt um Entschuldigung bitten.« Sie sah ihn leer an und entzog ihm die Hand. »Ich bin verheiratet, Alex. Ich hätte es ihnen gleich am Anfang sagen sollen. Ich weiß nicht, warum ich dieses Spiel mit Ihnen spielte. Es war aber sehr, sehr unrecht. Ich kann Sie nicht wiedersehen.«

Sie war eine ehrenhafte Frau. Er war zutiefst gerührt über den Ernst, mit dem sie ihn jetzt ansah, mit Tränen, die auf den Spitzen ihrer Wimpern tanzten, die Augen so groß, das Gesicht so tiefblass.

Er sprach behutsam und mit großem Ernst zu ihr, so wie er es mit Amanda getan hatte, als sie noch ein ganz kleines Mädchen war. »Raphaella, ich respektiere das, was Sie mir gerade gesagt haben. Aber muss das unsere - unsere Freundschaft berühren? Ich kann Ihre Situation verstehen. Könnten wir nicht trotzdem fortfahren, uns zu sehen?« Es war eine ehrliche Frage, und er wollte es nicht dabei bewenden lassen.

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Ich würde Sie gerne sehen... wenn - wenn ich frei wäre. Aber ich bin eine verheiratete Frau. Es wäre nicht richtig.«

»Warum?«

»Es wäre gegenüber meinem Mann nicht fair. Er ist so ein...« Sie stockte bei den Worten, »so ein guter Mann. Er war immer... so fair... so gut zu mir...« Sie wandte das Gesicht ab, und Alex sah eine Träne geschwind über ihre zarte, elfenbeinfarbene Wange rollen. Er streckte eine Hand aus, um mit den Fingerspitzen zart über die seidenweiche Glätte ihres Gesichts zu streichen. Am liebsten hätte er auch geweint. Es konnte nicht ihre Absicht sein. Sie konnte nicht vorhaben, ihrem Mann für den Rest ihres Lebens treu zu sein.

»Aber Raphaella... Sie können nicht... die Nacht, als ich Sie auf den Stufen sah... Sie sind nicht glücklich. Ich weiß das. Warum können wir uns nicht sehen und uns an dem erfreuen, was wir haben?«

»Weil ich kein Recht dazu habe. Ich bin nicht frei.«

»Um Gottes willen -« Er war drauf und dran, ihr zu sagen, dass er alles wusste, doch sie gebot ihm mit einer Handbewegung Einhalt, so, als müsse sie sich gegen einen Angreifer verteidigen. Mit einer raschen Bewegung stand sie auf und sah auf ihn herunter. Tränen rannen unaufhaltsam über ihr Gesicht.

»Nein, Alex, nein! Ich kann nicht. Ich bin verheiratet, und es tut mir sehr, sehr leid, dass ich es so weit habe kommen lassen. Es war unehrenhaft von mir. Ich hätte mich mit Ihnen und Ihrer Mutter nicht zum Essen verabreden dürfen.«

»Hören Sie auf zu gestehen, und setzen Sie sich.« Er griff sanft nach ihrem Arm und zog sie auf den Sitz zurück. Aus Gründen, die sie selber nicht begriff, ließ sie ihn gewähren. Er wischte ihr mit seiner Hand die Tränen vom Gesicht. »Raphaella.« Er sprach sehr leise, so dass kein anderer ihn hören konnte. »Ich liebe Sie. Ich weiß, es klingt wahnsinnig. Wir kennen einander kaum, aber ich liebe Sie. Jahrelang habe ich nach Ihnen Ausschau gehalten. Sie können jetzt nicht einfach so weggehen. Auch dann nicht, wenn Sie es wegen Ihres Mannes tun.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich meine, dass, sofern ich meine Mutter richtig verstanden habe, Ihr Mann sehr alt ist und sehr krank und das seit vielen Jahren. Ich muss zugeben, ich hatte keine Ahnung, wer Sie sind, als ich Sie traf. Es war meine Mutter, die Sie wiedererkannte, die mir sagte, wer Sie sind und das über - über Ihren Mann.«

»Dann wusste sie es. Sie muss mich für herzlos halten.« Raphaella blickte tief

beschämt.

»Nein«, sagte er bestimmt, und seine Stimme wurde drängend, als er sich zu ihr neigte. Fast konnte er die Wärme ihres seidenweichen Fleisches nahe dem seinen spüren. Er hatte nie ein stärkeres Verlangen gespürt, aber es war keine Zeit für Leidenschaft. Jetzt musste er zu ihr reden, musste sie zur Vernunft bringen und sie überzeugen. »Wie könnte irgend jemand denken, Sie seien herzlos? Sie waren ihm all die Jahre über treu, oder waren Sie es etwa nicht?« Es war mehr eine rhetorische Frage. Sie nickte langsam mit dem Kopf und seufzte.

»Ja, das war ich. Doch es gibt keinen Grund, jetzt damit aufzuhören. Ich habe kein Recht, mich zu verhalten, als sei ich frei, Alex. Und ich habe kein Recht, Ihr Leben durcheinanderzubringen oder es mit meinem Kummer zu belasten.«

»Der Grund, warum Ihr Leben so einsam ist, ist die Art, wie Sie es leben. Einsam und allein mit einem sehr kranken älteren Mann. Sie haben ein Recht auf sehr viel mehr als das.«

»Ja, aber es ist nicht seine Schuld, dass sich die Dinge so entwickelt haben.«

»Es ist auch nicht die Ihre. Müssen Sie sich selber strafen?«

»Nein, aber ich kann ihn nicht strafen.« Die Art, wie sie es sagte, machte ihm deutlich, dass er die Schlacht erneut verloren hatte. Er fühlte, wie ihm das Herz verzweifelt sank. Raphaella war wieder aufgestanden, aber diesmal mit fester Entschlossenheit. »Ich muss jetzt gehen.« Seine Augen baten sie, es nicht zu tun. »Ich muss.« Und dann, ohne ein weiteres Wort, ließ sie ihre Lippen zart über seine Augenbraue gleiten, küsste ihn sanft und ging rasch aus der Bar. Er machte eine einzige Bewegung, ihr zu folgen, sie schüttelte aber den Kopf und hob ihre Hand. Er hatte verloren. Ihr zu folgen hätte sie noch unglücklicher gemacht. Sie war an John Henry Phillips gebunden durch das Band der Ehe und der Ehre, und es war kein Band, das Raphaella zu zerreißen oder zu zerdehnen gedachte - gewiss nicht für einen vollkommen Fremden, einen Mann, dem sie tags zuvor im Flugzeug begegnet war.

Alex Hale zahlte sein Getränk, vergaß Bobby Short und ging hinaus auf die Madison Avenue. Er hob den Arm nach einem Taxi, das ihn in sein Hotel zurückbrachte. Als er sich auf den Rücksitz gleiten ließ, warf der Fahrer einen Blick in seinen Rückspiegel, zog fest an seiner Zigarre und blickte erstaunt. »Muss kalt draußen sein, was, Kumpel?« Es war die einzig einleuchtende Erklärung, die er für die Tränen fand, die aus Alexanders Augen über seine Wangen rollten.

Alex und seine Nichte standen eine ganze Zeitlang nebeneinander und beobachteten die Schlittschuhläufer, die im Rockefeller Center unter ihnen graziös ihre Kreise zogen. Sie hatten soeben eine frühe Abendmahlzeit im Cafe Fransais beendet, und er musste sie gegen acht Uhr nach Hause bringen, wenn er sein Flugzeug erreichen wollte.

»Ich wünschte, ich könnte mein Leben so verbringen, Onkel Alex.« Das kleine, zarte blonde Mädchen mit den porzellanblauen Augen und der Fülle weicher Locken schaute mit einem Lächeln zu ihrem Onkel hoch.

»Wie? Auf Schlittschuhen?« Er schmunzelte über das, was das winzige Persönchen neben ihm gesagt hatte. Sie hatten gemeinsam einen angenehmen Abend verbracht. Wie stets nagte die Einsamkeit des hübschen Teenagers an seinem Herzen. Sie war wie niemand sonst in ihrer Familie. Weder wie ihre Mutter noch wie ihr Vater, nicht einmal wie ihre Großmutter oder Alex selbst. Sie war still und ergeben, sanftmütig, einsam und treu. Wie sie dort in der eiskalten Luft standen, erinnerte sie ihn an Raphaella. Vielleicht gehörten sie beide zu den Menschen, die durch die Hand des Schicksals gelitten hatten. Er fragte sich, ob die beiden gleichermaßen einsam waren, als er auf das junge Mädchen herunterblickte. Schon den ganzen Abend hatte er gerätselt, was ihr auf der Seele lag. Still und in sich gekehrt beobachtete sie die Schlittschuhläufer mit einem sehnsüchtigen Blick wie ein hungriges Kind. Er wünschte sich plötzlich, er hätte nicht den Nachtflug nach San Francisco gebucht und könnte etwas mehr Zeit mit ihr verbringen. Womöglich hätten sie sich sogar Schlittschuhe leihen können. Er hatte seine Reservierung aber schon in der Tasche und sein Hotelzimmer bereits aufgegeben. »Bin ich das nächstemal in der Stadt, kommen wir her und machen das.«

Ihre Augen leuchteten auf. »Ich bin jetzt schon ziemlich gut, weißt du.«

»Was du nicht sagst«, frozzelte er. »Wie kommt das?«

»Ich gehe immer Schlittschuhlaufen.«

»Hier?« -Er sah mit Vergnügen auf das hübsche Mädchen herunter. Wieder bedauerte er, keine Zeit zu haben, um sich von ihr zeigen zu lassen, wie gut sie war.

Sie schüttelte verneinend den Kopf. »Nicht hier. Das kann ich mir von meinem Taschengeld nicht leisten.« Das erschien ihm absurd. Ihr Vater war einer der führenden Chirurgen Manhattans, und Kay hatte inzwischen bestimmt eine ansehnliche Summe eigenes Geld. »Ich gehe Eislaufen im Park, Onkel Alex.« Hin und wieder nannte sie ihn noch so.

»Alleine?« Er sah erschrocken aus, und sie lächelte ihn selbstbewusst an.

»Manchmal. Ich bin jetzt ein großes Mädchen, weißt du.«

»Groß genug, nicht überfallen zu werden?« Er setzte ein strenges Gesicht auf. Sie schüttelte den Kopf und lachte.

»Jetzt klingst du ganz genau wie Großmama.«

»Weiß sie, dass du im Central Park alleine Schlittschuhlaufen gehst? Komm, denk nach. Weiß es deine Mutter?« Kay war schon nach Washington zurückgefliegen, bevor er ankam.

»Beide wissen es. Und ich passe auf. Gehe ich abends Eislaufen, verlasse ich den Park immer mit anderen Leuten zusammen, damit ich nicht allein gehen muss.«

»Und woher weißt du, dass jene >anderen Leute< dir nichts antun wollen?«

»Warum sollten sie?«

»Jesses Maria, Mandy, du weißt, was hier los ist. Du hast dein ganzes Leben in New York gelebt. Muss ich dir erst erklären, was einer hier tun kann?«

»Das gilt doch nicht für ein Kind. Warum sollte mich einer überfallen? Was würden sie schon finden? Zwei Rollen Drops, drei Dollar und meine Schlüssel.«

»Mag sein. Oder« — er mochte es nicht einmal aussprechen — »oder vielleicht etwas sehr viel Wertvolleres. Sie könnten dich verletzen.« Er mochte nicht sagen: vergewaltigen. Nicht zu diesem unschuldigen kleinen Gesicht, das so treuherzig zu ihm auf sah. »Schau, tu mir nur einen Gefallen: Mach es nicht!« Er griff in seine Jackentasche, zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr eine einzige brandneue Hundertdollarnote. Mit ernster Miene überreichte er sie Amanda, deren Augen vor Überraschung rund wurden.

»Was machst du?«

»Das ist dein Eislauffond. Wenn du ihn aufgebraucht hast, möchte ich, dass du es mir mitteilst. Dann werde ich dir etwas mehr schicken. Das bleibt unter uns, junge Dame, aber ich möchte nicht, dass du weiter im Central Park Schlittschuhlaufen gehst. Ist das klar?«

»Ja, Sir. Aber Alex, du bist verrückt! Einhundert Dollar!« Und dann grinste sie übers ganze Gesicht und sah wieder wie zehn aus. »Wauuu!« Ohne großes Getue stellte sie sich auf die Zehenspitzen, legte die Arme um ihren Onkel und gab ihm einen hörbaren Schmatz auf die Wange. Den Hundertdollarschein stopfte sie in ihre kleine Baumwolltasche.

Widerstrebend sah Alex auf seine Uhr. »Ich fürchte, junge Dame, dass wir uns jetzt trennen müssen.« Sie nickte stumm und fragte sich, wann sie ihn wohl wiedersehen würde. Seine Besuche genoss sie sehr. Die gemeinsamen Stunden mit ihm und die Zeit, die sie mit ihrer Großmutter verbrachte, machten ihr das Leben ein wenig erträglicher und ein bisschen lebenswerter. Langsam gingen sie über die abschüssige Promenade auf die Fifth Avenue zu und stiegen dort in ein Taxi.

»Weißt du schon, wann du wieder hiersein wirst, Alex?«

»Kann ich nicht sagen. Es wird nicht allzu lange dauern.« Wenn er sie verließ, bedrückte ihn stets das gleiche Gefühl von Traurigkeit und Gewissensbissen. Was konnte er für sie tun? Wie konnte man Eltern, deren einer Teil blind, der andere gefühllos war, ersetzen? Wie konnte man einem Kind etwas geben, was es annähernd siebzehn Jahre nicht bekommen hatte? Trotz ihrer körperlichen Kleinheit war sie kein Kind mehr. Selbst Alex konnte das nicht länger ignorieren. Sie war ein ausnehmend schönes junges Mädchen. Es war nur verwunderlich, dass sie es selbst noch nicht entdeckt hatte.

»Wirst du am Erntedankfesttag hiersein?«

»Vielleicht.« Er sah den flehenden Blick in ihren Augen. »Ist gut. Ich werd's versuchen. Aber ich kann nichts versprechen.« Mittlerweile hatten sie fast ihr Wohnhaus erreicht. Alex verabschiedete sich von ihr mit einer Umarmung, einem Kuss auf die Wangen und einem festen Händedruck. Er konnte Tränen in ihren Augen schimmern sehen, als sie ihn verließ, doch als er mit dem Taxi weiterfuhr, winkte sie ihm tapfer nach. Ihr Lächeln war mit dem ganzen Versprechen ihrer sechzehneinhalb Jahre erfüllt. Es machte ihn immer traurig, sie zurückzulassen. Irgendwie erinnerte es ihn an die Gelegenheiten, die er verpasst hatte, an die Kinder, die er selbst nicht hatte. Wäre Amanda seine Tochter, wäre er selig gewesen. Allein schon der Gedanke machte ihn zornig. Seine Schwester verdiente nicht ein Kind, das so zauberhaft war.

Er gab dem Fahrer die Adresse seines Hotels, holte dort vom Portier sein Gepäck ab und ließ sich mit einem abermaligen Blick auf die Uhr und einem langen Seufzer wieder auf dem Rücksitz nieder. »Zum Kennedy Flughafen, bitte. Zentraleingang.« Er stellte fest, dass es guttat, wieder nach Hause zu kommen. Nur zwei Tage war er in New York gewesen, doch sie hatten ihn geschlaucht. Das Gespräch mit Raphaella in der Nacht zuvor hatte ihn freudlos und einsam auf der Strecke gelassen. Im Fond des Wagens sitzend, dachte Alex immer weniger an

Amanda und immer mehr an Raphaella. Ihretwegen war er traurig und gleichermaßen zornig. Warum beharrte sie darauf, einem Manne treu zu sein, der ihr Großvater sein konnte und schon halbtot war? Es ergab nicht den leisesten Sinn. Es war verrückt! Er erinnerte sich an den Ausdruck ihres Gesichts, als sie ihn vergangene Nacht verließ. Gestern. Es war erst gestern, seit er sie gesehen. Jäh überkam ihn eine unerklärliche Woge des Zorns. Er fragte sich, warum er zu verstehen, warum er zu akzeptieren hatte, was sie sagte. »Geh weg«, war im Endeffekt das, was sie zu ihm gesagt hatte. Doch er hatte entschieden, es nicht zu tun. Ganz spontan. Einfach so. »Fahrer!« Alex sah sich um, als sei er plötzlich aufgewacht. Sie waren in der 99sten Straße am East River Drive. »Bringen Sie mich zum Carlyle.«

»Jetzt?«

Alex nickte emphatisch. »Jetzt.«

»Nicht zum Flughafen?«

»Nein.« Zur Hölle damit. Falls er den Rückflug nach San Francisco verpasste, konnte er immer noch im Appartement seiner Mutter bleiben. Sie war übers Wochenende nach Boston gereist, um an einigen Förderungskampagnen für ihr neues Buch teilzunehmen. Es war einen weiteren Versuch wert, und sei es nur, um sie zu sehen. Falls sie dort war. Falls sie herunterkam, ihn zu treffen. Falls...

In ihrem Zimmer im Carlyle lag Raphaella auf dem breiten Doppelbett ausgestreckt. Sie hatte einen Bademantel aus rosa Seide an, unter dem sie cremefarbene Spitzenunterwäsche trug. Endlich war sie allein. Sie hatte gerade ihrer Mutter, ihrer Tante und ihren Cousins adieu gesagt, die inzwischen auf dem Flughafen waren, um die Maschine nach Buenos Aires zu besteigen. Morgen früh flog sie nach San Francisco zurück, doch heute abend konnte sie im Carlyle bei absolutem Nichtstun entspannen. Sie brauchte nicht charmant, unterhaltsam, langmütig zu sein. Sie hatte nicht in einem Dutzend eleganter Läden für ihre Familie zu dolmetschen. Sie musste keine Mahlzeiten für sie bestellen oder in der Stadt herumrennen. Sie konnte einfach nur mit einem Buch daliegen und entspannen. Gleich würde ihr der Zimmerservice das Abendessen bringen. Von ihrem Bett aus in die Runde schauend, empfand sie eine Mischung aus Erschöpfung und Erleichterung. Es tat so gut, sie nicht schnattern zu hören, kein Amüsement vortäuschen zu müssen oder vorzugeben, jeden Augenblick glücklich zu sein. Seit sie hergekommen war, hatte sie keine Minute für sich gehabt. Sie hatte nie Zeit für sich allein. Das war genau der Punkt. Sie war es nicht gewohnt, allein zu sein. Niemals. Das war nicht die Rolle einer Frau. Eine Frau hatte umgeben, behütet, bewacht zu sein. Ausgenommen natürlich, sie hielt sich, wie jetzt, über Nacht in einem Hotel auf, um am nächsten Morgen nach San Francisco zurückzureisen.

Schließlich hatte mäh vorsichtig zu sein, ermahnte sie sich zynisch, denn war sie es nicht - seht her, was passieren kann! Wie schon zum tausendsten Mal in den letzten achtundvierzig Stunden flogen ihre Gedanken zu Alex, zu seinen Gesichtszügen, zum Blick seiner Augen, seinen breiten Schultern, seiner weichen Haarfülle - das war's, was passierte.

Man wurde von Fremden in Flugzeugen angesprochen. Man ging mit ihnen Mittagessen. Man ging aus, um etwas zu trinken. Man vergaß seine Verpflichtungen. Und man verliebte sich.

Sie erinnerte sich an ihre Entscheidung, tröstete sich selbst, das Richtige getan zu haben, und zwang ihren Kopf, an andere Dinge zu denken. Es bestand kein Grund, redete sie sich ein, weiter an Alex Hale zu denken. Überhaupt kein Grund. Sie würde ihn niemals wiedersehen. Sie würde ihn niemals näher kennenlernen. Und was er ihr vergangene Nacht erklärte, war nichts als die Verblendung eines sehr närrischen Mannes. Närrisch und tollkühn. Wie konnte er erwarten, sie wiederzusehen? Was ließ ihn denken, sie sei geneigt, eine Affäre zu haben? Ihre

Gedanken glitten zu seinem Gesicht zurück, und sie fragte sich, ob ihre Mutter wohl je etwas Derartiges getan hatte. War sie jemals einem Mann wie Alex begegnet? Hatte es eine der Frauen, die sie in Spanien kannte, erlebt? Sie schienen vollkommen zufrieden zu sein mit ihren wohlgeborgenen Existenzen, Existenzen, in denen sie permanent Geld ausgäben, Juwelen, Pelze, Kleider kauften, auf Partys gingen und ständig von anderen Frauen umgeben waren. Was war los mit ihr? Warum rüttelte sie plötzlich an jenen Traditionen? Die anderen Frauen, die sie in Paris, Madrid und Barcelona kannte, hatten ihre Partys, ihre Vergnügungen, ihre Galaveranstaltungen, mit denen die Jahre vergingen.

Und sie hatten Kinder... Kinder... ihr Herz tat immer weh, wenn sie an Babys dachte. Jahrelang war sie außerstande, eine schwangere Frau vorübergehen zu sehen, ohne den Wunsch zu haben, in Tränen auszubrechen. Sie hatte John Henry nie gestanden, wie betrogen sie sich durch das Ausbleiben von Kindern fühlte. Sie hatte ihn aber immer im Verdacht, dass er es ahnte. Das war auch der Grund, warum er so freigebig war, warum er sie so sehr verwöhnte und sie immer noch mehr zu lieben schien.

Raphaella zwang sich, ihre Augen davor zu verschließen, und setzte sich in ihrem Bademantel aufrecht im Bett hin. Eine weitere Nacht und einen Tag war sie befreit von jenem Leben. Sie brauchte nicht an John Henry zu denken, an seine Schmerzen, seine Schlaganfälle, daran, was bis zu seinem Tode noch passieren würde. Sie musste nicht an das denken, was sie vermisste und bereits vermisst hatte. Es gab keinen Anlass, an Partys zu denken, auf die sie niemals gehen würde, an Leute, denen sie nie begegnete, an Kinder, die sie niemals haben würde. Ihr Leben war davon abgeschnitten. Das war ihr Schicksal, ihre Bahn, ihre Verpflichtung.

Sie wischte sich mit dem Handrücken eine Träne von der Wange und zwang sich, das Buch, das neben ihr auf dem Bett lag, aufzunehmen. Es war der Roman, den sie am Flughafen gekauft hatte. Solange sie die Bücher Charlotte Brandons las, fühlte sie sich frei von den schweren, belastenden Grübeleien. Sie waren seit Jahren Raphaellas Flucht in eine schöne Welt. Raphaella hatte sich gerade in die Lektüre vertieft, als das Telefon läutete.

»Hallo?« Es erschien merkwürdig, dass jemand sie hier anrufen sollte. Ihre Mutter war vermutlich schon im Flugzeug. Und sie wurde niemals . aus San Francisco angerufen, außer, irgend etwas besonders Schlimmes hatte sich ereignet. Aber sie hatte John Henry heute morgen angerufen, und die Pflegerin hatte ihr gesagt, er befände sich wohlauf.

»Raphaella?« Zunächst klang die Stimme nicht vertraut, dann begann ihr Herz plötzlich zu klopfen.

»Ja?« Er konnte sie kaum hören.

»Ich - es tut mir leid... Ich - ich wollte nur fragen, ob ich Sie sehen könnte. Ich weiß, Sie haben mir gestern Nacht schon alles erklärt, doch ich dachte, wir könnten vielleicht noch einmal in Ruhe darüber reden, und - nun ja, vielleicht könnten wir nur gute Freunde sein.« Sein Herz schlug genauso heftig wie das ihre. Was, wenn sie sagte, sie wolle ihn nicht wiedersehen? Er konnte den Gedanken plötzlich nicht ertragen, dass er sie niemals wiedersehen sollte. »Ich... Raphaella...« Sie hatte noch nicht geantwortet, und er dachte mit Schrecken, dass sie aufgelegt haben könnte. »Sind Sie noch da?«

»Ja.« Es war, als bekäme sie kaum einen Ton heraus. Warum hatte er dies getan? Warum hatte er sie jetzt angerufen? Sie war an ihre Aufgaben gebunden, an ihre Pflicht. Warum musste er sie auf diese grausame Weise quälen? »Ich bin noch da.«

»Könnte ich... könnten wir... könnte ich Sie sehen? Ich - ich muss in wenigen Minuten zum Flughafen. Ich dachte, ich halte kurz an und schaue nach, ob ich Sie sehen kann.« Es war alles, was er wollte. Mit ihr sprechen, noch ein einziges Mal, bevor er sein Flugzeug erwischte.

»Wo sind Sie?« Ihr Gesicht verfinsterte sich, als sie danach fragte.

»Ich bin unten.« Er sagte es in einem so beschämt um Verzeihung bittenden Tonfall, dass sie auflachen musste.

»Hier? Im Hotel?« Sie lächelte. Er war wirklich komisch. Wie ein ganz kleiner Junge.

»Was sagen Sie?«

»Alex, ich bin nicht angezogen.« Es war ein unwesentliches Detail. Und plötzlich wussten sie beide: Er hatte gewonnen. Wenn auch nur für einige Minuten. Aber er hatte gewonnen.

»Na und? Es kümmert mich nicht, wenn Sie ein Handtuch umhaben ... Raphaella... ?« Zwischen ihnen war ein langes Schweigen. Dann hörte er entfernt die Türglocke ihrer Suite. »Ist das Ihre Mutter?«

»Nicht anzunehmen. Sie fliegt gerade nach Buenos Aires. Ich glaube, es ist mein Abendessen.«

Langsam öffnete sich die Tür zu der Suite, und der Kellner rollte den Speisewagen in den Raum.

»So, und was machen wir jetzt? Kommen Sie herunter, oder soll ich heraufkommen und an Ihre Zimmertür hämmern? Ich könnte mich auch als Kellner vom Zimmerservice verkleiden. Wie wäre das?«

»Alex, hören Sie auf.« Dann wurde ihre Stimme wieder ernst. »Alles, was zu sagen war, habe ich gestern Nacht gesagt.«

»Nein, haben Sie nicht. Sie erklärten mir nicht, warum Sie so empfinden, wie Sie empfinden.«

»Weil ich meinen Mann liebe.« Sie presste die Augen zu, leugnend, was sie schon für ihn zu empfinden begann. »Und ich habe keine Wahl.«

»Das ist nicht wahr. Sie haben eine Menge Möglichkeiten. Wir alle haben sie. Wir wollen sie manchmal nicht sehen, aber sie sind da. Ich verstehe Ihre Gefühle und respektiere sie. Aber können wir nicht zumindest miteinander reden? Schauen Sie, ich stehe hier in der Halle. Ich würde Sie nicht anrühren. Ich verspreche es. Ich möchte Sie nur sehen. Raphaella... bitte...«

In ihren Augen waren Tränen. Sie holte tief Luft, um ihm zu sagen, dass er weggehen solle, dass er ihr dies nicht antun könne, dass es nicht fair sei, und plötzlich, nicht wissend, warum sie es tat, nickte sie. »Ist gut. Kommen Sie herauf. Aber nur für einige Minuten.« Als sie den Hörer auflegte, zitterte ihre Hand. Sie fühlte sich so schwindlig, dass sie die Augen schließen musste.

Sie fand nicht einmal Zeit, in ein paar Sachen zu schlüpfen, bevor die Türglocke schellte. In der Eile konnte sie nur den Bademantel fester um sich schließen und ihr Haar glätten. Es hing ihr lang und schwer den Rücken herunter und ließ sie viel jünger erscheinen als der elegante Knoten, den sie sonst immer trug. Einen endlosen Moment lang zögerte sie vor der Tür, bevor sie sie öffnete, und erinnerte sich daran, dass sie sich immer noch weigern konnte, ihn hereinzulassen. Statt dessen entriegelte sie das Schloss und drehte den Türknauf. Sie starrte auf den bemerkenswert gutaussehenden Mann, der auf der anderen Seite wartete. Schließlich trat sie einen Schritt zurück und forderte ihn mit einer Geste zum Eintreten auf. Es war jedoch kein Lächeln auf ihrem Gesicht, sondern ein sehr ernster Ausdruck, als ihre Augen ihm in den Raum folgten. »Hallo.« Er klang nervös. »Ich danke Ihnen, dass Sie mich so heraufkommen ließen. Ich weiß, es ist ein wenig verrückt, aber ich musste Sie sehen.« Als er sie ansah, fragte er sich, warum er gekommen war. Was sollte er ihr sagen? Was konnte er ihr sagen, außer, dass er jedesmal, wenn er sie wiedersah, noch mehr in sie verliebt war als das Mal zuvor. Sah er sie aber nicht, verfolgte sie ihn wie ein Geist, ohne den er nicht mehr existieren konnte. Er sah sie nur an und nickte. »Ich danke Ihnen.«

»Ist schon gut.« Ihre Stimme war sehr ruhig. »Möchten Sie etwas essen?« Sie winkte flüchtig zu dem reichlich gedeckten Tisch, aber er schüttelte den Kopf.

»Ich danke Ihnen, aber ich habe schon mit meiner Nichte zu Abend gegessen. Ich hatte nicht die Absicht, Ihr Abendessen zu unterbrechen. Warum setzen Sie sich nicht hin und fangen an?« Aber sie schüttelte nur den Kopf und lächelte ihn an.

»Das kann warten.« Nach einer kleinen Pause seufzte sie und durchquerte langsam den Raum. Mit abwesendem Ausdruck schaute sie auf die Straße hinaus und kehrte langsam zu ihm zurück. »Alex, es tut mir leid. Ich bin tief gerührt über das, was Sie empfinden, aber es gibt nichts, was ich tun kann.« Der Ton, in dem sie dies sagte, war der einer einsamen Prinzessin, jederzeit ihrer königlichen Pflicht bewusst und voll Bedauern, dass sie wirklich nichts tun konnte. Alles an ihr war aristokratisch, ihre Haltung, ihr Ausdruck, die Art, wie sie dort stand. Selbst im rosaseidenen Bademantel war Raphaella Phillips vom Scheitel bis zur Sohle königlich. Das einzige, was ihm verriet, dass sie menschlich war, war die unsagbare Seelenpein, die ihre Augen nicht verbergen konnten.

»Was ist mit dem, was Sie empfinden, Raphaella? Was ist mit Ihnen?«

»Was soll mit mir sein? Ich bin, wer ich bin. Ich kann es nicht ändern. Ich bin die Frau von John Henry Phillips. Ich bin es seit fast fünfzehn Jahren. Ich habe damit zu leben, Alex, und werde es immer tun.«

»Und seit wie vielen von jenen Jahren ist er so gewesen... wie er jetzt ist?«

»Mehr als sieben.«

»Ist das genug für Sie? Sich zu sagen, dass Sie eine Pflicht zu erfüllen haben? Tröstet Sie das für Ihre verlorene Jugend? Wie alt sind Sie jetzt? Zweiunddreißig? So wie jetzt haben Sie seit Ihrem fünfundzwanzigsten Lebensjahr gelebt, Raphaella. Wie können Sie? Wie können Sie damit fortfahren?«

Langsam schüttelte sie den Kopf als Antwort, ihre Augen schwammen in Tränen. »Ich habe es zu tun. Das ist alles. Alles andere zählt nicht.«

»Natürlich zählt es. Wie können Sie das behaupten?« Er trat an ihre Seite und schaute zärtlich auf sie nieder. »Raphaella, wir reden über Ihr Leben.«

»Aber es gibt keine Alternativen, Alex. Das ist es, was Sie nicht verstehen. Vielleicht ist die Lebensform meiner Mutter die bessere. Möglicherweise ergibt sie so erst ihren Sinn. Auf diese Weise gibt es keine Versuchungen. Niemand kommt jemals nahe genug an dich heran, um dich zu zwingen, eine Wahl zu treffen. Dann gibt es keine Wahl.«

»Ich bedaure, dass es so schmerzlich ist. Aber warum muss es eine Wahl geben? Warum müssen wir jetzt über all das reden? Warum können wir nicht einfach Freunde sein, Sie und ich? Ich würde nichts von Ihnen verlangen. Aber wir könnten uns als Freunde treffen, etwa nur zum Mittagessen.« Er wusste, dass es nur ein Traum war. Und Raphaella wusste es auch, als sie den Kopf schüttelte.

»Wie lange, denken Sie, würde das gehen, Alex? Ich weiß, was Sie fühlen. Und ich glaube, Sie wissen, dass ich ebenso empfinde.« Das Herz ging ihm auf, als er sie das sagen hörte. Er hätte sie gerne in die Arme genommen, wagte es aber nicht.

»Können wir das vergessen? Können wir so tun, als existiere es nicht?« Seine Miene sagte, dass es unmöglich war.

»Ich glaube, wir haben es zu tun.« Und dann, mit einem kleinen tapferen Lächeln: »Vielleicht begegnen wir uns in einigen Jahren wieder.«

»Wo? Auf Ihrem Familiensitz in Spanien? Nachdem man Sie erneut eingesperrt hat? Wem wollen Sie etwas vormachen? Raphaella -« Er trat nahe an sie heran, legte seine Hände auf ihre Schultern. Sie schaute mit jenen großen, gramerfüllten Augen, die er so sehr liebte, zu ihm hoch - »Raphaella, Menschen bringen ein Leben damit zu, nach der Liebe Ausschau zu halten, sie herbeizusehnen, sie zu brauchen, sie zu suchen, und meistens finden sie sie nicht. Doch einmal in großen Abständen, in sehr großen Abständen, kommt sie zu dir, fällt sie dir in den Schoß, klopft sie an deine Tür und sagt >hier bin ich, nimm mich, ich bin dein<. Wenn sie kommt, wie können Sie sich von ihr abwenden? Wie können Sie sagen: >Nicht jetzt, vielleicht später?« Wie können Sie die

Chance verpassen, wissend, dass die Gelegenheit vielleicht nie wiederkehrt?«

»Manchmal ist das Wahrnehmen einer Gelegenheit ein Luxus, ein Luxus, den man sich nicht leisten kann. Gerade jetzt kann ich ihn mir nicht leisten. Es wäre nicht richtig, und Sie wissen das.«

»Davon weiß ich nichts. Würden Sie Ihrem Mann etwas fortnehmen, wenn Sie mich liebten? Würde es in dem Zustand, in dem er sich befindet, wirklich einen Unterschied machen?«

»Es wäre möglich.« Sie ließ ihre Augen nicht von Alex fortgleiten, und er ließ weiter seine Hände auf ihren Schultern ruhen, während sie sich in der Mitte des Zimmers gegenüberstanden. »Es könnte einen sehr großen Unterschied machen, würde ich seinen Bedürfnissen gegenüber gleichgültig werden, wäre ich nicht stets um ihn herum, um darauf zu achten, dass er gut versorgt ist, wäre ich Ihnen so stark verbunden, dass ich ihn darüber vergesse. Etwas Derartiges könnte ihn töten. Es könnte für ihn den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten. Ich könnte ihn niemals so im Stich lassen.«

»Das würde ich nie von Ihnen verlangen. Niemals. Begreifen Sie das nicht? Ich sagte Ihnen, ich respektiere Ihre Beziehung zu ihm. Ich respektiere, was Sie tun und sind und fühlen. Ich verstehe das. Ich sage Ihnen nur, Sie haben ein Recht auf etwas mehr, und ich auch. Es braucht sich nichts für Sie mit Ihrem Gatten zu ändern. Ich schwöre es, Raphaella. Ich möchte nur etwas mit Ihnen teilen, das keiner von uns hat, was wir vielleicht nie hatten. Meiner Meinung nach leben Sie in einem Vakuum. So wie ich. In gewisser Weise bin ich es für lange Zeit gewesen.«

Raphaella sah zu ihm hoch, den qualvollen Blick der Entscheidung noch in den Augen. »Wie können Sie wissen, dass wir überhaupt etwas davon hätten, Alex? Vielleicht ist das, was Sie fühlen, nur eine Illusion, ein Traum. Sie kennen mich nicht. Alles, was Sie von mir denken, ist reine Phantasie.«

Doch diesmal schüttelte er nur den Kopf und näherte seinen Mund zärtlich dem ihren. Einen Augenblick spürte er, wie sie sich versteifte, doch seine Arme umschlangen sie so rasch und fest, dass sie sich nicht wehren konnte. Einen kurzen Moment später gab sie nach. Sie klammerte sich an ihn, als sei er der letzte Mann auf Erden. Ihr ganzer Leib begann mit einer Leidenschaft, die sie niemals vorher kannte, zu pulsieren. Und dann, atemlos, entzog sie sich ihm, schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

»Nein, Alex. Nein!« Sie warf das Gesicht herum, in ihren Augen loderten Flammen. »Nein! Lass es sein! Führe mich nicht in Versuchung mit dem, was ich nicht haben kann. Ich kann es nicht haben, und du weißt das!« Mit hängenden Schultern wandte sie sich ab, ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Bitte, geh!«

»Raphaella...« Langsam drehte sie sich wieder um, das Gesicht verstört, die Augen übergroß in dem gemeißelten Antlitz. Und auf einmal war es, als sähe er sie vor seinen Augen dahinschmelzen. Das Feuer wich aus ihren Augen, sie schloss sie für einen Moment. Sie kam ihm entgegen, ihre Hände legten sich um ihn, ihr Mund suchte hungrig den seinen.

»O Liebling, ich liebe dich... ich liebe dich...« Seine Worte waren zärtlich und dennoch begehrend, und sie hing an ihm und küsste ihn mit aller seit sieben Jahren aufgespeicherten Liebe. Und dann, ohne zu denken, streifte er den rosaseidenen Bademantel von ihren Schultern und kniete nieder, um ihren Körper zu küssen. Sie war eine Gottheit, die er vom ersten Augenblick verehrte, da er sie weinend auf den Stufen sitzen sah. Dies war die Frau, nach der er sich gesehnt hatte, die Frau, die er brauchte und fast vom ersten Augenblick geliebt hatte. Und während er sie hielt und liebte, wusste Raphaella, dass sie sich ihm mit ihrem ganzen Herzen hingeben würde. Stunden schienen vergangen, bevor sie innehielten, sich zu küssen, zu berühren, zu umarmen, aneinanderzupressen und ihre Hände über die Haut des anderen gleiten zu lassen. Sie fühlte ihre Beine unter sich zittern. Er hob sie sanft auf seine Arme, den

rosaseidenen Bademantel hinter ihnen auf dem Teppich zurücklassend, ging langsam mit ihr ins Schlafzimmer hinüber und legte sie auf das Bett. »Raphaella?« Sein Mund formte ihren Namen als Frage, und sie nickte langsam, mit einem kleinen, zögernden Lächeln. Daraufhin drehte er das Licht aus, schlüpfte rasch aus seinen Sachen und glitt an ihre Seite. Erneut berührte er sie gierig mit seinem Mund, seinen Händen. Ihr war, als ob sie träume, als ob dies nicht wahr sein könne, als ob dies nicht in Wirklichkeit geschah, und mit einer Leidenschaft, die sie niemals vorher kannte, gab sie sich ihm hin. Ihr Körper schmerzte und pulsierte und vibrierte mit einem Verlangen, das sie sich nicht einmal hätte träumen lassen. Mit dem gleichen Fieber presste Alex sich an sie. Sein Körper drang in sie ein bis zu ihrer tiefsten Seele. Ihre Arme verschlangen sich, ihre Schenkel wurden eins, ihre Münder saugten sich fest in einem endlosen Kuss, bis sie jäh im letzten Augenblick der Lust zu explodieren und gemeinsam fortzuschweben schienen.

Dann lagen sie ruhig im gedämpften Lampenlicht beieinander, und Alex blickte auf die Frau, von der er wusste, dass er sie liebte. Einen Augenblick lang war er jäh erschrocken. Was hatte er getan, und was würde sie jetzt tun? Würde sie ihn hassen? Würde es vorbei sein? Aber als er den warmen Schimmer in ihren Augen sah, wusste er, dies war nicht das Ende, sondern der Anfang. Während er sie beobachtete, schmiegte sie sich enger an ihn, küsste ihn sanft auf die Lippen und streichelte langsam seinen Rücken. Sein ganzer Körper begann zu prickeln. Erneut begann er sie zu küssen, rückte nah an sie heran und sah ihr in die Augen.

»Ich liebe dich, Raphaella.« Die Worte waren so leise, dass nur sie ihn hören konnte. Sie nickte langsam, das Lächeln auf ihrem Gesicht vertiefte sich. »Ich liebe dich«, wiederholte er zärtlich.

»Ich weiß. Und ich liebe dich auch.« Sie sprach genauso leise wie er. Und plötzlich zog er sie wieder zu sich heran, fest in seine Arme, dass sie sich niemals von ihm hätte lösen können. Als ob sie ihn verstanden hätte, zog sie ihn näher. »Es ist alles gut, Alex... schhh... es ist alles gut.«

Seine Hände begannen sie erneut zu liebkosten.

»Raphaella?« Es war nur ein Flüstern, als er, auf einen Ellbogen gestützt, auf sie herabsah. Er war nicht sicher, ob sie wach war. Doch nun flatterten ihre Augen und öffneten sich langsam im ersten Licht des Morgens. Das erste, was sie sah, war Alex, der sie mit Augen voller Liebe ansah. »Guten Morgen, mein Liebling.« Er küsste sie und streichelte das lange, seidig schwarze Haar, das dem seinen so ähnlich war. Sie sah, wie er strahlte, und lächelte zurück.

»Worüber lachst du so früh am Morgen?«

»Ich dachte gerade, falls wir jemals Kinder haben werden, würdest du in ernste Schwierigkeiten geraten, wenn sie kein kohlrabenschwarzes Haar hätten.«

»Oh, würde ich das?« Sie blickte amüsiert.

»Ja, das würdest du.« Er sah sie nachdenklich an und verfolgte mit dem Finger die Linien ihres Körpers. Für einen Moment hielt er inne. »Möchtest du keine Kinder, Raphaella?«

»Jetzt?«

»Nein, überhaupt. Ich dachte gerade, ob —« Er zögerte und entschloss sich, sie zu fragen. »Kannst du?«

»Ich denke, ja.« Sie wollte nichts über John Henrys Schwäche verraten, also sagte sie nichts mehr, während er ihr Gesicht beobachtete.

»Hast du keine, weil du keine wolltest oder weil ...oder aus anderen Gründen?« Er spürte, dass sie ihm taktvoll etwas verschwieg.

»Andere Gründe.«

Er nickte ruhig. »Das dachte ich mir.« Sie schmiegte sich an ihn und küsste ihn sanft auf den Mund. Auf einmal saß sie aufrecht im Bett und starrte entsetzt auf die Uhr.

»Was ist los?«

»O Gott... ich habe gerade das Flugzeug verpasst.«

Er grinste, blickte sie unbeeindruckt an. »Ich hab' das meinige gestern abend verpasst. Und außerdem...« Das Grinsen verstärkte sich allmählich - »befindet sich mein Gepäck noch immer beim Portier.«

Sie hörte ihm jedoch nicht zu. »Was soll ich tun? Ich muss die Fluggesellschaft anrufen... sicherlich haben sie eine andere - O mein Gott, wenn Tom mich am Flughafen abholen kommt -«

Als sie das sagte, verfinsterte sich Alexanders Stirn. »Wer ist Tom?«

Diesmal musste Raphaella schmunzeln. »Der Chauffeur, Dummer.«

»Gut. Jedenfalls kannst du zu Hause anrufen und ihnen sagen, du hättest die Maschine verpasst. Sag ihnen einfach, du wirst-« Er wollte sagen >die nächste nehmen<, doch plötzlich hatte er eine Idee. »Raphaella... was, wenn wir -« Er fürchtete sich fast, es zu sagen, und griff nach ihrer Hand. »Was, wenn wir nicht vor morgen heimkehrten und hier zusammen das Wochenende verbrächten? Wir könnten es.«

»Nein, könnten wir nicht. Sie erwarten mich... Ich muss -«

»Warum? Du hast zu Hause nicht das geringste zu tun. Du hast es selbst gesagt, und ein Tag oder sogar zwei können jetzt nicht viel Unterschied machen. Wir sind hier, wir sind allein, wir sind zusammen... Nun, wie war's? Bis morgen?« Er zog sie in die Arme, als er die Frage stellte, betend, dass sie ja sagen möge. Doch sie entzog sich ihm sanft, machte ein nachdenkliches, aber unsicheres Gesicht.

»Ich müsste sie belügen, Alex. Und falls -«

»Falls irgendwas passiert« - Beide wussten, dass er John Henry meinte - »nimmst du die nächste Maschine zurück. Es wäre nicht anders als die ganze Woche, während du mit deiner Mutter hier warst. Der einzige Unterschied ist, dass du jetzt mit mir hier

bist. Bitte!« Er blickte zärtlich, und sie wünschte nichts sehnlicher, als mit ihm in New York zu sein, doch was war mit ihren Verpflichtungen... John Henry? Plötzlich aber wusste sie, dass sie diesmal etwas für sich selber tun musste. Sie sah zu Alex hoch und nickte. Sie blickte erschrocken, und er stieß einen Jubelschrei aus. »Liebling, ich liebe dich!«

»Du bist verrückt!«

»Das sind wir beide. Ich nehme jetzt eine Dusche, du bestellst das Frühstück, und anschließend machen wir einen Spaziergang.« Die Unannehmlichkeit, ein Frühstück für zwei zu bestellen, war keinem von beiden jemals unterlaufen. Also bestellte sie ein reichliches Frühstück beim Zimmerservice, doch als man sie fragte, für wieviel Personen, antwortete sie prompt: »Service für einen.« Sie erstattete ihm Bericht, als er unter der Dusche stand, und schaute schon wieder voll Verlangen und Bewunderung auf seinen Körper. Er war so groß und stark und hübsch, er sah wie die Statue eines jungen griechischen Gottes aus. »Was gibt's zu sehen, Madame?« Er sah flüchtig zu ihr hin, während ihm das Wasser über das Gesicht rann.

»Dich. Du bist schön, Alex.«

»Jetzt weiß ich, dass du verrückt bist.« Dann blickte er für einen Augenblick ernüchtert. »Hast du zu Hause angerufen?« Sie schüttelte wie ein widerspenstiges Schulmädchen den Kopf. Er stand ganz ruhig unter der Dusche, und das Wasser, das ihm über den Körper rann, erweckte in ihr den Wunsch, ihm mit der Zunge zu folgen. Sie konnte jetzt nicht an zu Hause denken. Zu Hause war nicht real. Sie konnte nur an ihn denken. »Warum machst du's nicht jetzt, Baby?« Sie nickte langsam und verließ den Raum. Als sie neben dem Telefon saß, verblasste die Schönheit seines Körpers. Plötzlich fühlte sie sich wieder als Mrs. John Henry Phillips. Welche Lüge würde sie ihnen erzählen? Die Telefonistin meldete sich zu schnell und stellte ihr Gespräch sofort nach San Francisco durch. Nur eine Sekunde später war die Pflegerin in der Leitung. Es war erst sieben Uhr morgens in San Francisco, und John Henry war noch nicht erwacht.

»Geht es ihm gut?« Sie war erschrocken. Vielleicht würde sie bestraft. Vielleicht ging es ihm jetzt schlechter, und es wäre ihre Schuld. Doch die fröhliche Stimme der Pflegerin beruhigte sie.

»Es geht ihm ausgezeichnet. Wir hatten ihn gestern für eine Stunde im Rollstuhl, und ich glaube, er hat es genossen. Nach dem Mittagessen las ich ihm eine Zeitlang aus der Zeitung vor.« Dann war nichts verändert, es klang alles so, wie es gewesen war, als sie ihn verließ. Sie erklärte, sie hätte sich mit ihrer Mutter in New York verspätet. Und sie würde am nächsten Tag nach San Francisco zurückfliegen. Sie wartete einen Augenblick, fast erwartend, die Pflegerin würde sie eine Lügnerin und Hure nennen, aber nichts geschah. Sie wusste, dass ihre Mutter niemals aus Argentinien anrufen würde, also gab es keinerlei Grund, zu denken, dass man sie ertappte. Aber sie fühlte sich so schrecklich schuldig, und es schien undenkbar, dass sie es nicht herausbekamen. Sie bat die Frau, Tom zu verständigen, sie heute nicht am Flughafen abzuholen. Morgen früh würde sie anrufen, um mitzuteilen, mit welcher Maschine sie käme. Es fiel ihr ein, dass sie mit Alex zusammen am Flughafen ein Taxi nehmen könnte, doch falls sie so etwas täte, würden sie sich fragen, was in sie gefahren sei. Raphaella dankte der Pflegerin, bat sie, Mr. Phillips zu unterrichten, dass sie angerufen habe, und ihm zu sagen, es sei alles in bester Ordnung. Dann hängte sie ein. Ihr Gesicht war ernst und ruhig.

»Stimmt etwas nicht?« Alex tauchte aus dem Badezimmer auf, mit gekämmtem Haar und einem Handtuch um die Hüften. Sie sah anders aus als wenige Minuten vorher, bevor er ihr gesagt hatte, sie solle gehen und zu Hause anrufen. »Was ist passiert?«

»Nichts. Ich - ich habe sie gerade angerufen.« Sie senkte die Augen.

»Ist irgendwas geschehen?« Es war eine eindeutige Frage, und er blickte besorgt, doch sie schüttelte rasch den Kopf.

»Nein, nein, es geht ihm gut. Nur ich -« Sie sah ihn unglücklich an. »- ich fühle mich so schuldig. Alex, ich sollte heimreisen.« Es war ein gequältes Flüstern. Er setzte sich neben sie. Einen Augenblick saß er ganz still, dann legte er einen Arm um ihre Schultern und hielt sie fest.

»Es ist gut, wenn du es so möchtest. Ich hatte dir gesagt, ich verstehe es. Ich werde es immer verstehen.« Ihre Augen sahen ihn voller Verwirrung an, und er zog sie eng an sich. »Es ist gut, mein Herz. Alles ist gut.«

»Warum bist du so lieb zu mir?« fragte sie und vergrub ihr Gesicht an dem nackten Fleisch seiner Schulter.

»Weil ich dich liebe. Das habe ich dir letzte Nacht auch gesagt«, lächelte er und küsste sie auf den Haaransatz.

»Aber du kennst mich kaum.«

»Quatsch. Ich kenne dich bis zu den Zehenspitzen.« Sie errötete, wusste aber, dass er es in einem anderen Sinne gemeint hatte, in einem wichtigeren Sinn. Und seltsam, obgleich sie ihn erst so kurz kannte, glaubte sie ihm. Er kannte sie. Besser, als irgend jemand sonst sie gekannt hatte. Besser sogar als ihr eigener Mann.

»Wärest du sehr böse, wenn ich heute zurückfliege?« Es klang betrübt, und sie stieß einen langen, lautlosen Seufzer aus.

»Nein, ich wäre sehr traurig. Aber nicht böse. Wenn du es tun musst, dann soll es so sein.«

»Was wirst du machen? Gehst du zu deiner Mutter oder deiner Schwester?«

»Nein, meine Mutter ist in Boston, Kay ist in Washington, und meine Nichte hat einen Haufen Pläne für das Wochenende. Ich reise heim. Wahrscheinlich mit demselben Flug wie du, wenn wir Plätze nebeneinander bekommen können. Wärest du damit einverstanden?« Sie nickte. »Gut.« Er stand langsam auf. »Dann rufe die Fluggesellschaft an, ich gehe mich rasieren.« Er schlenderte ins Bad zurück und schloss die Tür. Ihr war zumute, als hätte sie soeben die einzige Sache von der Welt, die sie sich wünschte, aufgegeben. Zeit mit Alex. Gemeinsam. Nur sie beide. Allein. Sie ging langsam auf die verschlossene Tür zu und klopfte leise an. »Ja?«

»Darf ich reinkommen?« Er öffnete die Tür und sah mit einem Lächeln auf sie nieder, das ihr abermals bewies, dass er sie liebte.

»Natürlich darfst du, Dummes. Du musst nicht fragen. Hast du die Fluggesellschaft angerufen?«

Sie schüttelte einfältig ihr Haupt. »Ich hatte keine Lust.«

»Warum nicht?« Er wartete und fühlte sein Herz gegen die Rippen pochen.

»Weil ich noch nicht zurück will.« Wie sie da stand, sah sie wie ein kleines Mädchen aus, das lange Haar fiel ihr über die Schultern, noch zerzaust von der Nacht davor. »Ich möchte hierbleiben. Mit dir.«

»Du willst, willst du?« Er konnte ein strahlendes Lächeln nicht unterdrücken, legte sein Rasiermesser hin, griff mit einer Hand nach ihr, die andere dazu benutzend, nach einem Handtuch zu greifen und die Seife vom Gesicht zu wischen. »Fein, nichts würde mir mehr gefallen.« Er küsste sie lange und stürmisch und trug sie zum Bett zurück. Es verging eine halbe Stunde, bevor sie ihr Liebesspiel beendeten und der Kellner vom Zimmerservice erschien.

Nachdem der Kellner sie verlassen hatte, setzten sie sich zum gemeinsamen Frühstück hin, sie in ihrem rosaseidenen Bademantel, er in einem Handtuch, beide glücklich lächelnd und für den Tag Pläne schmiedend. Als sie die Rührer aufteilten, war es, als wären sie schon immer zusammen gewesen.

»Und dann möchte ich auf die Spitze des Empire State Buildings, und ich möchte heiße Kastanien essen, und ich möchte Schlittschuh laufen ...«

Er lachte sie an. »Jetzt hörst du dich genau wie meine Nichte an. Die läuft auch so gerne Schlittschuh.«

»Dann können wir zusammen gehen. Aber zuerst will ich aufs Empire State Building.«

»Raphaella!« stöhnte er und trank seinen Kaffee aus. »Ist das dein Ernst?«

»Gewiss doch. Ich konnte solche Dinge niemals machen!«

»O Baby.« Er beugte sich über den Tisch und küsste sie. »Du bist die schönste Frau, die ich kenne.«

»Dann bist du blind und närrisch, und ich liebe dich.« Aber sie fragte sich, ob sie nicht die Närrin sei. Dies war absoluter Irrsinn. Und das Irrsinnigste von allem war, dass sie das Gefühl hatte, sie hätte ihn ihr ganzes Leben schon gekannt.

Gemeinsam erdachten sie eine verdrehte Geschichte, damit Raphaella Alexanders Gepäck vom Portier zurückbekam. Der Hotelpage brachte es herauf, und Alex kleidete sich an. Nachdem Raphaella auch ein Bad genommen hatte, standen sie nebeneinander in dem mächtigen Wandschrank ordneten ihre Sachen und schwatzten. Es war ganz wie in den Flitterwochen, wie sie auf dem Wege zum Hauptgeschäftsviertel bemerkte. Er brachte sie pflichtschuldigst zur Spitze des Empire State Buildings, zum Mittagessen ins Plaza und danach zu einer hübschen Kutschfahrt in den Park. Sie verbrachten zwei Stunden damit, die Wunder des Metropolitan Museums zu erleben, und marschierten ins Parke-Bernet hinein, um einer in vollem Gange befindlichen Auktion französischer Antiquitäten beizuwohnen. Und dann, glücklich, entspannt und mehr als nur ein wenig müde, überquerten sie die Straße zum Garlyle und fuhren mit dem Fahrstuhl zur Suite hinauf. Gähnend zog Raphaella ihren Mantel aus. Alex lag schon ohne Jacke und Schuhe auf dem Bett und streckte die Arme nach ihr aus.

»Ich weiß nicht, wie's mit dir steht, Lady, doch ich bin erledigt. Ich glaube, seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr so viel an einem einzigen Tage getan.«

»Ich auch nicht.« Sie ertappte sich plötzlich bei dem Wunsch, ihn nach Paris, Barcelona und Madrid mitzunehmen, wo sie ihm ihre Lieblingsplätze zeigen könnte. Und sie wünschte, ihn nach Santa Eugenia zu entführen, damit er die Orte sah, wo sie all ihre Sommer verbrachte, und wo sie alle Kinder, die sie so liebte, besuchen konnten. Manchmal war es seltsam, an sie zu denken. Die Kinder, denen sie, jung verheiratet, Geschichten erzählte, waren inzwischen selbst verheiratet und hatten eigene Babys. Es gab ihr manchmal das Gefühl, sehr alt zu sein, als ob ein wichtiger Teil ihres Lebens bereits vergangen sei.

»Woran hast du eben gedacht?« Vorübergehend hatte er wieder den alten Schatten der Trauer in ihren Augen gesehen.

»Ich dachte an Santa Eugenia.«

»Was ist damit?« sondierte er weiter.

»Ich dachte an die Kinder dort... O Alex... du ahnst nicht, wie sehr ich sie liebe.«

Er griff nach ihrer Hand und sagte mit ruhiger, fester Stimme: »Eines Tages werden wir eigene Kinder haben.« Sie sagte nichts. Es war ein Thema, über das sie nicht diskutieren wollte. Sie hatte es vor fünfzehn Jahren ad acta gelegt.

»Es ist nicht wichtig.«

»Doch, es ist. Sehr sogar. Für uns beide. Ich hatte mir immer so sehr Kinder mit meiner Frau gewünscht.«

»Konnte sie keine bekommen?« fragte sie hoffnungsvoll und neugierig zugleich. Vielleicht verband sie hier Gemeinsames, und sie waren durch die gleiche Schicksalsfügung beraubt worden?

»Nein.« Er schüttelte gedankenvoll den Kopf. »Sie hätte sie haben können. Sie mochte aber keine Kinder. Sonderbar, wie anders man die Dinge mit der Zeit betrachtet. Begegnete ich jetzt einer Frau, die ähnlich dächte, würde ich sie wahrscheinlich nicht lieben können. Ich dachte, ich könnte Rachel dazu überreden. Ich konnte es nicht. Sie war zu stark mit ihrer Arbeit verbunden. Rückblickend ist es vermutlich nur gut, dass wir keine Kinder hatten.«

»Was war ihr Beruf?«

»Sie war eine Rechtsanwältin.« Raphaella blickte beeindruckt, und er küsste sie zärtlich auf den Mund. »Aber sie hatte nicht viel von einer Frau, Raphaella, also schau nicht so.«

»Hast du sie verlassen?«

Wieder schüttelte er den Kopf. »Nein, sie verließ mich.«

»Eines Mannes wegen?«

»Nein.« Jetzt lächelte er, doch es geschah ohne Bitterkeit. »Wegen eines Jobs. Das war alles, was für sie zählte. Immer. Es ist nur gut, dass die Dinge so gekommen sind, wie sie kamen.« Sie lagen wie alte Freunde und erfahrene Liebesleute nebeneinander. Alex schmunzelte.

»Ist sie sehr erfolgreich?«

»Höchstwahrscheinlich.«

Sie nickte gedankenvoll. »Manchmal wünschte ich, ich wär's. Ich glaube, das einzige, worin ich gut gewesen wäre, blieb mir versagt, und alles andere... nun ja... da gibt's nicht viel, was ich kann.«

»Du erzählst Kindern Geschichten.«

Sie lächelte verwirrt. »Das ist kaum eine Lebensaufgabe.«

Er sah sie ruhig an und erinnerte sich an etwas, was seine Mutter gesagt hatte. »Warum schreibst du die Geschichten nicht nieder? Du könntest Kinderbücher schreiben, Raphaella.« Den Vorschlag erwägend, blickten ihre Augen kurz auf. Er nahm sie in die Arme. »Ich hoffe, dass du eines weißt: Wenn du überhaupt nichts tust, außer mich zu lieben, so ist mir das genug.«

»Wäre es das? Würdest du dich nicht langweilen?« Sie blickte jetzt echt besorgt.

»Nie und nimmer. Es ist schon komisch. Mein Leben lang bin ich von ehrgeizigen Frauen umgeben gewesen, Berufsfrauen, Frauen mit jeder Art von Karrieren. Ich hätte nie gedacht, ich könnte eine Frau verstehen, die anders ist. Und plötzlich stellte ich fest: Was ich mir immer gewünscht habe, ist eine Frau wie du. Ich habe keine Lust, zu ringen, zukonkurrieren und um einen höheren Lebensstandard zu kämpfen. Ich möchte einfach nur ich selbst sein, mit jemandem, für den ich sorgen kann, jemand, der so warmherzig und lieb und intelligent und hübsch ist wie...« Er schnupperte an ihrem Hals. »Du weißt schon, wen ich meine...«

Sie sah ihn lange an und legte den Kopf auf die Seite. »Weißt du, was eigenartig ist? Genau jetzt fühle ich, als ob dies mein Leben sei. Hier. Mit dir. Als ob niemals etwas anderes existiert hätte, als ob mein Leben in San Francisco gar nicht wirklich sei. Ist das nicht seltsam?« Sie blickte verwundert, und er berührte zärtlich ihr Gesicht, bevor er sie auf den Mund küsste. Mit einem winzigen Lächeln zog sie sich langsam von ihm zurück.

»Nein. Ich finde es in der Tat überhaupt nicht seltsam.« Wieder umschlang er sie mit seinen Armen und küsste sie verzehrend, als ihre Hände zärtlich seine Schenkel streichelten.

Die Stimme der Stewardess dröhnte, als sie ihre Ankunft in San Francisco durchsagte. Alex merkte, wie ihn ein Gefühl der Depression übermannte, als das Flugzeug sich langsam dem Erdboden näherte. Die beiden Tage miteinander waren so vollkommen, so idyllisch gewesen. Sie hatten am Abend zuvor zuerst zu Abend gegessen und anschließend die Show von Bobby Short gesehen. Und sie war entzückt gewesen. Anschließend waren sie aufgeblieben und hatten sich bis vier Uhr morgens unterhalten. Abwechselnd entdeckte einer den Körper des anderen. Später lagen sie beieinander und erzählten sich gegenseitig ihre Lebensgeschichte. Als die Sonne am Sonntag morgen aufging, wusste sie alles über Kachel, seine Mutter und seine Schwester. Sie hatte ihm von ihrem Vater erzählt, von Julian, ihrem Bruder, der mit sechzehn beim Polospiel tödlich verunglückte, und von ihrer Ehe mit John Henry, wie sie am Beginn und wie sie jetzt war. Es war, wie wenn sie immer beisammen gewesen wären. Und nun kamen sie nach San Francisco zurück, und er musste sie von sich gehen lassen, zumindest für eine Weile. Er musste sich zufriedengeben mit der Zeit, wie kurz sie auch immer sein mochte, in der sie sich aus ihrem anderen Leben im Hause ihres Ehemannes fortstehlen konnte. Wenigstens hatten sie vergangene Nacht darüber geredet.

»Woran denkst du? Du siehst so furchtbar ernst aus.« Er sah sie liebevoll an, während sie sich zur Landung vorbereiteten. Er spürte sogleich, dass sie die gleiche Traurigkeit wie er empfand. Ihre wenigen gemeinsamen Tage schienen wie ein ganzes Leben gewesen zu sein, und nun würde sich wiederum alles ändern. »Fühlst du dich gut?«

Sie sah ihn traurig an und nickte. »Ich dachte nur gerade...«

»An was?«

»An uns. Wie jetzt alles werden wird.«

»Es wird alles gut.« Er sprach nahe an ihrem Ohr, in einer ruhigen, vertraulichen Art, die sie erbeben ließ, aber nun schüttelte sie den Kopf.

»Nein, wird es nicht.«

Er nahm ihre Hand in seine eigene und suchte ihre Augen. Es gefiel ihm nicht, was er sah. Er argwöhnte, dass sie wieder von Schuldgefühlen heimgesucht wurde. Aber das war zu erwarten, denn schließlich näherten sie sich dem heimischen Rasen. Es würde hier härter werden, ihre Verpflichtungen beiseitezuschieben. Das brauchte sie aber wirklich nicht. In ihrem Leben würde Platz für beide Männer sein.

»Alex...«, sagte sie mit stockender Stimme. »Ich kann es nicht tun.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie den seinen begegneten.

»Was meinst du?« Er versuchte, die eigene Panik zu bezwingen und wenigstens nach außen hin ein ruhiges Gesicht zu zeigen, obgleich seine Gedanken bei ihren Worten zu rotieren begannen.

»Ich kann nicht.«

»Du hast im Moment überhaupt nichts zu tun, außer zu entspannen.« Er sprach in seinem besten berufsmäßigen Tonfall, doch es schien sie nicht zu besänftigen. Tränen ergossen sich auf ihre Wangen und rollten langsam, bis sie auf ihre gefalteten Hände fielen. »Wir können dies später diskutieren, wenn wir uns sehen.«

Doch sie schüttelte abermals den Kopf, und ihre nächsten Worte waren nur mehr ein Flüstern. »Nein... ich hatte unrecht... ich kann es nicht tun, Alex... nicht hier. Nicht in derselben Stadt mit ihm. Es wäre nicht gut.«

»Raphaella, tu's nicht... gib dir nur ein wenig Zeit, es abzuwägen.«

»Was abzuwägen?« Einen Augenblick sah sie zornig aus. »Meinen Mann zu betrügen?«

»Ist es denn das?«

Sie schüttelte wieder den Kopf, ihre Augen baten ihn um Verständnis. »Was kann ich tun?«

»Warten. Versuche, mit der Freude zu leben, die wir haben. Sei fair zu ihm und zu dir selbst. Das ist alles, was ich uns allen wünsche...« Sie nickte langsam, und er drückte fest ihre Hand in der seinen. »Wirst du dem eine Chance geben?«

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bevor sie antwortete. »Ich werd's versuchen.«

Einen Moment später landete das Flugzeug. Zwei Stewardessen erschienen, und Raphaella erhob sich ruhig, nicht zu erkennen gebend, dass der Mann, der neben ihr gesessen hatte, auch nur von mindester Bedeutung für sie sei. Sie hob ihre Reisetasche hoch, knöpfte ihren Mantel zu und nickte ihm zu. Nur ihre Augen sagten >ich liebe dich<, als sie ging und über den Heckausstieg der Maschine verschwand, wie sie es zuvor getan hatte. Der Ausstieg wurde wieder geschlossen, nachdem sie durchgegangen war. Alex fühlte eine Einsamkeit, die ihn verschlang, wie er es niemals vorher gekannt hatte. Ihm war plötzlich, als sei alles, was ihm lieb und teuer war, von ihm gerissen worden. Wenn er sie nun niemals wiedersah? Er musste gegen seine Angst kämpfen, während er mit den anderen auf das Verlassen der Maschine wartete. Mechanisch begab er sich zur Gepäckausgabe, seinen Koffer in Empfang zu nehmen. Außerhalb des Gebäudes nahm er die lange schwarze Limousine wahr, die an der Bordkante parkte. Der Chauffeur stand noch bei den anderen und wartete auf ihre Koffer. Rasch verließ er mit seinem Gepäck die Abfertigungshalle und blieb noch einen Augenblick stehen, auf den langen schwarzen Wagen schauend. Der Widerschein der gleißenden Lichter auf den Heckscheiben entzog sie seiner Sicht, doch er konnte sich nicht von der Stelle rühren. Wie wenn sie es gefühlt hätte, drückte Raphaella mit einem Finger auf den kleinen Knopf, und eine der Heckscheiben rollte langsam herunter. Ängstlich hielt sie nach ihm Ausschau, mit dem Wunsch, irgendwie noch einmal mit ihm in Berührung zu kommen. Einen endlosen Moment lang hielten ihre Augen sich fest. Als sei die Sonne soeben erneut für sie aufgegangen, lächelte er ihr zärtlich zu, drehte sich um und ging auf die Garage zu. In seinem Herzen flüsterte es >morgen<, und er wünschte, es wäre heute nacht.

Es war fast acht Uhr fünfzehn, als er in seiner Junggesellenbude saß und ungeduldig mit dem Fuß klopfte. Die Weinflasche stand geöffnet neben. Käse und Früchten, die er auf dem Tisch angerichtet hatte. Das Kaminfeuer prasselte hell, und die Musik spielte. Irgendwann nach sieben Uhr dreißig, hatte sie gesagt, doch er hatte den ganzen Tag über nichts von ihr gehört. Nun dachte er darüber nach, ob sie aus irgendeinem Grund am Ausgehen verhindert worden sei. Als sie ihn gestern abend anrief, hatte ihre Stimme einsam geklungen, und sein ganzer Körper schmerzte vor Verlangen, sie in seine Arme zu nehmen. Jetzt blickte er stirnrunzelnd in das Kaminfeuer, fragte sich, ob irgend etwas passiert sei, und sprang beim Läuten des Telefons hoch.

»Alex?« Sein Herz hämmerte und schlug in Enttäuschung um. Es war nicht Raphaella, es war Kay.

»Oh. Hei.«

»Ist irgendwas? Du klingst nervös.«

»Nein, ich bin nur beschäftigt.« Und er war nicht in der Stimmung, mit ihr zu reden.

»Arbeit?«

»Eine: Art von... Nein... nichts... schon gut. Was gibt's?«

»Bin da auf was Übles gestoßen. Wir müssen über Amanda reden.«

»Irgendwas Schlimmes?«

»Noch nicht, Gott sei Dank. Glücklicherweise verstehe ich mehr von * Teenagern als du. Diese hundert Dollar, die du ihr gegeben hast, Alex. Das geht nicht.«

»Was willst du damit sagen?« Schon beim Hören ihrer Stimme hatte sich sein Gesicht gespannt.

»Ich will damit sagen, dass sie sechzehn ist, und das einzige, was Kinder in diesem Alter mit Geld anfangen, ist Drogen kaufen.«

»Hat sie dir gesagt, warum ich es ihr gab? Nebenbei, wie hast du es herausgefunden? Ich dachte, das wäre nur etwas unter uns beiden.«

»Egal, wie ich's herausgefunden hab". Ich suchte ein paar ihrer Sachen durch und fand das Geld.«

»Herrgott, was machst du mit dem Kind, Kay? Durchsuchst du sie?«

»Kaum. Aber du vergisst, wie heikel meine Situation ist, Alex. Ich will nicht, dass sie mir Drogen ins Haus schleppt.«

»Du sprichst von ihr wie von einer Rauschgiftsüchtigen.«

»Quatsch. Doch wenn ich sie ließe, würde sie mit einer Schachtel Joints herumlaufen, so wie du und ich uns einen Whisky genehmigen.«

»Hast du sie jemals einfach darum gebeten, es nicht zu tun?«

»Klar. Denkst du wirklich, Kinder tun, was du ihnen sagst?« Ihre völlige Nichtachtung ihrer Tochter trieb ihn zum Wahnsinn. Er wurde wütend, als er den weiteren Verdächtigungen seiner Schwester zuhörte.

»Ich finde deine Haltung ihr gegenüber widerwärtig. Ich glaube, sie ist ein Kind, dem du vertrauen kannst. Und der Grund, warum ich ihr das Geld gegeben habe, ist, damit sie im Rockefeller Center Eislaufen kann. Sie sagte mir, sie gehe häufig Schlittschuh laufen auf der Wollmann-Eisbahn im Park. Ich weiß nicht, ob du dir darüber klar bist, aber das Kind könnte beim Herein- und Herauskommen im Central Park ermordet werden. Als ihr Onkel wollte ich ihr ein Eislauf-Abonnement spendieren. Hätte ich gewusst, dass du ihr das Geld wegnimmst, hätte ich es irgendwie anders arrangiert.«

»Warum überlässt du die Behandlung meiner eigenen Tochter nicht mir, Alex?«

»Warum gibst du nicht zu, dass du als Mutter versagst?« brüllte er durch den Raum und wünschte dabei aus vollem Herzen, es gäbe etwas, was er für das Kind tun könnte. »Ich möchte, dass du Amanda das Geld lässt.«

»Ich scher mich den Teufel um das, was du möchtest. Ich sandte dir heute einen Scheck über den Betrag.«

»Ich werde dies selbst mit Amanda regeln.«

»Bemüh dich nicht, Alex.« Die Stimme Kays war wie Eis. »Ich kontrolliere ihre Post.«

»Du bist eine boshafte Hexe, weißt du das? Und du hast kein Recht, das Kind zu quälen.«

»Und woher kommst du, um zu beurteilen, wie ich meine Tochter behandle? Du hast keine Kinder, verdammt. Was, zur Hölle, weißt du also?«

»Möglicherweise nichts, Schwester. Möglicherweise überhaupt nichts, weil ich keine Kinder habe, liebe Kongressabgeordnete Willard. Aber du, liebe Dame, hast kein Herz.«

Sie hängte ein, und im selben Moment erklang die Türglocke. Er fühlte, wie ihn eine Gefühlswooge herumwirbelte und fast zerriss. Es war Raphaella, er wusste es. Endlich war sie gekommen. Plötzlich begann sein Herz zu summen, aber er hatte den Wortwechsel mit seiner Schwester, Amandas wegen, nicht vergessen. Er wusste auch, dass er persönlich mit dem Mädchen sprechen wollte. Er stürzte die Treppenflucht nach unten, rannte zur Vordertür, riss sie auf und stand für einen Augenblick ganz still. Er schaute auf Raphaella, glücklich, verwirrt und leicht beunruhigt.

»Ich war in Sorge, es sei etwas passiert.« Sie schüttelte den Kopf und sagte kein Wort, aber das Lächeln, das sie trug, sprach für sich. Sie trat vorsichtig ein. Nachdem er die Tür hinter ihr geschlossen hatte, riss Alex sie in seine Arme und hielt sie ganz fest. »O Baby, wie hab' ich dich vermisst... Geht's dir gut?«

»Ja.« Es war ein winziges Wort, vergraben in dem Pelzmantel, den sie trug. Es war das Luchsfell, das sie in jener Nacht auf den Stufen getragen hatte. Sie umarmte ihn wieder, diesmal aus eigenem Antrieb. Irgend etwas Müdes und Trauriges bemerkte er in ihren Augen. Sie hatte in ihrem Schlafzimmer eine Notiz hinterlassen, dass sie einen Gang mache, um Freunde zu besuchen. Nur für den Fall, dass jemand kam, um sie zu suchen. So würde keiner der Dienstboten in Panik geraten und die Polizei rufen, wenn sie nicht sofort von ihrem Spaziergang zurückkehrte. Sie blieben über ihre abendlichen Streifzüge ohnehin im Ungewissen, und John Henry würde der Schlag getroffen haben, hätte er davon gewusst.

»Ich dachte, dieser Tag würde nie vorübergehen. Ich habe gewartet und gewartet und gewartet und jede Stunde wie zwei Tage empfunden.«

»Genauso erging es mir heute in der Kanzlei. Komm!« Er nahm sie an die Hand und stieg mit ihr die Treppe hinauf. »Ich möchte dir oben alles zeigen.« Auf ihrem Rundgang durch das Haus bemerkte sie die Leere des Wohnzimmers. Im Kontrast dazu war sie von der Wärme seines Schlafzimmers und seiner Junggesellenhöhle überwältigt. Beide Räume waren mit cremefarbenem Fußbodenflor, weichen Ledersesseln, mächtigen Grünpflanzen und endlosen Bücherregalen ausgestattet. In seinem Schlafzimmer brannte ein helles Kaminfeuer. Raphaella fühlte sich augenblicklich heimisch.

»O Alex, es ist so hübsch! Und so behaglich und warm.« Rasch schälte sie sich aus dem schweren Pelz und ringelte sich auf dem Fußboden vor dem Kaminfeuer neben ihm zusammen, unter ihnen die dicke weiße Wollbrücke, vor ihnen ein niedriger Glastisch mit Wein und Käse und Pastete, die er auf dem Heimweg besorgt hatte.

»Gefällt es dir?« Er blickte glücklich in die Runde. Als er das Haus kaufte, hatte

er die Einrichtung selbst zusammengestellt.

»Ich liebe es.« Sie lächelte, doch sie war sonderbar still, und er fühlte erneut, dass irgend etwas nicht stimmte.

»Was ist los, Raphaella?« Seine Stimme war so behutsam, dass es ihr die Tränen in die Augen trieb. Bei allem freundlichen Geplauder über sein Haus hatte er vom ersten Augenblick gespürt, dass sie zutiefst verstört war.

Sie schloss die Augen und öffnete sie wieder, instinktiv nach Alexanders Hand greifend. »Ich kann dies nicht tun, Alex... Ich kann es einfach nicht. Ich glaubte, es... ich war schon dabei... ich hatte es alles geplant, wie ich jeden Tag mit John Henry verbringen könnte (und jede Nacht zu einem >Gang< hinausschlüpfen könnte, um hierher zu kommen und bei dir zu sein. Und als ich darüber nachdachte...« - wieder lächelte sie traurig — »... flog mein Herz mit mir davon. Ich fühlte mich jung und erregt und glücklich wie...« - sie stockte, ihre Stimme kamm hörbar, ihre Augen feucht - »...wie eine Braut...« Langsam wanderten ihre Augen zum Feuer, doch sie ließ ihre Hand in der seinen. »Aber ich bin nichts von alledem, Alex. Ich bin nicht mehr jung, zumindest nicht mehr so jung. Und ich habe kein Recht auf diese Art von Glück, nicht mit dir. Und ich bin keine Braut. Ich bin eine verheiratete Frau. Und ich habe die Verantwortung für einen sehr kranken Mann.« Ihre Stimme wurde stärker, und sie zog ihre Hand von der seinen zurück. »Ich kann nicht mehr hierherkommen, Alex. Nicht nach heute abend.« Als sie ihn jetzt ansah, war ihre Stimme resolut.

»Was hat deinen Sinn verändert?«

»Nach Hause zu kommen, ihn zu sehen, mir bewusst zu werden, wer ich bin.«

»Hast du mich über alledem vergessen?« Es klang ihm in den eigenen Ohren pathetisch, und er ärgerte sich über sich selbst, es gesagt zu haben, aber es war, was er fühlte. Das Leben hatte ihm einen grausamen Schlag versetzt. Eine Frau, die er verzweifelt begehrte, war nicht für ihn bestimmt.

Sie führte seine Hand zart an ihre Lippen und küsste sie, während sie den Kopf schüttelte. »Ich habe dich nicht vergessen, Alex.« Und dann: »Ich werde es nie.« Noch während sie es sagte, stand sie auf, um zu gehen. Er saß da, betrachtete sie einen langen Augenblick, wünschte sie aufzuhalten, um sie zu kämpfen. Aber er wusste, dass es nichts gab, was er tun konnte. Er hätte gewünscht, sie wieder zu lieben, zu ihr zu sprechen, die Nacht mit ihr zu verbringen... sein Leben mit ihr zu verbringen. Langsam stand er auf.

»Ich möchte, dass du eines weißt, Raphaella.« Er kam ihr entgegen und zog sie in seine Arme. »Ich liebe dich. Wir kennen einander kaum, und dennoch weiß ich, dass ich dich liebe. Ich möchte, dass du nach Hause gehst und darüber nachdenkst, was du tust. Und falls du deine Meinung änderst, selbst für einen Augenblick, möchte ich, dass du zurückkommst. Nächste Woche, nächsten Monat, nächstes Jahr. Ich werde hier sein.« Er hielt sie lange, lange an sich gepresst und fragte sich, wie lange es dauern würde, bevor er sie wiedersah. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, dass es vielleicht niemals sein würde. »Ich liebe dich. Vergiss das nicht.«

»Das werde ich nicht.« Tränen strömten jetzt aus ihren Augen. »Ich liebe dich auch.«

Als ob beide wüssten, dass es keinen Grund gab, länger im Hause zu bleiben, gingen sie langsam nach unten. Und mit einem Arm um ihre Schultern brachte er sie nach Hause. Sie drehte sich nur einmal auf der Türschwelle um, winkte ein einziges Mal und verschwand.

In den nächsten zwei Monaten bewegte Raphaella sich wie in Trance. Jeder ihrer Schritte schien gewichtig, schwerfällig, langsam zu sein. Sie konnte sich nicht rühren, konnte nicht denken, konnte nicht laufen, ja, sie konnte sogar kaum mit ihrem Ehemann reden, der über das, was in New York geschehen sein mochte, nachrätselte. Ein feindseliges Intermezzo mit ihrer Mutter, eine Art Familienstreit oder Fehde? Es vergingen Wochen, bevor er sich entschloss, das Thema anzuschneiden, doch als er es tat, schien Raphaella kaum zuzuhören.

»War etwas mit deiner Mutter, Kleines? Bestand sie darauf, dass du mehr Zeit in Spanien verbringst?« Vergeblich wartete er auf Antwort. Er vermochte sich nicht vorzustellen, was in Raphaellas Augen ein derartiges Ausmaß der Qual erzeugt haben könnte.

»Nein, nein... es war nichts.« Es war also etwas gewesen, aber was?

»Ist irgend jemand krank?«

»Nein.« Sie lächelte tapfer. »Überhaupt nicht. Ich bin nur sehr müde, John Henry. Du musst dich aber nicht beunruhigen. Ich sollte mehr an die frische Luft.« Doch selbst die endlosen Spaziergänge halfen ihr nicht. Umsonst marschierte sie von einem Ende des Presidio zum anderen, hinunter zu dem kleinen Weiher beim Palast der Schönen Künste und sogar bis zum Rande der Bucht, um sich zu den Hügeln zurückzukämpfen. Jedoch ganz einerlei, wie müde, wie atemlos, wie erschöpft sie war und wie sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte ihn nicht vergessen. Tag und Nacht überlegte sie sich, was er mache, ob es ihm gutginge, ob er glücklich sei, ob er arbeite oder in dem hübschen kleinen Haus am Vallejo saß. Es schien, wie wenn sie zu jeder Stunde wissen wollte, wo er war. Bei alledem wusste sie, dass sie ihn aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wiedersehen, nie berühren, nie umarmen würde. Diese Erkenntnis versetzte ihrer Seele einen tiefen Schmerz.

Am Erntedankfesttag saß sie mit teilnahmslosen Augen bei John Henry. »Noch etwas Truthahn, Raphaella?«

»Mm?« Statt einer Antwort starrte sie ihn an und schien nicht gehört zu haben, was er gerade sagte. Eines der Dienstmädchen stand mit der Servierplatte bei ihr und versuchte vergeblich, ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Sie nahmen das Erntedankfestmenü in seinem Schlafzimmer ein. Es wurde auf Servierbrettern aufgetragen, so dass John Henry im Bett bleiben konnte. Seine Gesundheit hatte sich in den letzten zwei Monaten wieder leicht verschlechtert.

»Raphaella?«

»Ja? Oh... nein... Verzeihung...« Sie blickte weg und schüttelte den Kopf. Sie saß da und versuchte Konversation mit ihm zu machen. Doch heute abend war er zu müde. Eine halbe Stunde nach dem Abendessen neigte sich sein Kinn sacht auf die Brust. Die Pflegerin, die neben ihm gestanden hatte, nahm behutsam das Servierbrett von ihm fön, bettete ihn etwas tiefer und signalisierte Raphaella, dass sie gerne gehen könne. Langsam, sehr langsam schritt Raphaella den endlosen Gang zu ihren eigenen Räumen. Wie magnetisiert ging sie zum Telefon. Es war falsch, und sie wusste es. Aber sie konnte ihn ja anrufen und ihm einen glücklichen Feiertag wünschen. Was war daran verkehrt? Alles, was sie tun musste, war, ihm aus dem Wege zu gehen, und das hatte sie getan. Denn sie wusste, dass selbst der Klang seiner Stimme, der Blick seiner Augen, seine Berührung, all dieses sie wieder in das gleiche zarte Netz verstricken konnte, dem sie so heftig zu entfliehen suchte. Aus Ehre und aus einem Pflichtgefühl heraus hatte sie es verzweifelt versucht. Jetzt, als sie seine Nummer wählte, wusste sie, dass sie versagt hatte. Sie wollte ihm

keinen Augenblick länger fernbleiben. Sie konnte es nicht. Sie konnte es einfach nicht. Ihr Herz klopfte, als sie die Scheibe drehte. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, bevor er sich meldete, aber nun, da sie gewählt hatte, würde sie nicht aufhängen.

»Hallo?« Sie schloss die Augen, als sie es hörte. Erleichterung, Schmerz, Erregung überfluteten sie gleichzeitig.

»Hallo.« Er hatte sie einen Moment nicht erkannt. »O mein Gott.«

»Nein«, lächelte sie leise. »Ich bin es nur. Ich rief dich an, um dir ein frohes Fest zu wünschen.«

Es entstand eine Pause. »Danke.« Es klang gepresst. »Wie geht es dir?«

»Ich - es geht mir gut.« Und dann auf einmal entschied sie, es ihm zu sagen. Einerlei, ob er seine Einstellung geändert hatte, ob er sie nicht mehr liebte, ob er jemand anderem begegnet war. Sie musste es ihm sagen. Sei es auch nur dieses einzige Mal. »Es geht mir nicht gut... es ist furchtbar gewesen... ich kann nicht -« Sie keuchte fast bei der Erinnerung an die Qual und Leere der letzten zwei Monate. »Ich kann nicht länger so weiterleben. Ich kann es nicht ertragen... o Alex...« Ohne es gewahr zu werden, hatte sie zu weinen angefangen, sowohl aus Kummer wie auch aus Erleichterung. Es scherte sie nicht, ob die Welt jetzt unterging oder nicht. Sie war glücklicher denn seit Monaten.

»Wo bist du?« Seine Stimme klang angespannt.

»Ich bin zu Haus.«

»Ich treffe dich in fünf Minuten an der Ecke.«

Sie wollte schon nein sagen, wollte ihm sagen, dass sie es nicht tun könne, doch sie besaß nicht mehr die Kraft zum Weiterkämpfen. Sie wollte es auch nicht. Stumm nickte sie mit dem Kopf, und dann: »Ich werde da sein.«

Sie rannte ins Badezimmer, spritzte kaltes Wasser auf ihr Gesicht, trocknete es geschwind mit einem der großen Borhault-Handtücher, fuhr mit dem Kamm durch ihr schwarzes Haar, riss den Schrank auf, ergriff ihren Luchspelz und raste buchstäblich aus dem Zimmer, die Treppen hinunter und zur Tür hinaus. Diesmal hinterließ sie keine Nachricht, keine Erklärung, und sie wusste auch nicht, wie lange sie fortbleiben würde. Vielleicht fünf Minuten, vielleicht eine Stunde. Aber John Henry brauchte sie im Augenblick nicht. Er schlief, er hatte seine Pflegerinnen, seine Dienstboten, seine Ärzte. Sie wünschte sich etwas mehr — viel, viel mehr. Das waren ihre Gedanken, als sie zur verabredeten Ecke stürmte. Das dunkle Haar flog hinter ihr her, der Pelz war offen, auf ihren Lippen lag ein halbes Lächeln, ein Funkeln trat in ihre Augen, das es dort seit Monaten nicht mehr gegeben hatte. Als sie um die Ecke bog, sah sie ihn dort plötzlich stehen, in schwarzer Freizeithose und dickem Pullover, das Haar zerzaust, mit leuchtenden Augen und leicht außer Atem. Er stürzte so schnell auf sie zu und zog sie mit solcher Kraft in die Arme, dass sie sich um ein Haar gegenseitig außer Gefecht gesetzt hätten. Er presste seinen Mund auf den ihren. Es war ein gewagtes Risiko, dort an der Ecke, aber glücklicherweise sah sie niemand. Einige Minuten später begannen sie in schweigender Übereinstimmung langsam zu seinem Haus zu gehen. Als er die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, sah Raphaella sich um und stieß einen langen Seufzer aus.

»Willkommen daheim.« Er sagte ihr nicht, wie sehr er sie vermisst hatte. Das hob er auf, bis sie Seite an Seite in seinem Bett lagen. Es war, als hätten beide für zwei Monate im Kerker gelebt, kaum lebendig, kaum existierend, zwischen Empfindungslosigkeit und dauerndem Schmerz. Die beiden Monate, die sie durchgemacht hatten, waren die schlimmste Zeit, an die Raphaella sich erinnern konnte. Für Alex war es ungefähr genauso gewesen, dennoch war es jetzt, als hätte nichts davon je stattgefunden, als wären sie nie getrennt gewesen und würden es niemals wieder sein. Er hätte sie gerne gefragt, was nun geschehen sollte, aber er wagte es nicht einmal. Er entschied einfach, den Augenblick zu genießen.

»Frohes Fest, mein Liebling...« Er zog sie abermals in die Arme. Sie liebten sich lange und leidenschaftlich.

Es war nach zehn Uhr, als es Alex endlich einfiel, dass der Truthahn im Backofen brutzelte. Er hatte eine Stunde zu lang gebacken, aber als sie in die Küche hinuntergingen und es feststellten, scherte es sie nicht. Raphaella trug seinen Bademantel, Alex trug Bluejeans und ein Hemd. Sie aßen zusammen, redeten und lachten. Es war wirklich wie eine echte Heimkehr! Anders als beim Erntedankfestmahl, das sie früher am Abend zu sich genommen hatte, futterte Raphaella diesmal, als hätte sie seit Jahren nichts gegessen.

»Und deine Arbeit? Geht alles gut voran?« Sie sah so glücklich aus, wie sie dort saß, sie lächelte wie ein entspanntes, glückliches Kind.

»Das würde ich nicht sagen.« Er blickte einfältig. »Arbeitete ich als * Angestellter, hätte ich in den letzten zwei Monaten wahrscheinlich meinen Job verloren.«

»Das glaube ich nicht, Alex.«

»Es ist wahr. Ich war nicht in der Lage, meine Gedanken auf irgend etwas zu konzentrieren.«

Sie blickte vorübergehend nachdenklich. »Ich auch nicht...« Dann sah sie ihn an, und ihre Augen wurden weich. »Außer auf dich. Es war eine Art Besessenheit, die mich erfasst hatte und einfach nicht mehr losließ.«

»Hast du es denn gewollt?«

»Ja. Sei es nur, um den Schmerz zu beseitigen. Es war...« — sie sah verwirrt beiseite - »es war eine sehr schwere Zeit für mich, Alex. Seit wir uns zuletzt gesehen haben, habe ich mit meinem Gewissen gerungen.«

»Und was passierte heute nacht? Was brachte dich dazu anzurufen?«

»Ich konnte es nicht länger ertragen. Mir war, als müsste ich sterben, wenn ich dich nicht auf der Stelle anriefe.« Er nickte, das Gefühl nur allzu gut kennend. Er lehnte sich über den Tisch, um sie zu küssen.

»Gott sei's gedankt, dass du angerufen hast. Ich glaube, ich hätte es nicht länger ausgehalten. Ich wünschte mir so heiß, dich anzurufen. Hundertmal hatte ich schon den Hörer in der Hand. Zweimal habe ich sogar angerufen, aber du hast dich nicht gemeldet. Herrgott, ich dachte, ich werde wahnsinnig.« Sie nickte im schweigenden Verstehen. Als er sie ansah, entschloss er sich, den nächsten Schritt zu wagen. »Und nun?« Es waren alarmierende Worte, doch er musste sie fragen. Früher oder später würde er es doch erfahren, und er wollte es jetzt wissen. »Weißt du, was du jetzt willst* Raphaella?« Er wollte es ihr überlassen, doch er hatte sich schon vorgenommen, es ihr diesmal nicht so leicht zu machen. Nicht nach dem, was sie beide durchgemacht hatten. Doch diesmal brauchte er nicht um sie zu kämpfen. Sie lächelte ihn zärtlich an und berührte seine Hand mit der ihren.

»Wir werden tun, was wir zu tun haben... sooft, wie wir können, Zusammensein.«

Wie wenn er Angst hätte, zu glauben, was sie ihm gerade gesagt hatte, beobachtete er sie einen Augenblick. »Meinst du das wirklich?«

»Ja. Willst du mich noch haben? Ich meine, so wie du es vorher wolltest?«

Was er als nächstes tat, beantwortete ihre Frage. Er zog sie von ihrem Platz und nahm sie mit solcher Kraft und Leidenschaft in die Arme, dass sie kaum atmen konnte.

»Alex!«

»Beantwortet das deine Frage?« Feuer, Freude und Erregung waren plötzlich in seinen Augen. »Herrgott, Weib, wie liebe ich dich. Ja, ich will dich. Ich liebe dich, ich brauche dich. Und ich akzeptiere alles, was wir uns ausdenken müssen, um so oft wie möglich beisammen sein zu können, ohne dir zu schaden, oder- oder-« Sie nickte. Er mochte John Henrys Namen nicht aussprechen. »Wahrhaftig -« Wieder stand er abrupt auf und durchquerte die Küche, um eine Schublade aufzuziehen. Er fischte einen einzelnen Schlüssel heraus, griff nach ihrer Hand und legte ihn

behutsam hinein. »Das ist der Schlüssel zu diesem Haus, mein Herz, und ich möchte, dass du hier bist, wann immer du kannst, wann immer du magst, ob ich hier bin oder nicht.« Tränen stiegen ihr in die Augen, und er nahm sie zärtlich in seine Arme. Wenig später gingen sie langsam wieder nach oben. Sie trug den Schlüssel zu dem Haus in der Tasche des Morgenmantels. In ihren Augen war ein Lächeln, wie es nie zuvor darin gewesen war.

Die nächsten drei Stunden verbrachten sie damit, einander wieder und wieder zu lieben. Als sie schließlich, noch nicht restlos gesättigt, aber unendlich zufrieden nebeneinanderlagen, fuhr Raphaella beim Läuten des Telefons überrascht hoch. Alex runzelte die Stirn, zuckte die Achseln und hob dann ab, sich langsam im Bett aufsetzend. Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. Ohne es zu merken, stand er auf, mit einem Ausdruck des Entsetzens auf seinem Gesicht. »Was... wann... ? O mein Gott. Wie geht es ihr?« Er zog die Brauen zusammen, und seine Hände zitterten, als sie nach einem Schreibstift griffen. Das Gespräch wurde einige Minuten lang mit einsilbigen Wortfetzen fortgesetzt. Dann legte er auf und barg den Kopf mit einem leichten Stöhnen in seinen Händen. Raphaella starrte ihn schreckerfüllt an. Alles, was ihr einfiel, war seine Mutter.

»Alex. « Ihre Stimme klang erschrocken und mitfühlend. »Liebling... was ist es ? Was ist passiert... ? Sag es mir... bitte...« Als er zu weinen begann, legte sie ihre Hände sanft auf seine Schultern und streichelte seinen Kopf. Stunden schienen zu vergehen, bevor er sie ansah.

»Es ist Amanda, hieine Nichte.« Die Worte hörten sich wie ein heiseres Krächzen an. Mit enormer Anstrengung berichtete er ihr, was vorgefallen war. »Sie wurde vergewaltigt. Sie haben sie gerade gefunden.« Er tat einen tiefen Atemzug, schloss für einen Moment die Augen, bevor er sie wieder auftat, und fuhr fort: »Nach dem Erntedankfestmahl heute nachmittag ging sie zum Eislaufen... in den Park... allein und —« Seine Stimme stockte. »Sie wurde geschlagen, Raphaella. Ihre Arme sind gebrochen, und meine Mutter sagte -« Er weinte ungehemmt, während er sprach. »Sie haben ihr Gesicht aufgeschlagen, und — und« — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab - »sie haben sie vergewaltigt... kleine Mandy...« Er konnte nicht weitersprechen, und Raphaella nahm ihn mit strömenden Tränen in ihre Arme.

Eine lange Zeit war vergangen, bis sie wieder ruhig Atem schöpfen konnten. Raphaella holte ihm schließlich eine Tasse Kaffee. Er saß, im Bett, schlürfte ihn langsam und rauchte eine Zigarette. Raphaella betrachtete ihn besorgt mit einer kleinen Falte zwischen den Augen. »Kannst du heute nacht noch eine Maschine bekommen?« Ihre Augen waren groß und dunkel und feucht, und ihr Gesicht war wie von einem magischen Licht von innen her erleuchtet. Plötzlich war ihm, als nähme ihr Gesicht jeden Zorn von ihm, spüle alle aufgestaute Wut hinweg, nur dadurch, dass sie bei ihm war. Ohne ihre Frage zu beantworten, rückte er zu ihr, zog sie in die Arme und hielt sie fest, als wolle er sie niemals wieder gehen lassen. So lagen sie einen langen Augenblick, während Raphaella mit zarter Hand über seinen Rücken strich. Sie sprachen kein Wort, bis er sich sachte von ihr zurückzog und ihr wieder ins Gesicht sah. »Willst du mit mir nach New York kommen, Raphaella?«

»Jetzt?« Sie schaute verdutzt. Mitten in der Nacht? Was sollte sie ihrem Hauspersonal sagen, was zu John Henry? Wie konnte sie mit ihm gehen? Sie hatte keine Zeit gehabt, irgend etwas vorzubereiten. Ihre Gedanken rasten. Aber auch Amanda, das arme Kind, war von niemandem vorbereitet worden. Ein Blick der Verzweiflung war in ihren Augen, als sie aufsah, ihm seine Frage zu beantworten. »Alex... ich möchte es... ich würde so gerne. Aber ich kann nicht.« Sie hatte diese Nacht einen derart großen Schritt gewagt. Sie war noch nicht bereit für einen weiteren. Und sie konnte John Henry jetzt nicht verlassen.

Er nickte bedächtig. »Ich verstehe.« Wieder blickte er lange auf die Frau, die er sich ausgeborgt hatte, die nicht die seine, sondern die Frau eines anderen war und die er dennoch so sehr liebte. »Möglicherweise bleibe ich für eine Weile fort.« Sie nickte still. Sie wünschte brennend, mit ihm zu gehen, doch sie wussten beide, dass sie es nicht konnte. So hielt sie ihn nur wortlos in ihren Armen und bot ihm soviel Trost, wie sie nur konnte.

»Es tut mir so leid, Alex.«

»Mir ebenso.« Er war jetzt etwas gefasster. »Meine Schwester sollte man mit der Reitpeitsche züchtigen für die Art und Weise, wie sie sich um ihr Kind kümmert.«

»Es kann nicht ihre Schuld sein.« Raphaella blickte schockiert.

»Und warum war das Kind allein? Wo war denn ihre Mutter, verdammt? Ihr Vater...?« Er fing wieder an zu weinen.

Sie riefen in jener Nacht dreimal im Krankenhaus an. Amandas Zustand wurde noch als kritisch bezeichnet, als Raphaella sich endlich auf den Heimweg machte. Mittlerweile war es vier Uhr dreißig, und sie waren beide erschöpft, aber sie hatten das wenige, was sie tun konnten, getan. Stundenlang hatten sie am Kaminfeuer gegessen und gesprochen. Alex hatte ihr erzählt, wie Amanda als kleines Mädchen gewesen war. Dabei wurde Raphaella deutlich, wie er sie liebte und wie sehr es ihn schmerzte, dass ihre Eltern sich für ihr Kind niemals Zeit genommen hatten.

»Alex...?« Sie sah ihn nachdenklich im Feuerschein an. Es war das einzige Licht, das in dem dunklen Raum verblieben war. »Warum bringst du sie nicht mit hierher, wenn es ihr wieder besser geht?«

»Nach San Francisco?« Er blickte überrascht. »Wie könnte ich das machen? Ich bin nicht eingerichtet... ich habe keine -« Er seufzte leicht. »Ich bin den ganzen Tag in meiner Praxis. Ich habe zu tun.«

»Ihre Mutter auch, und der Unterschied ist, dass du sie lieb hast.« Raphaella lächelte weich im Glutschein der Scheite, und er dachte, sie nie mals schöner gesehen zu haben. »Als mein Bruder starb und meine Mutter mit ihren Geschwistern nach Santa Eugenia zurückkehrte, hatte mein Vater nur mich, und ich hatte nur ihn.« Ihr Blick glitt eine Weile in die Ferne. »Und ich glaube, wir haben uns gegenseitig eine Menge geholfen.

Alex beobachtete sie nachdenklich. »Ich bezweifle sehr, dass ihre Eltern sie von mir hierherbringen ließen.«

Raphaella sah ihn ruhig an. »Bleibt ihnen nach dem Geschehnis wirklich eine Wahl? Ist es nicht ein wenig ihre Schuld, dass sie nicht besser für ihre Tochter gesorgt haben, dass sie sie dorthin gehen ließen, dass sie vielleicht nicht einmal wussten, wo sie war?«

Er nickte schweigend. Es war das, worüber er den ganzen Abend nachgedacht hatte. Er lastete alles seiner Schwester an. Und ihrem krankhaften Ehrgeiz, der ihr seit langem die Sicht für alles andere versperrt hatte. »Ich will's mir überlegen.« Dann sah er sie gedankenvoll an. »Wir könnten den dritten Stock für sie herrichten, nicht wahr?«

Darauf lächelte sie ihn an. »Ja, wir könnten. Ich könnte leicht in wenigen Tagen alles schaffen. Aber, Alex...«

In ihren Augen war jetzt eine unausgesprochene Frage, und diesmal war es Alex, der lächelte. »Sie wird dich lieben. Du hast alles, was ihre Mutter verweigert hat, ihr zu geben.«

»Aber es könnte ihrer Mutter nicht passen, Alex. Schließlich bin ich - sind wir nicht —« Sie stockte, und er schüttelte den Kopf.

»Na und? Macht das wirklich einen Unterschied? Macht es uns etwas?« Sie schüttelte verneinend den Kopf.

»Aber anderen Leuten, Leuten, die Kay etwas bedeuten, könnte es unrecht

scheinen.«

»Das kümmert mich nicht.« Sein Ton war jetzt schroff. Dann sah er noch einmal versonnen auf Raphaella, an seine Familie und den Abstecher nach New York denkend. »Ich wünschte, du könntest mit mir kommen.« Er sagte es noch einmal, als er sah, wie sie sich zum Heimgehen ankleidete, und flüsterte es ihr ein letztesmal zu, als sie sich anschickte, ihn zu verlassen und den letzten Häuserblock zu ihrem Haus allein zu gehen.

Auf ihre eigene Art hatten sie für Amanda Nachtwache gehalten, wach bleibend und sie in ihren Gedanken und ihrer Unterhaltung lebendig haltend, verbunden mit dem Kind, das so schwer verletzt und missbraucht im fernen New York lag. Aber es war nicht Amanda, an die Raphaella dachte, als sie Alex küsste und ein letztesmal berührte. »Ich wünschte auch, ich könnte mitkommen.« Wieder empfand sie die Grausamkeit ihrer Situation, den Druck und die Last ihrer Verpflichtungen, die sie John Henry gegenüber zu erfüllen hatte. Dennoch war sie dankbar, Alex wieder in ihrem Leben zu haben, sei es nur, um eine Nacht oder einen einzigen Augenblick mit ihm zu teilen. Alles, was sie jetzt wirklich bedauerte, war, dass sie ihm auf dieser schwierigen Reise nach New York nicht helfend beistehen konnte. »Wirst du dort alles durchstehen?« Er nickte, aber er lächelte nicht. Er würde es durchstehen. Aber Amanda? Sie hatten darüber gesprochen, sie nach San Francisco zu holen, aber was, wenn sie es nicht überlebte? Ihre Gedanken überkreuzten sich, als Raphaella mit den Lippen zart seine Augenlider streifte. »Darf ich dich anrufen?« Er nickte, diesmal mit einem Lächeln.

Beide wussten, dass sich an einem Abend eine Menge zwischen ihnen geändert hatte. Es war ein Sprung, den sie gemeinsam machten, Hand in Hand.

»Ich werde bei meiner Mutter wohnen.«

»Sag ihr alles Liebe von mir.« Ihre Augen trafen sich, hielten einander für einen langen Augenblick fest. Sie küsste ihn ein letztes Mal. »Und vergiss nicht, wie sehr ich dich liebe.«

Nach einer letzten Umarmung war sie gegangen. Wenige Minuten später schloss sich einen Häuserblock entfernt die schwere Eichentür hinter ihr. Alex ging rasch zu seinem Haus zurück, um zu duschen und sich umzukleiden, bevor er die Sieben-Uhr-Maschine nach New York erreichte.

Charlotte Branden wartete nervös in der Eingangshalle des Krankenhauses, starrte auf den Empfangstresen und die Verkaufsautomaten für Süßigkeiten und Kaffee, während Alex nach oben fuhr, um Amanda das erstemal zu sehen. Nach dem letzten Bericht, den er erhalten hatte, als er vom Carlyle anrief, ging es ihr etwas besser. Sie stand weniger unter Beruhigungsmitteln, hatte aber erhebliche Schmerzen. Besuche 'waren nicht erwünscht, aber da Alex von so weit her angereist war, um sie zu sehen, würden sie ihn für fünf oder zehn Minuten in die Intensivstation lassen. Alex' Mutter saß benommen da und beobachtete die Vorübergehenden. Die Menschen waren alle fremd und unpersönlich, die beim Kommen und Gehen durch die Eingangshalle an ihr vorbeihasteten, beladen mit Blumen, Geschenken und Einkaufstüten, die Hausschuhe und Bettjacken enthielten. Zweimal hatte sie hochschwängere Frauen beobachtet. Während sie langsam mit angespannten Gesichtern die Halle passierten, stützten sie sich fest auf ihre Ehemänner, die in der anderen Hand kleine Übernachtungskoffer trugen. Charlotte erinnerte sich mit Rührung an ähnliche Momente in ihrem eigenen Leben, doch heute abend fühlte sie sich sehr alt und müde. Alles, woran sie denken konnte, war ihre Enkeltochter, die in einem anderen Stockwerk in einem Bett lag. Und Kay war noch nicht hier gewesen, sie zu sehen. Sie traf in einigen Stunden aus Washington ein. George war natürlich gekommen, aber er hatte nur die Krankenblätter geprüft, mit dem diensthabenden Arzt und den Krankenschwestern gesprochen und dem Kinde wenig Beistand geleistet.

George war wirklich nicht der geeignete Mann, unter diesen Umständen ein Vater für seine Tochter zu sein. Er besaß kein Verständnis für ihre Gefühle.

»Mutter?« Sie sprang auf, als sie Alexanders Stimme hörte, und drehte sich um. Der traurige Ausdruck in seinen Augen traf ihr Herz mit neuem Entsetzen.

»Wie geht es ihr?«

»Unverändert. Und wo, zum Teufel, ist Kay?«

»Ich sagte dir doch, sie ist in Washington, Alex. George hat sie sofort angerufen, nachdem die Polizei ihn verständigt hatte, aber sie konnte bis heute abend nicht wegkommen.« Mehr als vierundzwanzig Stunden waren vergangen, seitdem das Unglück passiert war. Alexanders Augen loderten.

»Man sollte sie erschießen. Und George? Wo, zum Teufel, ist er? Die Schwester oben hat gesagt, er sei nur kurz gekommen, um die Krankenblätter einzusehen.«

»Nun, es gibt wohl nicht viel, was er sonst tun kann. Oder?«

»Was denkst du ?« Beide verfielen in Schweigen. Er erzählte ihr nicht, dass Amanda so hysterisch geschluchzt hatte, als er dort ankam, dass sie ihr eine weitere Spritze geben mussten. Aber wenigstens hatte sie ihn erkannt und hatte sich verzweifelt an seine Hand geklammert. Charlotte brach erneut in Tränen aus, sank auf einen der orangefarbenen Kunstledersitze der Eingangshalle und putzte sich die Nase.

»O Alex, wie können solche Dinge bloß geschehen?«

»Weil da draußen verrückte Leute rumlaufen, Mutter. Und weil Amanda zwei Eltern hat, die sich einen Dreck darum scheren.«

Charlotte sprach gedämpft, nachdem Alex sich auf dem Stuhl neben ihr niedergelassen hatte. »Glaubst du das wirklich, Alex?«

»Ich weiß nicht, was ich glaube. Aber eins weiß ich bestimmt. Was immer Kay in ihrem Herzen für ihr Kind empfinden mag, so hat sie doch kein Recht, diejenige zu sein, die es aufzieht. Selbst wenn sie glaubt, dass sie sie liebt- und ich bin nicht sehr überzeugt, dass dies der Fall ist-, so hat sie noch lange keine Ahnung, was dazu gehört, keine Ahnung, was sie dem Kind als ihre Mutter schuldet. Und George ist genauso schlimm.« Charlotte nickte langsam mit dem Kopf. Sie blickte in

Alexanders Augen und entdeckte dort etwas, was sie nie zuvor darin gesehen hatte.

»Hast du vor, diesbezüglich etwas zu unternehmen, Alex?« Sie hatte es plötzlich gespürt. Es war, als wüsste sie es.

»Habe ich.« Er sprach mit fester Entschlossenheit.

»Was hast du im Sinn?« Was immer es war, sie wusste, es würde etwas Radikales und in Amandas bestem Interesse sein. Sie hatte eine Menge Vertrauen in ihren einzigen Sohn.

»Ich nehme sie mit.«

»Nach San Francisco?« Charlotte Branden blickte verdutzt. »Kannst du das tun?«

»Ich habe es vor. Lass sie nur versuchen, mich aufzuhalten. Ich mache den größten Ärger, den du je erlebt hast, und warte ab, wie das meinem politischen Schwesterherz gefällt.« Er hatte Kay bis zur Halskrause satt, und beide wussten es. Langsam nickte seine Mutter mit dem Kopf.

»Glaubst du, du kannst dich da draußen genügend um sie kümmern, Alex? Es ist nicht, als ob sie einen Eislauf Unfall gehabt hätte. Es werden auch gefühlsmäßige Nachwirkungen aus alldem entstehen.«

»Ich will mein Bestes tun. Ich gebe ihr einen guten Zufluchtsort und werde sie so liebhaben, wie ich kann. Das kann nicht schaden. Und es ist mehr als das, was sie hier hat.«

»Ich könnte sie mit mir nehmen, weißt du.«

»Nein, das könntest du nicht.« Er sah sie ehrlich an. »Du bist kein ebenbürtiger Partner für Kay. Sie würde dich nötigen, sie binnen einer Woche zu ihnen zurückzulassen.«

»Da bin ich nicht so sicher.« Charlotte sah leicht gekränkt aus.

»Warum es riskieren? Warum nicht einen netten kleinen Bruch machen? San Francisco ist weit vom Schuss.«

»Aber du wirst da draußen allein mit ihr sein, Alex...« Noch während sie die Worte sagte, hatte sie plötzlich verstanden. Ihre Augen bohrten sich mit einer unausgesprochenen Frage in die ihres Sohnes, der langsam zu lächeln begann. Er kannte seine Mutter gut.

»Ja?« Er hatte nichts vor seiner Mutter zu verbergen. Das hatte er bisher noch nie. Sie waren Freunde, und er vertraute ihr, selbst mit dem Geheimnis Raphaella.

Charlotte lächelte jetzt auch. »Ich bin nicht ganz sicher, wie ich es ausdrücken soll, was ich denke. Deine... äh... junge Freundin... die... äh -«

»Guter Gott, Mutter!« Er lachte in sich hinein. »Falls du Raphaella meinst, ja, ich sehe sie noch.« Er wollte nicht zugeben, dass sie gerade nach zwei Monaten einer qualvollen Trennung zu ihm zurückgekehrt war. Er wollte weder seine Mutter noch sonst jemand wissen lassen, dass Raphaella immer ihre Zweifel gehabt hatte. Es verletzte seinen Stolz so sehr wie seine Seele, aber die Tatsache, dass er mit einer verheirateten Frau verbunden war, noch dazu mit einer so renommierten wie Raphaella, war kein Geheimnis, das er ihr vorenthalten wollte. Sein Gesicht wurde sachlich, als er seine Mutter ansah. »Wir haben das alles letzte Nacht besprochen, bevor ich abreiste. Ich glaube, sie könnte Amanda eine Menge geben.«

»Ich bezweifle es nicht«, seufzte Charlotte eise. »Aber Alex, sie hat... andere Verpflichtungen... Ihr Gatte ist ein sehr kranker Mann.«

»Ich weiß das. Aber sie haben Krankenpflegerinnen. Sie wird nicht in der Lage sein, Tag und Nacht bei Amanda zu sein, aber sie wird einen Teil der Zeit mit uns verbringen.« Zumindest betete er, dass sie es tat. »Und abgesehen von Raphaella, Mutter, ist dies etwas, was ich für Amanda zu tun habe, und für mich selbst. Ich wäre nicht fähig, mit meinem Gewissen zu leben, wenn ich das Kind hier zurückließe, mit Kay, die dauernd unterwegs ist, und George, der in den Wolken

schwebt. Sie verkümmert durch Mangel an Zuwendung. Sie braucht mehr als das, was sie ihr geben können.«

»Und du glaubst, du kannst es?«

»Ich werde es auf Teufel komm raus versuchen.«

»Schön« - sie tat einen tiefen Atemzug und sah ihren Sohn an. »Ich wünsche dir das Beste, Schatz. Ich denke, dass es wahrscheinlich richtig ist, was du tust.«

»Ich danke dir.« Seine Augen waren verschleiert, als er sie auf die Wange küsste und aufstand. »Komm, ich bring" dich nach Haus. Dann komme ich hierher zurück, um wieder nach ihr zu sehen.«

»Du musst erschöpft sein nach dem Flug.« Sie blickte ihn besorgt an. Dunkle Ringe waren unter seinen Augen.

»Es geht mir gut.« Und es ging ihm noch besser, als seine Mutter wenige Minuten später die Tür ihres Appartements aufschloss und das Telefon unablässig lautete/Ohne um Erlaubnis zu fragen, ob er das Gespräch annehmen dürfe, stürzte Alex sich auf den Apparat und strahlte. Es war Raphaella.

»Wie geht es ihr?«

Das Lächeln verblasste allmählich, als seine Gedanken zu seiner Nichte zurückkehrten. »Ziemlich unverändert.«

»Hast du deine Schwester gesehen?«

»Noch nicht.« Seine Stimme verhärtete sich bei den Worten. »Sie kommt vor heute nacht nicht aus Washington.« Am anderen Ende blickte Raphaella schockiert, doch Alex konnte es nicht sehen.

»Aber dir geht es gut?«

»Mir geht's bestens. Und ich liebe dich.«

Raphaella lächelte. »Ich dich auch.« Sie hatte ihn den ganzen Tag über unerträglich vermisst und hatte mehrere lange Spaziergänge gemacht. Zweimal war sie schon in seinem Haus gewesen. Und es kam ihr nicht vor wie das Eindringen in das Haus eines Fremden, sondern wie ein Nachhausekommen. Sie hatte das gebrauchte Geschirr vom Erntedankfestmahl sorgfältig gereinigt und all seine Pflanzen gegossen. Es war erstaunlich, wie selbstverständlich sie sich in sein Leben eingepasst hatte. »Wie geht es deiner Mutter?«

»Ausgezeichnet.«

»Sag ihr alles Liebe von mir.« Sie sprachen einige Minuten, und dann erzählte Alex ihr, dass er sich entschlossen habe, Amanda mitzubringen.

»Was hältst du davon?«

»Was ich davon halte?« Sie reagierte leicht überrascht, gefragt zu werden. »Ich denke, es ist wundervoll. Du bist ihr Onkel, und du hast sie lieb.« Und dann, schüchtern: »Alex... könnte ich - könnte ich ihr Zimmer herrichten?« Er nickte langsam, nachdenkend. Er wollte ihr sagen, sie solle lieber warten, bis sie wussten, ob Amanda es überstand, aber er konnte es nicht über sich bringen, die Worte auszusprechen. Statt dessen nickte er abermals, als wollte er die Schicksalsmächte damit zwingen.

»Nur vorwärts.« Er blickte auf seine Uhr und stellte fest, dass er zum Krankenhaus zurück musste. »Ruf mich später an, wenn du kannst. Ich muß zurück.« Ihre Gegenwart in seinem Leben war herrlich. Kein Schweigen mehr, kein Warten, keine Qual, kein grausames Gefühl des Verlusts. Sie war da, als sei sie immer dagewesen und würde es immer sein. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch, Liebling. Gib auf dich acht.«

Er legte den Hörer behutsam auf die Gabel zurück. Seine Mutter verschwand mit einem weichen Lächeln stumm in der Küche, um Tee zu bereiten. Als sie einige Minuten später mit zwei dampfenden Tassen zurückkehrte, sah sie, dass Alex schon im Mantel war.

»Du gehst jetzt wieder hin?« Er nickte ernst, und ohne mehr zu sagen, hob sie ihren

eigenen Mantel wieder auf. Alex hinderte sie sofort daran. Sie hatte die ganze vorige Nacht im Krankenhaus verbracht.

»Ich möchte, dass du dich etwas ausruhst.«

»Ich kann nicht, Alex.« Als er den Blick in ihren Augen sah, sagte er nichts weiter. Sie nahmen jeder einen Schluck von ihrem Tee und gingen hinaus, um ein Taxi anzuhalten.

Er blickte von der Tür aus zu Amanda. Alles, was er sehen konnte, war ein in weiße Tücher und blaue Decken gewickeltes schmales Bündel auf dem Bett. Von ihrem Gesichtswinkel aus konnte Charlotte das Gesicht des Mädchens nicht erkennen. Aber als sie um das Bett herumging und sich neben Alex stellte, musste sie gegen ihre eigenen Reaktionen kämpfen, damit sie nicht erkennbar waren. In der Nacht zuvor war es ihr wieder und wieder so ergangen.

Was sie vor sich sah, war ein schwächtiges junges Mädchen, das mehr wie neun als wie siebzehn aussah. Nur ihr Umfang und die Größe ihrer Hände und Arme ließen vage vermuten, welchen Geschlechts und Alters sie war. Ihre Arme waren von Gipsverbänden umgeben, ihre Hände lagen ausgestreckt und bewegungslos wie zwei kleine schlafende Vögel, und das Gesicht, das ihnen aus dem Kopfkissen entgegensah, war nur eine Masse purpurroter und blauer Schwellungen und Quetschungen. Das Haar umrahmte ihr Gesicht wie ein weicher, lockiger Heiligenschein, und die Augen, die geöffnet waren, waren von einem reinen, leuchtenden Blau. Sie glichen ein wenig jenen Charlottes und ein kleines bisschen jenen Alexanders, doch es ließ sich jetzt schwer sagen, so gepeinigt blickten sie und füllten sich im Nu mit Tränen.

»Mandy ?« Er flüsterte sanft, und aus Angst, ihr weh zu tun, wagte er nicht einmal, ihre Hand zu berühren. Sie nickte nur langsam als Ant¹-wort, kein Wort sagend. »Ich bin zurück, und ich habe Großmama mitgebracht.« Amandas Augen wanderten zur Großmutter. Zwei stete Tränenströme flössen in das Kopfkissen. Lange Zeit war sie ganz still, während die herzergreifend blauen Augen in die vertrauten Gesichter blickten. Dann kamen wieder die Stossweisen Schluchzer, als Alex ihr zart über das Haar strich. Sie verständigten sich ohne Worte. Alex stand nur da, und seine Hand ruhte gütig und sanft auf dem Haar des Mädchens. Amanda schloss die Augen und schlief ein. Eine Krankenschwester machte ihnen ein Zeichen. Erschöpft und verzweifelt verließen Charlotte und Alex den Raum.

Alexander hielt seine tobende Wut auf seine Schwester Kay zurück, aber als sie Charlottes Appartement erreichten, konnte er sich nicht mehr beherrschen.

»Ich weiß, was du denkst,, Alex.« Die Stimme seiner Mutter klang sanft. »Doch im Augenblick würde es nichts helfen.«

»Warum nicht?«

»Warte doch, bis du mit Kay sprechen kannst. Dann kannst du deinem Herzen Luft machen.«

»Und wann wird das sein? Wann, meinst du, wird Ihre Majestät endlich aufkreuzen?«

»Ich wünschte, ich wüsste es, Alex.«

Am nächsten Tag war es soweit.

Alex schlürfte Kaffee aus einem Plastikbecher, Charlotte war für ein paar Stunden nach Hause gegangen, um ein Schläfchen zu machen. Sie hatten Amanda heute früh von der Intensivstation in ein kleines, hell angestrichenes rosa Zimmer gebracht. Dort lag sie nun genauso zerschlagen und zerschunden, aber schon mit etwas mehr Leben in den Augen. Alex hatte mit ihr über San Francisco gesprochen, und ein- oder zweimal hatte es so ausgesehen, als ob sie Interesse zeige.

Es war am Ende des Tages, als sie endlich über ihre Ängste zu ihrem Onkel sprach.

»Was soll ich den Leuten erzählen? Wie kann ich erklären, was passierte? Ich

weiß, dass mein Gesicht verheerend aussieht. Eine der Schwesternhelferinnen hat es mir gesagt.« Sie hatten ihr einen Spiegel vorgehalten. »Und sieh dir meine Arme an.« Sie blickte auf die zwei sperrigen Gipsverbände, in die ihre Ellbogen eingegossen waren. Alex sah flüchtig hin, vermied es aber, beeindruckt auszusehen.

»Du sagst ihnen, du hättest am Erntedankfesttag einen Autounfall gehabt. Das ist alles. Es klingt völlig plausibel.« Mit einem überzeugenden Blick sah er Amanda an und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Liebes, niemand wird je etwas erfahren. Nicht, wenn du es ihnen nicht selbst erzählst, und das liegt ganz bei dir. Sonst wird es keiner wissen. Nur deine Eltern, deine Großeltern und ich.«

»Und wer Zeitungen liest.« Und dann, wieder mit einem Blick der Verzweiflung zu Alex: »War ich in den Nachrichten?«

Er schüttelte verneinend den Kopf. »Nein, warst du nicht. Ich sagte es dir. Niemand weiß es. Du hast dich nicht zu genieren. Du bist nicht anders als vorher, bevor du hierherkamst. Du bist dieselbe, Amanda. Du hattest einen schrecklichen Unfall und ein grauenhaftes Erlebnis, aber das war alles. Es hat dich nicht verändert. Es war nicht deine Schuld. Die Leute werden sich dir gegenüber nicht anders verhalten, Amanda. Du hast dich nicht verändert!« Es war, was der Therapeut ihm heute morgen eingeprägt hatte. Sie hatten Amanda einzuimpfen, dass sie jetzt nicht verändert sei und dass es in keiner Weise ihre Schuld gewesen sein. Scheinbar herrschte unter Opfern von Vergewaltigungen die Meinung vor, dass sie in irgendeiner Weise für das Geschehene verantwortlich waren und sich in einem entscheidenden Punkt verändert hätten. Zugegebenermaßen war die Veränderung in Mandys Fall vielleicht größer als bei anderen. Sie hatte ihre Jungfräulichkeit an einen Vergewaltiger verloren. Ohne Zweifel würde das Erlebnis ernsthafte Auswirkungen auf sie haben, aber mit einer Behandlung und einer großen Menge Verständnis bestünde für sie, so meinte der Psychiater, eine gute Chance, aus allem seelisch unversehrt herauszukommen. Sein einziges Bedauern gelte dem Umstand, wie er am Morgen sagte, dass er Amandas Mutter nicht habe sprechen können, und unglücklicherweise habe auch Dr. Willard keine Zeit für eine Konsultation gehabt. Er hatte jedoch durch seine Sekretärin ausrichten lassen, dass der Psychiater mit seiner Behandlungsmethode bei dem Mädchen fortfahren solle. . »Aber es ist in diesen Fällen nicht allein das Opfer, das Hilfe benötigt«, hatte er Alex gegenüber betont. »Es ist die Familie, die genauso Hilfe braucht. Ihre Auffassung, ihre Ansicht über das Geschehene wird auf die Einstellung des Opfers sich selbst gegenüber für immer entscheidend abfärben.« Dann hatte er ihn mit einem kleinen Lächeln angesehen. »Ich bin kolossal froh, dass Sie heute morgen mit mir sprechen konnten. Und Amandas Großmutter sehe ich diesen Nachmittag.«

Alex hatte den Arzt auch gefragt, wie bald Amanda nach Hause könne, und er hatte geantwortet, er sei sicher, dass sie gegen Ende der Woche entlassen werden könnte. Das passte Alex ausgezeichnet. Je eher er Amanda mit nach San Francisco nehmen konnte, um so froher würde er sein.

Endlich kam Kay, sehr nonchalant und schick in einem mit Fuchspelz besetzten braunen Schweden-Hosenanzug.

Ihre Augen trafen sich und ruhten eine Weile ineinander. Kay sagte nicht ein Wort. Plötzlich waren sie zu Kampfgegnern im Ring geworden, und jeder von ihnen war sich bewusst, wie tödlich der andere sein konnte.

»Hallo, Kay.« Alex sprach zuerst. Er hätte sie gerne gefragt, wie sie erklären könnte, dass es so lange gedauert hatte, im Krankenhaus aufzutauchen, doch er wollte vor seiner Nichte keine Szene machen. Er brauchte es auch wirklich nicht. Alles, was er fühlte, sein ganzer Zorn, war ihm leicht von den Augen abzulesen.

»Hallo, Alex. Nett von dir, in den Osten zu kommen.«

»Nett von dir, von Washington raufzukommen.« Runde eins. »Du musst sehr beschäftigt sein.« Amanda beobachtete sie, und Alex sah ihr Gesicht erblassen. Er

zögerte nur für einen Moment, dann verließ er das Zimmer. Als Kay einige Minuten später wiederauftauchte, erwartete er sie in einer Nische des Ganges. »Ich möchte eine Minute mit dir sprechen.«

Sie sah ihn mit spöttischem Amüsement an. »Ich ahnte, dass du das möchtest. So ein nervöser kleiner Onkel kommt den weiten Weg nach New York gereist.«

»Bist du dir im klaren, Kay, dass dein Kind fast gestorben wäre?«

»Vollkommen. George hat ihre Krankenblätter dreimal täglich geprüft. Hätten sich die Dinge verschlechtert, wäre ich nach Hause gekommen. So wie's war, falls dich das zum Teufel was angeht, konnte ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich hatte zwei Verabredungen mit dem Präsidenten. Zufrieden?«

»Nicht ganz. Am Erntedankfesttag?«

»Stimmt genau. In Camp David.«

»Erwartest du von mir, dass ich beeindruckt bin?«

»Das ist deine Angelegenheit. Aber meine Tochter ist meine.«

»Nicht, wenn du deine Verantwortung total negierst, Kay. Sie braucht verflucht eine ganze Menge mehr, als sich von George ihre Krankenblätter durchsehen zu lassen. Sie braucht Liebe, Herrgott noch mal, sie braucht Wärme, Interesse und Verständnis. Mein Gott, Kay. Sie ist doch noch ein Kind. Und sie ist geschlagen und missbraucht worden. Kannst du dir eigentlich vorstellen, was das heißt?«

»Absolut. Doch nichts, was ich jetzt tue, wird das ändern. Und zwei Tage machen da keinen Unterschied. Sie wird mit dem Erlebnis leben müssen.«

»Und wieviel Zeit wirst du ihr widmen?«

»Das geht dich einen Scheißdreck an.«

»Ich habe anders entschieden.« Seine Augen waren wie Stahl.

»Und was präzise, soll das heißen?«

»Ich nehme sie mit. Sie sagten, sie könne ungefähr Freitag reisen.«

»Den Teufel wirst du.« Kay Willards Augen loderten. »Bringst du das Kind irgendwohin, werde ich dich wegen Kindesentführung ins Gefängnis bringen.«

»Du gemeines Biest!« Auf sie herabsehend, verengten sich seine Augen. »Tatsache, meine Liebe, ist, dass ich an deiner Stelle sehr vorsichtig mit verdammten Beschuldigungen wie Kindesentführung wäre, wenn du nicht voll darauf vorbereitet bist, einer Anklage wegen Kindesmisshandlung entgegenzusehen.«

»Was meinst du mit Kindesmisshandlung?«

»Genau das und sträfliche Vernachlässigung.«

»Denkst du wirklich, du hast eine Chance, den großen Knüppel zu schwingen? Mein Mann ist einer der prominentesten Chirurgen New Yorks, ein großer Menschenfreund, lieber Alex.«

»Fein. Probier's vor Gericht. Das würde dir schmecken, nicht wahr? Würde sich sensationell in den Zeitungen ausnehmen.«

»Du Hurensohn.« Sie hätte endlich begonnen, zu begreifen, dass er meinte, was er sagte. »Was hast du exakt im Sinn?«

»Nichts Kompliziertes. Amanda kommt mit mir nach Kalifornien. Für ständig. Und falls du deinen Wählern irgend etwas erzählen musst, so kannst du ihnen erklären, sie hätte einen schweren Unfall gehabt und benötigte ausgiebige Erholung in einem milden Klima. Ich glaube, das funktioniert.«

»Und was sage ich George?«

»Das ist dein Problem.«

Sie betrachtete ihn mit einer Art krankhafter Faszination. »Du meinst das alles im Ernst, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Warum?«

»Weil ich sie lieb habe.«

»Und du denkst, ich hätte das nicht?« Sie war nicht einmal verletzt, nur gelangweilt.

Alex seufzte leicht. »Ich glaube nicht, dass du Zeit hast, irgend jemanden liebzuhaben, Kay. Ausgenommen vielleicht deine Wähler. Es ist dir ungeheuer wichtig, ob sie ihr Los mit dir teilen wollen oder nicht. Ich weiß nicht, ob du überhaupt noch etwas anderes registrierst, und es ist mir auch schnuppe. Alles, was ich weiß, ist, dass du dieses Kind zerstörst, und das lasse ich nicht zu... ich werde dich daran hindern.«

»Und jetzt willst du sie retten? Wie rührend. Denkst du nicht, es wäre ein bisschen gesünder für dich, deine gefühlsmäßigen Energien an eine erwachsene Frau und nicht an ein siebzehnjähriges Mädchen zu verschwenden? Ist dir eigentlich bewusst, dass dies alles etwas Krankhaftes an sich hat?« Sie wirkte aber nicht ehrlich besorgt, und er wusste, sie war es nicht. Sie war nur höllisch aufgebracht und hatte kein anderes Ventil.

»Warum behältst du deine spitzen kleinen Nadelstiche nicht für dich? Mitsamt deinen Ambitionen auf meine Ex-Frau?«

»Das hat damit nichts zu tun.« Doch es war klar erkennbar, dass sie log. »Ich finde, du bist ein Esel, Alex. Und du spielst Spielchen, ganz wie Amanda.«

»Du glaubst, vergewaltigt zu werden, sei ein Spiel.«

»Möglicherweise. Ich bin mir über die Details noch nicht im klaren. Vielleicht war es das, was sie bezweckte. Von ihrem großen, hübschen Onkel gerettet zu werden. Vielleicht ist das alles ihr kleiner Plan.«

»Ich glaube, du bist krank.«

»Meinst du? Nun, Alex, es ist mir egal, was du denkst. Und ich werde dich dein kleines Spielchen für eine Weile spielen lassen. Es mag ihr guttun. Doch in ein oder zwei Monaten komme ich rüber, um sie zu holen, und dann ist Schluss damit. Falls du denkst, du kannst dich für immer an sie hängen, bist du nicht dicht im Kopf.«

»Bin ich nicht? Bist du gewillt, den Anklagen, die ich erwähnte, entgegenzusehen?«

»Das würdest du nicht tun.«

»Fordere mich nicht heraus.« Einen Moment standen sie da, ebenbürtig in ihrer Feindschaft. Für den Augenblick hatte Alex gewonnen. »Solange es hier keine radikalen Veränderungen gibt, bleibt sie bei mir.«

»Hast du ihr gesagt, dass du planst, sie vor mir in Sicherheit zu bringen?«

»Noch nicht. Bis heute morgen war sie hysterisch.« Kay sagte nichts. Nach einem letzten giftigen Blick schickte sie sich zum Gehen an. Sie hielt kurz inne und richtete ein boshafte Auge auf ihren Bruder.

»Denke ja nicht, du kannst deine Heldenrolle für immer spielen, Alex. Du kannst sie jetzt da draußen haben, doch wenn ich will, dass sie nach Hause kommt, kommt sie. Ist das klar?«

»Ich glaube, du begreifst meine Position nicht.«

»Und ich glaube, du nicht die meine. Sie ist gefährlich. Was du tust, könnte mir politisch schaden, und das ist etwas, was ich nicht tolerieren würde, nicht einmal von meinem eigenen Bruder.«

»Dann solltest du deinen Esel lieber an der Leine halten, Lady, und bleib mir vom Halse. Das ist eine Warnung!« Sie hätte ihn am liebsten ausgelacht, brachte es jedoch nicht fertig. Das erstemal in ihrem Leben hatte sie vor ihrem jüngeren Bruder Angst.

»Ich verstehe nicht, warum du dies tust.«

»Du nicht, aber ich. Und Amanda ebenfalls.«

»Denk daran, was ich dir sagte, Alex. Wenn ich sie zu Hause brauche, kommt sie hierher zurück.«

»Warum? Um deine Wähler zu beeindrucken, was für eine großartige Mutter du

bist? Ein Topf voller Jauche ist das.« Als er das sagte, tat sie einen Schritt auf ihn zu, als wollte sie ihn schlagen. Er kam ihr zuvor, packte ihr Handgelenk, und der Blick seiner Augen war bedrohlich. »Tu's nicht, Kay.«

»Dann scher dich zur Hölle, und verschwinde aus meinem Leben.«

»Mit Vergnügen.« Seine Augen funkelten vor Siegesfreude. Sie drehte sich auf dem Absatz um und ging rasch davon. Einen Augenblick später war sie im Fahrstuhl verschwunden und kurz darauf in der Limousine, die am Straßenrand auf sie gewartet hatte.

Als Alex in Amandas Zimmer zurückkam, schlief sie. Er strich sanft über ihr Haar auf dem Kopfkissen, nahm seinen Mantel und ging. Während er gelassen die Eingangshalle durchquerte, schoss es ihm durch den Kopf, mit dem Telefonieren nicht zu warten, bis er im Appartement seiner Mutter war. Es war ein Risiko, sie anzurufen, doch er musste es tun. Er musste es mit jemandem teilen, und er wollte es nur mit ihr teilen. Mit geschäftsmäßiger Stimme bat er, Mrs. Phillips sprechen zu dürfen. Kurz darauf war sie in der Leitung.

»Raphaella?«

»Ja.« Es folgte ein scharfes Einziehen des Atems, als sie erkannte, wer es war. »Oh. Ist-« Es klang erschrocken, als ob sie denken würde, es bedeute, dass Amanda gestorben sei.

»Nein, nein, alles ist in Ordnung. Ich wollte Sie nur wissen lassen, dass ich gegen Ende der Woche mit meiner Nichte nach San Francisco komme. Ihr Vater hatte mich gebeten, Ihnen hallo zu sagen, wenn ich in den Staaten eintreffe.« Falls jemand zuhörte, klang es wie ein völlig respektabler Telefonanruf. Raphaella hatte vollauf begriffen, was er meinte. Sie strahlte über das ganze Gesicht.

»Wird Ihre Nichte länger bei Ihnen bleiben?«

»Ich... äh... glaube schon. Ja.« Er grinste. »Ich hab's geschafft!«

»Oh...« In der Aufregung hätte sie fast seinen Namen genannt. »Ich bin so froh!« Dann dachte sie an das Zimmer, das sie herzurichten versprochen hatte. »Ich werde mich so schnell ich kann um die Unterbringung kümmern.«

»Wundervoll. Ich wäre Ihnen sehr dankbar. Und natürlich werde ich mich

Ihnen erkenntlich zeigen, sobald ich in San Francisco bin.«

»Oh, hören Sie auf.« Sie lächelte in die Muschel, und einige Minuten später legten beide auf. Freitag, hatte er ihr zum Schluss gesagt, oder vielleicht Samstag. Es ließ ihr nicht viel Zeit.

Die nächsten zwei Tage wurden zu einer Art Wettrennen für Raphaella. Den Morgen brachte sie damit zu, John Henry ruhig vorzulesen und seine Hand zu halten, bis er eingeschlafen war. Anschließend jagte sie zum Einkaufen in die City und gab dem Chauffeur die Anweisung, nicht auf sie zu warten. Für den Heimweg würde sie ein Taxi bevorzugen. Falls Tom ihr Verhalten eine Spur exzentrisch fand, war er viel zu gut erzogen, es zu erwähnen. Jeden Nachmittag tauchte sie, mit enormen Kartons gepackt, wieder auf. Die größeren Gegenstände ließ sie direkt zum Hause schicken. Sie kaufte Einrichtungsgegenstände und Wertstücke in sonderbaren kleinen Trödeläden sowie einen wundervollen alten Waschtisch von einem Dekorateur. Einen ganzen Satz viktorianischer Korbstühle erstand sie auf einer öffentlichen Zwangsversteigerung, an der sie zufällig vorbeikam, als sie mit dem Taxi nach Hause jagte. Am Ende des zweiten Tages hatte sie ein totales Chaos geschaffen und weinte fast vor Erleichterung, als Alex sich telefonisch entschuldigte, dass er vor Sonntag nacht nicht zurück sein würde, aber dafür hatte er gute Neuigkeiten. Er hatte George an jenem Morgen gesehen, und alles war glattgegangen. George hatte zugestimmt, dass es Amanda guttun würde, wegzukommen. Sie hatten über die Länge ihres Besuchs nicht debattiert. Er hatte beiläufig >ein paar Monate< erwähnt, und George hatte nicht protestiert. Alex hatte mit dem besten Privatgymnasium von San Francisco telefoniert, hatte ihnen die Schwere ihres >Unfalls< erklärt und ihnen die Abschrift ihrer Zeugnisnoten vorgelesen. Er hatte ihnen erklärt, wer ihre Mutter und ihre Großmutter seien. Die» Schulleitung erklärte sich schließlich bereit, sie Anfang nächsten Jahres aufzunehmen. In der Zwischenzeit würde sie sich zu Hause ausruhen, Spaziergänge machen, ihre Gesundheit zurückgewinnen und in den Tag hineinleben, um den Schock der Vergewaltigung zu verkraften. Sie hatte einen Monat, sich allmählich zu erholen, bevor sie wieder auf die Schule ging. Als Raphaella fragte, wie Kay es aufgenommen habe, klang Alex gepresst. »Mit ihr war es weniger erfreulich als mit George.«

»Was bedeutet das, Alex?«

»Es bedeutet, dass ich ihr keine Wahl ließ.«

»Ist sie sehr böse?«

»Mehr oder weniger.« Er wechselte dann rasch das Thema.

Es war, als habe Raphaella plötzlich nicht nur einen neuen Mann, sondern ebenfalls eine Familie erworben. Und da war Kay zu berücksichtigen. Alex hatte erwähnt, seine Schwester würde gelegentlich nach San Francisco kommen, um Amanda zu überprüfen. Raphaella hoffte, dass sie unter Umständen alle Freunde werden konnten. Letztlich waren sie alle zivilisierte Menschen. Zweifellos war Kay eine intelligente Frau, und Raphaella bedauerte es, dass sie und Alex im Streit lagen. Vielleicht, möglicherweise, konnte sie etwas tun, die aufgewühlten Wasser zu glätten. Inzwischen hetzte sie sich nach dem Anruf damit ab, im dritten Stockwerk von Alexanders Haus alles herzurichten. Sie hatte ihm gesagt, er könne sie hier erreichen, solange sie an dem Zimmer für Amanda arbeitete. Nachdem ihr Liebeswerk vollbracht war, setzte sie sich mit einem glückstrahlenden Lächeln auf das Bett. In wenigen Tagen hatte sie ein kleines Wunder geschaffen, und sie war sehr zufrieden.

Das Schlafzimmer hatte sie in einen luftigen Himmel verwandelt, angefüllt mit rosageblühten Dekostoffen und viktorianischen Korbstühlen, einem riesigen geblühten Teppichvorleger, den sie vom Fleck weg bei Macy's gekauft hatte, und dem antiken Waschtisch mit der weißen Marmorplatte. In den alten Ausguss hatte

sie eine große rosa Azalee gestellt, und an den Wänden hingen zarte Blumendrucke im Goldrahmen. Das Bett, welches sie erst an diesem Morgen geliefert hatten, war ein Himmelbett mit einem weißen Baldachin und rosa Kordeln. Auf dem Bett lag eine riesige rosaseidene Steppdecke, und daneben stand ein Stuhl mit einem kleinen Fellbezug. Weitere geblünte Stoffe und Korbstühle waren in dem kleinen Arbeitszimmer nebenan. Sie hatte einen hübschen kleinen Schreibtisch gefunden, der vor den Fenstern stand.

Das Badezimmer war ebenfalls mit hübschen femininen Dingen ausgestattet. Die Tatsache, dass sie fähig gewesen war, all dies in so wenigen Tagen zu schaffen, war außergewöhnlich, und dass sie fähig war, die Lieferanten zu bestechen und zu beschwatzen, damit sie alles pünktlich brachten, erstaunte sie noch jetzt.

All ihre Einkäufe hatte sie von dem enormen Barbetrag bezahlt, den sie Mittwoch morgens von der Bank abgehoben hatte. Sie wollte nicht ihre Schecks benutzen, um keine Belege über all jene Anschaffungen aufzubewahren. Ihre sämtlichen Rechnungen wurden von John Henrys früherem Büro aus beglichen, und es wäre unmöglich gewesen, zu erklären, wofür die Schecks gewesen seien. Auf diese Weise hatte sie nur eine einzige Summe abgehoben, und sie würde schon irgendeine Erklärung finden, etwas wie eine Einkaufsorgie oder so. Vielleicht würde die Sekretärin sich bis dahin auch nicht mehr erinnern, ob es vor oder nach ihrem Abstecher nach New York gewesen war.

Raphaella hoffte, Alex würde über die Erweiterung der Einrichtung nicht ungehalten sein. Einmal angefangen, hatte sie gemerkt, dass sie nicht aufhören konnte, bis sich alles in einen perfekten Aufenthalt für das misshandelte junge Mädchen verwandelt hatte. Nach dem Schrecklichen, das dem Kind widerfahren war, wollte Raphaella dazu beitragen, ihr etwas Besonderes zu verschaffen, ein Heim, in das sie sich einkuscheln konnte, ein Platz, wo sie geliebt würde und ausruhen konnte. Leise zog sie die Tür hinter sich zu, ging in Alexanders Schlafzimmer hinunter, glättete die Bettdecke, nahm ihren Mantel, ging die Stufen hinunter und zur Vordertür hinaus.

Mit einem Seufzer öffnete sie die Tür zu John Henrys Herrenhaus und ging langsamen Schrittes und mit nachdenklichem Blick nach oben. Um sich herum erblickte sie die schweren Wandbehänge, die mittelalterlichen Gobelins, die Kandelaber, den großen Flügel im Foyer und stellte fest, dass dies eigentlich ihr Heim war. Nicht das gemütliche kleine Haus am Vallejo, nicht der Platz, wo sie fast eine Woche wie eine Irre geschuftet hatte, um Räumlichkeiten für ein junges Mädchen herzurichten, das ebenfalls nicht ihr gehörte.

»Mrs. Phillips?«

»Mmm?« Raphaella schaute überrascht hoch, als sie gerade den Gang zu ihrem Zimmer betreten wollte. Es war fast Abendbrotzeit, und sie musste sich noch umkleiden. »Ja?« Die Pflegerin der zweiten Schicht lächelte sie an.

»Mr. Phillips hat während der letzten Stunde nach Ihnen gefragt. Vielleicht würden Sie vor dem Umkleiden einen Augenblick bei ihm verbringen.«

Raphaella nickte ruhig und murmelte: »Ja.« Langsam ging sie auf die Tür seines Zimmers zu, klopfte an und drückte die Klinke herunter, ohne zu warten, von ihm zum Eintreten aufgefordert zu werden. Das Klopfen war nur eine Formalität wie so vieles andere in ihrer beider Leben. Er lag in eine Woldecke eingewickelt in seinem Bett, und seine Augen waren geschlossen. Die Beleuchtung im Zimmer war sehr matt. »John Henry?« Ihre Stimme war nur ein Flüstern, als sie auf den gebrochenen alten Mann in seinem Bett hinabsah. Dies war der Raum, der einst ihr Schlafzimmer gewesen war, der Raum, den er auch vor langer Zeit mit seiner ersten Frau geteilt hatte. Anfangs hatte es Raphaella gequält, doch John Henry war ein Mann von Tradition, und er hatte gewünscht, sie hierherzubringen. Und irgendwann waren die Geister verblasst, als sie hier gelegen hatten. Erst jetzt dachte sie wieder an sie. Jetzt, da er fast einer der ihren geworden zu sein schien. »John

Henry...« Sie flüsterte wieder seinen Namen, und er öffnete seine Augen. Als er Raphaella erblickte, lächelte er sein erbarmungswürdiges Lächeln und klopfte auf den nächsten Platz auf seinem Bett.

»Hallo, Kleines. Ich fragte vorhin nach dir, doch sie sagten, du wärest ausgegangen. Wo warst du?« Es war kein Verhör, nur eine freundliche Frage, doch nichtsdestoweniger zuckte etwas in ihrem Inneren zusammen.

»Ich war draußen... einkaufen...« Sie lächelte ihn an. »Für Weihnachten.« Er wusste nicht, dass ihre Pakete für Paris und Spanien bereits vor einem Monat verschickt worden waren.

»Hast du irgend etwas Hübsches gekauft?« Sie nickte. O ja, sie hatte. Sie hatte entzückende Sachen gekauft, für Amanda, ihres Liebhabers Nichte. Die Erkenntnis dessen, was sie tat, traf sie erneut wie ein körperlicher Schlag. »Irgendwas Hübsches für dich?« Sie schüttelte langsam den Kopf, ihre Augen unwahrscheinlich groß.

»Ich hatte keine Zeit.«

»Dann möchte ich, dass du morgen etwas für dich selber einkaufst.« Sie sah auf das lange, knochige Gerippe des Mannes, der ihr Gatte war, und wurde erneut von ihrem eigenen Schuldgefühl verzehrt.

»Ich würde den Tag lieber hier mit dir verbringen. Ich - ich habe dich in letzter Zeit so wenig gesehen...« Sie warf ihm einen um Verzeihung bittenden Blick zu. Er schüttelte den Kopf und winkte mit einer müden Hand.

»Ich erwarte nicht, dass du hier mit mir sitzt, Raphaella.« Wieder schüttelte er den Kopf, schloss einen Augenblick die Augen und öffnete sie wieder. Es war etwas unendlich Weises in den Augen, die auf die junge Frau blickten. »Ich habe nie erwartet, dass du hier wartend bei mir sitzt, Kleines... niemals... Ich bin nur traurig, dass sein Kommen so. lange dauert.« Einen Moment fragte sie sich, ob er phantasiere, und sah ihn mit aufkommender Sorge an. Aber er lächelte nur. »Der Tod, mein Liebling... der Tod. Es wurde ein langes Warten auf den letzten Augenblick. Und du bist ein sehr tapferes Mädchen gewesen. Ich werde mir nie verzeihen für das, was ich getan habe.«

»Wie kannst du das sagen?« Sie sah ihn mit Entsetzen an. »Ich liebe dich. Ich möchte nirgendwo anders sein.« Aber war es jetzt die Wahrheit? Würde sie nicht lieber bei Alex sein? Das fragte sie sich, als sie John Henrys Hand nahm und sie sehr zart in die ihre legte. »Ich habe niemals irgendwas bedauert, mein Liebling, außer« - sie spürte einen Kloß im Hals, als sie ihn ansah - »außer, dass dir dies passierte.«

»Ich hätte sterben sollen, als ich den ersten Infarkt hatte. Ich wäre es, wenn das Leben ein wenig fairer gewesen wäre und wenn du und der junge Dummkopf von Doktor, den du engagiert hattest, mich hätten gehen lassen.«

»Du bist von Sinnen.«

»Nein, bin ich nicht, und du weißt es. Dies ist kein Leben für einen Menschen, nicht für mich und nicht für dich. Ich halte dich hier Jahr für Jahr wie eine Gefangene, du bist fast noch ein Kind, und ich vergeude deine besten Jahre. Meine eigenen sind lange vergangen. Ich war - « Wie im Schmerz schloss er die Augen, und die Sorgenfalte auf Raphaellas Gesicht vertiefte sich. Sehr schnell tat er sie wieder auf und sah sie an. »Ich war im Unrecht, dich zu heiraten, Raphaella. Ich war zu alt.«

»John Henry, hör auf.« Es erschreckte sie, wenn er so sprach, und er tat es nicht oft. Doch sie argwöhnte, dass viele seiner Gedanken um dieses Thema kreisten. Sie küsste ihn sanft und sah ihn beim Vorbeugen aus der Nähe an. In dem mächtigen Doppelbett sah er totenblass aus. »Haben sie dich diese Woche in den Garten an die frische Luft gefahren, Liebling? Oder auf die Terrasse?«

Mit einem verzerrten kleinen Lächeln schüttelte er den Kopf.

»Nein, Miss Nightingale, haben sie nicht. Und ich möchte da nicht hin. Ich fühle mich wohler im Bett.«

»Sei nicht albern. Die Luft tut dir gut, und du bist doch gerne im Garten.« Aus ihren Worten tönte leise Verzweiflung, bedenkend, wieviel Zeit sie fern von ihm verbracht hatte. Sie würde es nicht einmal bemerkt haben, was die Pflegerin für ihn getan hatte. Sie hätten ihn hinausbringen müssen. Es war wichtig, dass sie ihn in Bewegung hielten, dass sie ihn so lebhaft und interessiert hielten, wie sie konnten. Ohne das, das wusste sie, würde er aufhören, es zu versuchen, und früher oder später einfach aufgeben. Der Arzt hatte es ihr vor vielen Jahren gesagt.

»Morgen bringe ich dich hinaus.«

»Ich will nicht, dass du das tust.« Sekundenlang blickte er verdrossen. »Ich sagte dir, ich möchte im Bett bleiben.«

»Nun, das wirst du nicht. Und was nun?«

»Garstiges Kind.« Er warf ihr einen starren Blick zu, aber dann lächelte er und hob ihre Hände, um sie an seine Lippen zu führen. »Ich liebe dich immer noch. So viel mehr, als ich dir sagen kann... so viel mehr, als du weißt.« Seine Augen blickten leicht verschleiert. »Erinnerst du dich an jene ersten Tage in Paris...« Er lächelte in sich hinein, und sie lächelte mit ihm, »als ich dir meinen Heiratsantrag machte, Raphaella?« Er sah sie klar an. »Mein Gott, du warst noch ein Kind.« Eine Weile sahen sie sich zärtlich an, dann beugte sie sich vor und küsste seine Wange.

»Nun, und jetzt bin ich eine alte Frau, mein Liebling, und bin glücklich, dass du mich noch immer liebst.« Noch immer lächelnd, stand sie auf. »Doch jetzt kleide ich mich am besten für das Abendessen um, sonst wirfst du mich womöglich hinaus und suchst dir ein anderes junges Mädchen!« Er lachte, und als sie mit einem Kuss und einem Winken das Zimmer verließ, fühlte er sich besser. Auf dem Weg zu ihren Räumen schalt sie sich dafür, ihn während der vergangenen anderthalb Wochen so sträflich vernachlässigt zu haben. Was hatte sie getan, beinahe eine ganze Woche herumzurennen, um Möbel, Stoffe, Gardinen und Teppiche zu kaufen? Doch als sie die Tür ihres Schlafzimmers hinter sich zuzog, wusste sie, was sie getan hatte. Sie hatte an Alex, an seine Nichte, an die Einrichtung ihres Schlafzimmers gedacht, an das andere Leben, das sie so heiß ersehnte. Lange in den Spiegel starrend, marterte sie sich, ihren Gatten für fast zehn Tage vernachlässigt zu haben, und fragte sich, ob sie ein Recht habe auf das, was sie mit Alex erlebte. Das Leben mit John Henry war ihr vom Schicksal aufgetragen. Sie hatte wirklich kein Recht, nach mehr zu verlangen. Aber konnte sie es jetzt aufgeben? Nach zwei Monaten war sie nicht mehr sicher, ob sie es noch konnte.

Mit einem tiefen Seufzer öffnete sie den Schrank und zog ein graues Seidenkleid heraus, das sie mit ihrer Mutter in Madrid gekauft hatte, schwarze Pumps, die exquisite Halskette aus grauen Perlen, die John Henrys Mutter gehört hatte, passende Ohrringe, einen zarten grauen Slip. Sie warf die Sachen aufs Bett und ging ins Bad, in Gedanken verloren über das, was sie getan hatte. Sie dachte an den Mann, den sie fast vergessen hatte, und an den einen, den sie nie vergessen konnte., wissend, dass beide sie brauchten. John Henry natürlich mehr als Alex, aber beide brauchten sie und mehr als das: Sie wusste, dass sie beide Männer brauchte.

Eine halbe Stunde später stand sie vor dem großen Spiegel, eine Erscheinung aus Eleganz und Grazie in dem blassgrauen Seidenkleid, die glattgekämmten Haare zu einem Knoten im Nacken geschlungen, die Perlen an den Ohren ihr Gesicht erhellend. Es gab keinen Weg, das Ende der Geschichte vorauszusehen. Alles, was sie hoffen konnte, war, dass niemand zu Schaden kam. Doch als sie die Tür ihres Schlafzimmers schloss, durchrann sie ein Schauer der Angst, ahnend, dass dies fast zuviel verlangt war.

Am Sonntag abend brachte die Pflegerin John Henry um acht Uhr dreißig zu Bett, und Raphaella ging langsam und gedankenvoll auf ihr Zimmer. Den ganzen Abend hatte sie an Alex und Amanda gedacht und im Geiste verfolgt, wann sie die Stadt verließen und das Flugzeug bestiegen. Nun waren sie nur noch zwei Stunden von San Francisco entfernt, doch sie hatte das Empfinden, dass sie einer anderen Welt angehörten. Sie hatte den Tag mit John Henry verbracht, hatte ihn morgens in den Garten gefahren, sorgfältig in Decken gehüllt. Am Nachmittag hatten sie den Rollstuhl auf die Terrasse geschoben. Gegen Ende des Tages musste sie sich eingestehen, dass er besser aussah. Er war entspannt und müde, als sie ihn abends zu Bett brachten. Dies war das, was man von ihr verlangte, dies war ihre Pflicht, er war ihr Mann: »Im Guten oder Bösen.« Jedoch wieder und wieder wanderten ihre Gedanken zu Alex und Amanda zurück. Und je länger sie in ihrem Backsteinpalast saß, um so mehr fühlte sie sich wie in einem Mausoleum begraben. Sie war entsetzt von ihren eigenen Gefühlen, und das Böse ihres Tuns verfolgte sie zunehmend. Sie war nicht länger sicher, dass es rechtens war.

Um zehn Uhr saß sie trübsinnig da. Sie wusste, dass die Maschine gerade gelandet war, dass sie ihr Gepäck zusammensammeln und nach einem Taxi Ausschau halten würden. Um zehn Uhr fünfzehn wusste sie, dass sie auf dem Wege zur Stadt waren. Mit jeder Faser ihres Wesens wünschte sie, bei ihnen sein zu können. Doch sie konnte sich von dem Gedanken nicht lösen, dass es unrecht war, sich in Alex verliebt zu haben. Sie fürchtete, dass John Henry auf die Dauer den Preis dafür zahlen musste, durch Mangel an Aufmerksamkeit, Mangel an ihrer Gesellschaft, Mangel eines gewissen Gefühls, ohne das John Henry, wie sie wusste, nicht am Leben bleiben konnte. Aber kannst du beides tun? hörte sie sich selber schweigend fragen. Sie war nicht sicher, ob sie es konnte. Wenn sie mit Alex zusammen war, war es, als ob nur er auf der Welt existierte, und alles, was sie wünschte, war: bei ihm zu sein und jeden anderen zu vergessen. Aber sie konnte es sich nicht leisten, John Henry zu vergessen. Vergaß sie ihn, konnte sie ihm ebenso gut die Pistole an den Kopf setzen.

Sie saß da und starrte schweigend aus dem Fenster. Endlich schaltete sie das Licht an.

Es war elf Uhr, als sie das Telefon läuten hörte. Sie erhob sich und nahm ab. Sie wusste, dass alle Dienstboten außer John Henrys Pflegerin im Bett sein würden. Sie konnte sich nicht vorstellen, wer anrufen sollte. Doch als sie den Hörer abnahm, erbebt sie beim Klang von Alex' Stimme.

»Raphaella?« Sie hatte Angst, von hier aus mit ihm zu sprechen, doch sie sehnte sich so verzweifelt nach seiner Nähe. Nach ihrer zweimonatigen Trennung nach New York und nach seiner Reise sehnte sie sich plötzlich schmerzhaft danach, wieder bei ihm zu sein.

»Das Zimmer für Amanda ist phantastisch.« Er sprach gedämpft, und einen Augenblick fürchtete sie, dass jemand mithören könnte, doch aus seiner Stimme klang so viel Freude, dass sie nicht widerstehen konnte.

»Gefällt es ihr?«

»Sie ist im siebten Himmel. Es ist das erste Mal seit Jahren, dass ich sie so erlebe.«

»Gut.« Es machte Raphaella Spaß, sich vorzustellen, wie das junge Mädchen das rosa-weiße Zimmer in Augenschein nahm. »Fühlt sie sich gut?«

Er seufzte als Antwort. »Ich weiß es nicht, Raphaella. Ich vermute es. Aber wie gut kann sie sich nach dem, was geschehen ist, fühlen! Bevor wir abflogen, hat ihre Mutter ihr eine scheußliche Szene gemacht. Sie warf ihr vor, dass sie ihre Eltern treulos verlassen würde. Und dann musste sie sich natürlich darüber auslassen, dass sie Rückwirkungen bei ihrer Wählerschaft befürchte, wenn ihre Tochter statt bei ihr mit einem Onkel zusammenlebt.«

»Wenn sie es richtig anpackt, könnte es ebenso gut aussehen, als ob sie sehr beschäftigt sei.«

»Ich sagte ihr fast genau das gleiche. Wie auch immer, es war ekelhaft, und Mandy war anschließend so erledigt, dass sie auf der ganzen Tour hierher im Flugzeug geschlafen hat. Das herrliche Zimmer, das du für sie hergerichtet hast, war für sie das Schönste, was ihr an diesem Tage geschehen ist.«

»Ich bin froh.« Doch während sie die Worte sagte, fühlte Raphaella sich unerträglich einsam. Sie hätte gerne Amandas Gesicht gesehen, als sie ins Zimmer kam. Sie wäre so gerne am Flugplatz gewesen und mit ihnen im Taxi heimgefahren, um mit ihnen das Haus zu betreten und jeden Augenblick zu teilen, ihr Lächeln zu sehen. Plötzlich fühlte sie sich ausgesperrt, und es verstärkte ihr Einsamkeitsgefühl, Alexanders Stimme am Telefon zu hören. Es war eine fast erdrückende Last und erinnerte sie an die Nacht, in welcher sie in ähnlicher Einsamkeit weinend auf den Stufen in der Nähe des Hauses saß... die Nacht, in der sie Alex das erste Mal gesehen... Ein Jahrhundert schien seitdem vergangen...

»Du bist so still. Ist irgendwas?« Seine Stimme war tief und lockend. Raphaella schloss ihre Augen und schüttelte den Kopf.

»Ich dachte nur eben an etwas... verzeih...«

»Was war es?«

Sie zögerte kurz. »Die Nacht auf den Stufen... das erste Mal, als ich dich sah.«

Er lächelte versonnen. »Du hast mich am Anfang nicht gesehen. Ich sah dich zuerst.« Als sie sich ihre erste Begegnung ins Gedächtnis riefen, begann Raphaella erneut wegen des Telefons nervös zu werden. Sollte einer der Dienstboten aufgewacht sein, konnte er sich jeden Moment mit einschalten.

»Vielleicht sollten wir morgen darüber sprechen.«

Er verstand sie. »Bekommen wir dich dann zu sehen?«

»Von mir aus gern.« Die Aussicht erwärmte sie, und für einen Augenblick verblasste das Gefühl der Einsamkeit.

»Welche Zeit wäre dir angenehm?«

Sie lachte leise. Nachdem das Zimmer für Amanda hergerichtet war, hatte sie nichts zu tun. Es war ihr einziges Projekt seit Jahren gewesen. »Sag mir nur, wann. Ich komme herüber. Oder wäre es besser, wenn -« Sie sorgte sich plötzlich wegen Amanda. Vielleicht war es zu früh, dem Mädchen zu begegnen. Vielleicht würde sie es übelnehmen, Alexanders Geliebte zu sehen. Möglicherweise beanspruchte sie den geliebten Onkel für sich allein.

»Sei nicht albern, Raphaella. Könnte ich dich dazu überreden, würde ich dich bitten, gleich zu kommen.« Aber beide wussten, dass Amanda zu müde und dass es zu spät war. »Warum frühstückst du nicht mit uns ? Kannst du so früh herüberkommen?«

Raphaella scherzte: »Wie war's mit sechs? Fünf Uhr fünfzehn? Vier Uhr dreißig?«

»Hört sich großartig an.« Er lachte und schloss die Augen. Er konnte sich jedes Detail ihres Gesichts vorstellen. Er sehnte sich schmerzhaft danach, sie wiederzusehen, sie zu berühren, sie in den Armen zu halten, ihre Körper ineinander verschmolzen, als seien sie immer eins gewesen. »Also wirklich, mit der Zeitverschiebung werde ich vermutlich schon um sechs Uhr wach sein. Warum kommst du nicht gleich nach dem Aufstehen herüber? Du brauchst nicht einmal anzurufen. Ich gehe morgen früh nicht in die Praxis. Ich will erst sicherstellen, ob die Frau, die Amanda helfen soll, einwandfrei ist.« Mit zwei gebrochenen Armen war das junge Mädchen praktisch hilflos. Er hatte seiner Sekretärin Anweisung gegeben, eine Haushaltshilfe mit Krankenpflegekenntnissen zu besorgen. Nach kurzer Pause sagte er: »Ich warte auf dich.«

»Ich komme früh.« Und dann vergaß sie ihre Ängste wegen irgend welcher

Mitlauscher. »Ich habe dich vermisst, Alex.«

»O Baby.« Der Klang seiner Stimme sagte ihr alles. »Wenn du nur wüsstest, wie ich dich vermisst habe.«

Raphaella saß nach dem Gespräch lange da und starrte mit leuchtenden Augen auf das Telefon. Als sie aufstand, um sich auszukleiden, warf sie einen Blick auf ihre Uhr. Es war nach Mitternacht, und in sechs oder sieben Stunden würde sie wieder bei ihm sein. Schon der Gedanke ließ Fünkchen in ihren Augen tanzen und brachte ihr Herz zum Rasen.

Raphaella hatte ihren Wecker auf sechs Uhr dreißig gestellt, und eine Stunde später schlüpfte sie leise zur Vordertüre hinaus. Sie hatte schon mit einer von John Henrys Pflegerinnen gesprochen und ihr erklärt, dass sie zu einer Frühmesse ginge und anschließend einen langen Spaziergang machen wolle. Es war eine ganz natürliche Erklärung für eine mehrstündige Abwesenheit. Wenigstens hoffte sie darauf, als sie die Straße entlangeilte. Im Dezembernebel und in frühmorgendlicher Kälte fest in ihren Mantel eingehüllt, schwamm alles, was sie sehen konnte, in einem perlgrauen Licht. Schnell erreichte sie das gemütliche kleine Haus am Vallejo. Zu ihrer Freude sah sie, dass innen schon die meisten Lichter brannten. Sie zögerte nur kurz, sah auf den großen Messingklopper und überlegte, ob sie anklopfen, klingeln oder ihren Schlüssel benutzen sollte. Schließlich entschied sie sich für ein knappes Läuten. Plötzlich stand er da, so groß und hübsch, mit einem Lächeln auf den Lippen und strahlenden Augen. Ohne ein Wort zu sagen, zog er sie rasch hinein, schloss die Tür und umschlang sie fest mit seinen Armen. Sie sagten lange nichts, aber ihre Lippen fanden sich und hingen aneinander, während die Zeit stillzustehen schien. Er spürte die Wärme ihres Körpers und ließ eine Hand über ihr glänzend schwarzes Haar gleiten. Fast mit Verwunderung schaute er zu ihr herunter, so als könnte er es immer noch nicht fassen, dass es sie überhaupt gab.

»Hallo, Alex.« Mit einem glücklichen Zwinkern in den Augen sah sie zu ihm hoch.

»Hallo.« Nur ein wenig trat er von ihr zurück. »Mein Gott, du siehst bezaubernd aus.«

»Nicht zu dieser Stunde.« Aber sie tat es. Sie sah absolut hinreißend aus. Ihre Augen waren groß und strahlend wie Onyx, gefleckt mit Diamanten, das Gesicht vom raschen Gang rosig überhaucht. Unter dem Luchspelz hatte sie ein helle pfirsichfarbene Bluse zu beigefarbenen Hosen an. Unter den Hosenbeinen schauten zimtfarbene Schwedenschuhe hervor. »Wie geht es Amanda?« Raphaella warf einen Blick nach oben. Alex lächelte.

»Sie schläft noch.« Doch er dachte nicht an Amanda. Das einzige, woran er an diesem Morgen denken konnte, war die unwahrscheinlich schöne Frau, die hier in der Eingangsdiele vor ihm stand. Sie anschauend, schwankte er, ob er sie nach unten in die Küche nehmen und ihr Kaffee anbieten oder sie nach oben drängen sollte, mit weniger gesellschaftlichen Beschäftigungen im Sinn.

Als sie sah, wie er mit der Entscheidung rang, musste Raphaella lachen. »Du siehst heute morgen wie ein schlimmer Lausbub aus.« Mit einem Funkeln in den Augen zog sie den schweren Luchspelz aus und hängte ihn über den Pfosten am Fuß der Treppenstufen.

»Tu' ich das?« Er markierte Unschuld. »Ich wüsste nicht, warum.«

»Ich kann's mir auch nicht vorstellen. Kann ich dir Kaffee machen?«

»Just daran habe ich auch gerade gedacht.« Er blickte aber sichtlich enttäuscht, und sie lachte.

»Aber?«

»Macht nichts... macht nichts.« Er wollte sie nach unten bringen, doch sie hatten kaum die erste Stufe betreten, als er sie schon wieder an sich zog, um sie zu küssen. So fand Amanda sie vor, als sie, noch schlaftrunken, in ihrem geblühten Nachthemd die

Treppe herunterkam. Ihr blondes Haar bildete einen hellen Kranz um das hübsche junge Gesicht, in dem die blauen Flecken um die Augen langsam zu verblassen begannen.

»Oh.« Es war ein winziger Laut der Überraschung, doch Raphaella hörte es sofort und sprang aus Alexanders Armen. Sie drehte sich um, errötete leicht und erkannte Amanda, die mit einer Unzahl stummer Fragen in den Augen zu ihr hinuntersah. Ihr Blick glitt dann zu Alex, als würde sie dort eine Erklärung finden. Bei näherem Betrachten stellte Raphaella fest, dass sie wie ein kleines Mädchen aussah.

Raphaella kam mit einem warmherzigen Lächeln auf sie zu und streckte ihre Hand aus, nur um zart die Fingerspitzen, die aus Amandas Gipsverbänden vorschauten, zu berühren. »Tut mir leid, so früh am Morgen bei dir einzudringen. Ich - ich wollte sehen, wie es dir geht.« Es genierte sie, auf der Treppe knutschend ertappt worden zu sein. Alle Ängste stiegen wieder in ihr auf, Amanda zu begegnen, doch das junge Mädchen sah so zart und harmlos aus, dass es unmöglich war, sie sich als eine Art von Bedrohung vorzustellen. Es war Raphaella, die sich als Bedrohung fühlte, indem sie fürchtete, das Mädchen außer Fassung gebracht zu haben.

Dann aber lächelte Amanda, ein sanftes Rot stieg ihr in die Wangen. »Alles klar. Tut mir leid. Ich hatte nicht die Absicht, Sie und Onkel Alex zu stören.« Es hatte ihr gefallen, das küssende Paar zu sehen. Bei ihr daheim hatte es Zärtlichkeiten nie gegeben. »Ich wusste nicht, dass jemand hier ist.«

»Gewöhnlich mache ich so früh keine Besuche, aber —«

Alex griff rasch ein. Er wollte, dass Amanda wusste, wer Raphaella war, und auch, wie wichtig sie ihm war. Sie war alt genug, es zu verstehen. »Dies ist die gute Fee, die deine Zimmer hergerichtet hat, Mandy.« Seine Stimme war so zärtlich wie seine Augen, als sie hier zu dritt beieinander auf der Treppe standen.

»Sie waren das? Sie haben das gemacht?«

Raphaella lachte über das Staunen in den Augen des Mädchens. »Mehr oder weniger. Ich bin kein großer Innenarchitekt, doch es hat Spaß gemacht, deine Räume einzurichten.«

»Wie haben Sie das so schnell geschafft? Alex sagte, es wäre überhaupt nichts drin gewesen, als er abreiste.«

»Ich habe alles gestohlen.« Die beiden lachten, und Raphaella lächelte.

»Kann ich den beiden Damen Frühstück anbieten?« Alex strahlte auf die beiden herunter.

»Ich helfe dir«, erbot sich Raphaella freiwillig, als sie ihm folgte.

»Ich auch.« Amanda schien zum ersten Mal seit jener Tragödie glücklich zu sein, in Anspruch genommen zu werden. Und sie wirkte noch zufriedener, als die drei eine Stunde später um den Tisch herum saßen und sich bei den restlichen Spiegeleiern mit Schinken und Toast amüsierten. Mandy hatte es sogar fertiggebracht, die Toastschnitten trotz Gipsverbänden mit Butter zu bestreichen, Raphaella hatte Kaffee gekocht und Alex den Rest besorgt.

»Ausgezeichnete Mannschaftsarbeit!« Er kommandierte die beiden Frauen, bis sie ihn damit aufzogen, ein sehr autoritärer Chef zu sein. Als Raphaella den Tisch abräumte, fühlte sie, dass sie drei bestens miteinander auskamen.

»Kann ich dir beim Ankleiden helfen, Mandy?«

»Gerne.« Die Augen des Mädchens leuchteten auf, und eine halbe Stunde später stand sie mit Raphaellas Hilfe angezogen da. Erst gegen neun, als die neue Haushälterin kam, waren Alex und Raphaella wieder alleine.

»Was ist sie für ein wunderbares Mädchen, Alex.«

Er strahlte sie an. »Nicht wahr? Und... Gott, Raphaella, es ist erstaunlich, wie sie sich erholt von dem - von dem, was ihr geschehen ist. Es ist erst eine Woche her.« Als er daran dachte, verdunkelte sich sein Gesicht.

Raphaella nickte langsam, an die vergangene Woche zurückdenkend. »Ich denke, sie wird es überstehen. Mit deiner Hilfe.«

»Vielleicht mit der Hilfe von uns beiden.« Die sanfte, liebevolle Art, mit der sie das Mädchen behandelt hatte, war ihm nicht entgangen. Er war gerührt von der aufrichtigen Warmherzigkeit und Menschlichkeit, mit der sie Amanda entgegengekommen war. Amanda war jetzt ein Teil seines Lebens, aber ebenso Raphaella, und es war ihm ungeheuer wichtig, dass sie drei sich gut verstanden.

»Was meinst du mit: du magst den Engel nicht?« Hoch oben auf der Leiter in dem leeren Wohnzimmer thronend, blickte Alex hinunter. Raphaella und Mandy standen unter ihm, und Mandy hatte ihm gerade erklärt, der Engel sähe doof aus.

»Sieh ihn doch an, er grinst. Er sieht albern aus.« »Wenn du mich fragst, ihr Vogelscheuchen seht auch hübsch albern aus.« Sie lagen jetzt beide auf dem Fußboden und spielten mit der Eisenbahn, die Alex aus dem Keller heraufgeholt hatte. Sie hatte einst seinem Vater gehört und danach ihm.

Alex kletterte die Leiter herunter und betrachtete die Früchte seines • Fleißes. Er hatte schon die Lichter angesteckt. Mandy und Raphaella hatten das meiste der Dekoration besorgt, während er damit begann, die Eisenbahn zusammenzusetzen. Es war der Tag vor Heiligabend, und seine Mutter hatte versprochen, in zwei Tagen zu Besuch zu kommen. In der Zwischenzeit waren nur er, Amanda und Raphaella hier. Raphaella hatte soviel Zeit, wie sie nur konnte, mit ihnen zugebracht, aber sie hatte sich auch um eigene Dinge zu kümmern.

Sie hatte versucht, die Dinge ein wenig festlich für John Henry zu gestalten, und Alex war sogar mit ihr gegangen, einen kleinen Baum auszusuchen. Eine Woche hatte sie damit verbracht, eine Feier für die Hausangestellten vorzubereiten, hatte Geschenke eingewickelt und sie in lustige rote, mit ihren Namen versehene Strümpfe gesteckt. Sie waren immer erfreut von ihren durchdachten Gesten, und die Geschenke, die sie ihnen kaufte, waren stets sowohl nützlich wie kostspielig und würden für viele lange Jahre Freude bereiten. Alles wurde mit einer Art großzügigem Eifer getan, mit persönlichem Engagement. Die Geschenke waren herrlich verpackt und sorgfältig ausgewählt; das Haus sah einladend aus, geschmückt mit Tannengrün, Kiefern und kleinen Föhren; vor der Haustür hing eine riesige schmucke Girlande. Gerade an diesem Morgen hatte sie John Henry in seinem Rollstuhl um das Haus gefahren. Doch dieses Jahr bemerkte sie, dass er alles mit geringerem Interesse wahrnahm. Er schien weit entfernt von jeglicher Weihnachtsfreude zu sein.

»Ich bin zu alt für all dies, Raphaella. Ich habe es zu oft gesehen. Es sagt einem nichts mehr.« Er schien sogar mit den Worten zu ringen.

»Sei nicht dumm. Du bist nur müde. Nebenbei, du weißt nicht, was ich dir gekauft habe.« Sie hatte einen seidenen Morgenrock mit seinem Monogramm ausgepackt. Sie wusste jedoch, selbst dies würde ihn nicht aufmuntern. Er war zunehmend lethargisch, zunehmend hinfällig, und dies nun schon seit Monaten, als ob ihn nichts mehr interessierte.

Aber bei Alex fand sie Weihnachtsstimmung, und bei Amanda sah sie die kindliche Freude, die sie so sehr an ihren kleinen Verwandten in Spanien liebte. Für Amanda gab es lange Stränge roter Beeren, Arrangements von Mistelzweigen und lange Ketten Puffmais, die sie für den Christbaum bastelten. Wochenlang hatte es mühselige Vorbereitungen gegeben, die nun mit dem Schmücken des Weihnachtsbaums ihren Höhepunkt fanden. Kurz vor Mitternacht waren sie fertig, und die Geschenke lagen, in kleine Haufen geschichtet, über den ganzen Fußboden verteilt. In dem Gesellschaftszimmer brannten die Lichter, und die kleine Eisenbahn tuckerte sorglos über den Fußboden.

»Glücklich?« Alex lächelte ihr träge zu, als sie ausgestreckt vor dem Kamin seines Zimmers lagen.

»Sehr. Glaubst du, Mandy werden ihre Geschenke gefallen?«

»Sie täte gut daran, oder ich schicke sie zu Kay zurück.« Er hatte ihr eine kleine Lammfelljacke, ähnlich jener Raphaellas, gekauft und ihr Fahrstunden

versprochen, sobald die Gipsverbände von ihren Armen waren. Sie würden in zwei Wochen entfernt werden. Raphaella schenkte ihr Skistiefel, die sie sich von Alex gewünscht hatte, einen leuchtend blauen Kaschmirpulli und einen ganzen Bücherstapel.

»Weißt du«, Raphaella sah ihn glücklich an, »es ist nicht wie für meine Neffen und Nichten etwas kaufen. Es ist... wie...« - sie zögerte, es zu sagen, kam sich töricht vor - »... wie wenn ich eine Tochter hätte, das erste Mal in meinem Leben.«

Er lächelte sie zärtlich an. »Ich empfind's genauso. Ist doch nett, nicht wahr? Jetzt sehe ich, wie leer das Haus war. Nun ist alles anders.« Wie zum Beweis lugte ein schelmisches kleines Gesicht durch die Tür. In dem Monat, den sie in San Francisco war, hatte sich Mandy ausgeruht, lange Spaziergänge gemacht und beinahe täglich mit einem Psychiater gesprochen, der ihr dabei half, mit dem Erlebnis, missbraucht worden zu sein, umzugehen.

»Hei, Leute. Was treibt ihr so?«

»Nichts Besonderes.« Ihr Onkel sah sie fröhlich an. »Wie kommt's, dass du nicht im Bett bist?«

»Ich bin zu aufgeregt.« Damit spazierte sie ins Zimmer und hielt zwei große sperrige Pakete auf dem Rücken. »Ich wollte euch beiden das hier geben.« Raphaella und Alex sahen sie mit Staunen und Vergnügen an und setzten sich auf dem Fußboden auf, als sie ihnen die Geschenke entgegenhielt. Sie sah aus, als würde sie vor Aufregung explodieren, setzte sich auf die Bettkante und schüttelte sich die langen blonden Haare aus * dem Gesicht.

»Sollen wir sie jetzt öffnen«, neckte Alex, »oder sollen wir warten?«

Was denkst du, Raphaella?« Sie war jedoch bereits dabei, ihr Paket zu öffnen.

»O Mandy...« Sie blickte mit Erstaunen auf das junge Mädchen. »Ich wusste gar nicht, dass du malen kannst.« Und das mit Gipsverbänden. Es war verblüffend. Dem Umfang nach zu schließen, war Alexanders Geschenk das Gegenstück zu ihrem, und gleich darauf sah sie, dass sie recht hatte. »Oh, wie sind die reizend. Mandy... ich danke dir!« Die Freude stand ihr im Gesicht geschrieben, als sie das junge Mädchen umarmte. Alex saß nur da und starrte, auf sein Geschenk. Mandy hatte sie unbemerkt skizziert und ihre Porträts in Wasserfarben getuscht. Die Zeichnungen waren verblüffend, sowohl in der Technik wie in der Aussage. Sie hatte sie gerahmt und hatte Alexanders Porträt Raphaella und Raphaellas Porträt ihrem Onkel überreicht. Es war das vollkommene Ebenbild Raphaellas, das ihm entgegensah. Und es stimmte nicht nur im Detail und in den Gesichtszügen, sondern auch im Wesen, das sie eingefangen hatte, die Wärme, Schwermut und Güte in den großen schwarzen Augen, die Sanftmut ihres Charakters, die Empfindsamkeit ihrer Seele. Man spürte genau, wie diese Frau dachte, atmete, sich bewegte. Ein ebenso gutes Abbild hatte sie von Alex eingefangen. Raphaella war schwieriger gewesen, weil sie weniger häufig um Mandy herum war, und Amanda hatte sich ihnen nicht aufdrängen wollen, da sie so wenig Zeit für sich alleine hatten.

Alex stand auf, küsste und umarmte sie herzlich. Danach saßen sie zu dritt auf dem Fußboden vor dem Kaminfeuer und unterhielten sich stundenlang. Sie sprachen über Menschen, über das Leben, über Träume und Enttäuschungen. Amanda redete offenherzig über die Qualen, die ihr von den Eltern zugefügt wurden. Alex nickte und versuchte zu erklären, wie Kay als junges Mädchen gewesen war. Sie sprachen über Charlotte und was es bedeutet hatte, sie als Mutter zu haben. Raphaella sprach über die Strenge ihres Vaters und gab zu, wie wenig sie für das Leben empfunden hatte, das ihr von der Mutter in Spanien aufgezwungen worden war. Zuletzt sprachen sie sogar über sie und Alex, erklärten Amanda offen, wie dankbar sie waren für alles, was immer sie miteinander haben konnten, in welch kurzen Zeiträumen auch immer. Es überraschte sie beide, dass sie es verstand, dass sie über Raphaellas Ehe nicht schockiert war, und Raphaella ihrerseits war

überrascht, festzustellen, dass Amanda sie für so etwas wie eine Heldin hielt, bei John Henry bis zum Ende auszuharren.

»Aber es ist das, wozu ich verpflichtet bin. Er ist mein Mann, selbst wenn - selbst wenn sich alles verändert hat.«

»Mag sein, aber ich glaube nicht, dass es viele Frauen gibt, die das tun würden. Sie würden mit Alex fortgehen, nur weil er jung und hübsch ist und sie ihn liebten. Es muss hart sein, bei einem Mann wie deinem zu bleiben, Tag für Tag.« Es war das erste Mal, dass sie es offen diskutierten, und Raphaella musste sich zwingen, nicht das Thema zu wechseln, sondern es mit diesen beiden Menschen, die sie liebte, anzuschneiden.

»Es ist hart.« Sie sagte es sehr leise und sehr traurig und dachte dabei an das zerstörte Gesicht ihres Mannes. »Sehr hart manchmal. Er ist so müde. Es ist, als sei ich die einzige Sache, die ihn noch am Leben hält. Manchmal bin ich mir nicht sicher, ob ich noch einen einzigen Schritt diese Bürde tragen kann. Was, wenn mir irgend etwas passiert, was, wenn ich mal nicht da bin, was, wenn...?« Sie blickte stumm zu Alex, und er verstand. Langsam schüttelte sie den Kopf. »Ich denke, dann würde er sterben.«

Amanda sah in ihr Gesicht, als suche sie nach einer Antwort auf eine Frage, als versuche sie diese Frau zu verstehen, die sie inzwischen so bewunderte und liebte. »Aber was ist, wenn er stirbt, Raphaella? Vielleicht will er gar nicht mehr leben. Ist es richtig, ihn zu zwingen?« Es war eine Frage, so alt wie die Menschheit und keine, die man in einer einzigen Nacht beantworten konnte.

»Ich weiß es nicht, Liebes. Ich weiß nur, dass ich tun muss, was immer ich kann.«

Amanda sah sie in offener Bewunderung an, während Alex beide mit Stolz beobachtete. »Aber du tust auch so viel für uns.«

»Red keinen Unsinn.« Raphaellas Verwirrung war offensichtlich. »Ich tue gar nichts. Ich kreuze hier nur jeden Abend wie eine böse Fee auf, spähe über deine Schultern, frage, ob du den Abwasch gemacht hast« - sie blinzelte Alex zu - »und befehle dir, dein Zimmer aufzuräumen.«

»Jawoll, Leute, das ist alles, was sie tut«, mischte Alex sich frozzelnd ein. »In Wahrheit tut sie nämlich keinen Handschlag, außer unsere Lebensmittel zu essen, in unseren Schlafzimmern herumzuhängen, das Haus einzurichten, uns gelegentlich zu füttern, das Kupfer zu putzen, die Akten, über denen ich schwitze, zu lesen, Amanda das Stricken beizubringen, den Garten zu jäten, uns Blumen zu bringen, uns Geschenke zu kaufen.« Bereit, fortzufahren, sah er sie an.

»Es ist wirklich nicht sehr viel.« Raphaella war errötet, und er spielte mit einer Locke ihres jettschwarzen Haares.

»Nun, wenn das nichts ist, hübsche Lady, möchte ich dich nicht erleben, wenn du voll in Fahrt bist.« Sie küssten sich zärtlich für einen Moment, und Amanda schlich auf Zehenspitzen zur Tür.

Vom Eingang her lächelte sie ihnen zu. »Gute Nacht, ihr zwei.«

»He, wart eine Minute.« Alex streckte eine Hand aus und zog sie zurück. »Willst du deine Geschenke jetzt nicht auch auspacken?« Sie lachte als Antwort. Alex stand auf und zog Raphaella auf die Füße. »Vorwärts, ihr Vogelscheuchen, es ist Weihnachten.« Er wusste, dass Raphaella am nächsten Tag erst sehr spät bei ihnen sein konnte.

Die drei marschierten nach unten, lachten und schwatzten und stürzten sich mit heller Freude auf die mit ihren Namen versehenen Geschenke. Alex bekam einen prachtvollen irischen Sweater von seiner Mutter, einen Federsatz von Amanda, zusätzlich zu den Zeichnungen, die sie ihnen oben überreicht hatte, eine Flasche Wein von seinem Schwager, überhaupt nichts von seiner Schwester und eine Gucci-Aktenmappe von Raphaella, zusammen mit einer Krawatte und einem herrlich gebundenen alten Lederbuch, welches das Gedichtbuch war, von dem er

ihr vor etwa einem Monat erzählt hatte.

»Mein Gott, Weib, du bist wahnsinnig!« Doch seine Vorwürfe wurden von Amandas Quietschern unterbrochen, als sie ihre Geschenke auspackte. Dann war Raphaella an der Reihe. Sie hatte eine kleine Flasche Parfüm von Amanda erhalten und ein hübsches Halstuch von Charlotte Branden, was sie tief rührte. Alex überreichte ihr mit einem geheimnisvollen Lächeln und einem Kuss eine flache Schachtel. »Mach schon, öffne es!«

»Ich habe Angst davor.« Ihre Hände zitterten, als sie das Papier entfernte und auf die dunkelgrüne Samtschachtel starrte. Innen war ein cremeweißes Seidenfutter und auf ihm befestigt ein exquisiter schlichter, in Gold gefasster Armreif mit schwarzen und elfenbeinfarbenen Onyxen. Voll Staunen entdeckte sie, dass daneben dazu passende Ohrringe und ein wundervoller Onyx- und Elfenbeinring lagen. Sie legte den ganzen Satz an und betrachtete sich im Spiegel. Es passte alles vollkommen, sogar der schwarz-weiße Ring. »Alex, du bist derjenige, der wahnsinnig ist! Wie konntest du?« Aber die Schmuckstücke waren so entzückend, dass sie ihm für das kostspielige Geschenk schwerlich Vorwürfe machen konnte. »Liebling, ich bin überwältigt.« Sie küsste ihn lange und fest auf den Mund, während Amanda lächelnd die kleine Eisenbahn startete.

»Hast du dir die Innenseite des Ringes angesehen?« Sie schüttelte ihren Kopf und zog den Ring von ihrer rechten Hand. »Dort steht etwas.« Rasch hielt sie den Ring hoch und sah auf die Eingravierung des schmalen Goldbandes, mit dem er eingefasst war. Mit Tränen in den Augen sah sie zu ihm auf. Es stand geschrieben: »Eines Tages«. Nur dies. Nur diese beiden Worte. Seine Augen senkten sich jetzt in die ihren, stumm und bedeutungsvoll. Es hieß, dass sie eines Tages Zusammensein würden, für immer. Eines Tages würde sie ihm gehören, und er würde der Ihre sein.

Sie blieb bis drei Uhr morgens, eine Stunde nachdem Amanda endlich zu Bett gegangen war. Es war ein herrlicher Abend gewesen, ein wundervolles Christfest, und als Alex und Raphaella Seite an Seite auf dem Bett lagen, in das Feuer starrend, sah er sie an und flüsterte es wieder. »Eines Tages, Raphaella, eines Tages.« Das Echo seiner Worte klang noch in ihrem Kopf, als sie den letzten Häuserblock entlangging und durch die Gartentür verschwand.

»Also, Kinder, wenn mich mein hohes Alter nicht umbringt, wird es zweifellos meine eigene Gefräßigkeit tun. Ich muss für zehn gegessen haben.« Charlotte Branden blickte mit dem Ausdruck glücklicher Erschöpfung um den Tisch, und die anderen sahen genauso aus. Sie hatten zum Abendessen einen Berg voll krosser Krabben verzehrt, Raphaella servierte Espresso in kleinen gold-weißen Tassen. Sie gehörten noch zu den wenigen Sachen, die Kachel vergessen hatte, als sie nach New York zog.

Raphaella und Alexanders Mutter tauschten ein Lächeln. Zwischen ihnen herrschte ein stilles Einvernehmen.

»Ich hasse es zu fragen, Mutter, doch was macht Kay?« Alex blickte leicht gespannt, als er sich erkundigte. Doch Charlotte blickte freimütig zunächst auf ihn, dann auf ihr einziges Enkelkind.

»Ich denke, sie ist noch immer sehr aufgebracht, dass Amanda hier draußen ist. Und ich glaube nicht, dass sie die Hoffnung aufgegeben hat, dass Amanda zurückkommen wird.« Als Charlotte die erschreckten Gesichter der drei bemerkte, beeilte sie sich, sie in dieser Hinsicht zu beruhigen. »Ich glaube nicht, dass sie etwas unternehmen wird, doch ich denke, sie merkt jetzt, was sie verloren hat.« Amanda hatte in den vier Wochen, seit sie New York verlassen hatte, nichts von ihrer Mutter gehört. »Und ich glaube wirklich nicht, dass sie Zeit hat, sich darum zu kümmern. Die Wahlkampagne läuft jetzt auf vollen Touren.« Alex nickte, einen Blick auf Raphaella werfend, die ein verkrampftes Lächeln zeigte.

»Blick nicht so nervös, hübsche Lady.« Er sprach besänftigend zu ihr. »Die böse Hexe aus dem Osten tut dir nicht weh.«

»O Alex.« Alle vier lachten, doch Raphaella war ihretwegen nie ganz sicher. Sie hatte das merkwürdige Gefühl, dass Kay alles, was sie vom Leben verlangte, bekam, wenn sie es darauf anlegte. Und falls es ihr Wunsch war, Alex von Raphaella zu trennen, würde sie vielleicht einen Weg finden, genau das zu tun. Deshalb mussten sie sicher sein, dass sie nichts über sie wusste, und führten ein völlig verborgenes Leben. Sie zeigten sich niemals in der Öffentlichkeit. Sie trafen sich nur in dem Haus. Außer Charlotte und Amanda gab es niemanden, der über sie Bescheid wusste.

»Meinst du, sie wird die Wahl gewinnen, Mutter?« Alex schaute forschend zu seiner Mutter, während er sich eine Zigarre ansteckte. Er rauchte selten und nur Havannas, wenn er sie bekommen konnte, lange, schmale, beißende, aromatische Wunder, die er von einem Freund erhielt, der hin und wieder in die Schweiz flog und die Zigarren bei einem anderen alten Freund kaufte.

»Nein, Alex, ich glaube nicht. Ich glaube, diesmal hat Kay sich in mehr verbissen, als sie kauen kann. Der Kampfgegner ist sehr viel stärker als sie. Aber bestimmt versucht sie es zu schaffen, mit einer Menge harter Arbeit und einer großen Zahl harter Wahlkampfreden. Sie kämpft auch um die Unterstützung jedes mächtigen Politikers, den sie auf treiben kann.«

Alex blickte seine Mutter hintergründig an. »Inklusive meines Ex-Schwiegervaters?«

»Selbstverständlich.«

»Gott segne sie. Sie ist unglaublich. Sie hat mehr gottverdammte Nerven als sonstwer, den ich kenne.« Er wandte sich an Raphaella. »Er ist ein mächtiger Mann in der Politik, und er ist einer der Gründe, warum Kay sich so geärgert hat, als ich von Rachel geschieden wurde. Sie hatte Angst, der alte Mann würde ausflippen. Und er tat es.« Er grinste belustigt zu Raphaella. »Bestimmt tat er es über die Maßen.« Dann sah er seine Mutter wieder an. »Sieht sie Rachel noch?«

»Höchstwahrscheinlich.« Charlotte seufzte. Ihre Tochter würde vor nichts haltmachen, um zu bekommen, was sie wollte. Sie hatte es nie getan.

Alex wandte sich wieder an Raphaella und nahm ihre Hand in die seine. »Schau, aus was für einer interessanten Familie ich komme. Und du denkst, dein Vater sei eigenartig. Du solltest nur einige meiner Vettern und Onkel kennen. Jesses, mindestens die Hälfte von ihnen ist verrückt.«

Selbst Charlotte lachte erheitert. Amanda schlüpfte in die Küche und fing an aufzuräumen. Alex bemerkte es einen Augenblick später und hob eine Augenbraue in Raphaellas Richtung. »Ist irgend etwas?«

Sie flüsterte: »Ich glaube, es regt sie auf, wenn wir über ihre Mutter sprechen. Es ruft ein paar schwere Erinnerungen zurück.« Charlotte Brandon blickte einen Augenblick verwirrt. Dann teilte sie ihnen beiden die Neuigkeiten mit. »Es widerstrebt mir, es euch beizubringen, Kinder, aber Kay sagte, sie würde versuchen, gegen Ende der Woche hierzusein. Sie wollte Amanda um Weihnachten herum sehen.«

»Oh, Mist.« Alex ließ sich mit einem Stöhnen in seinem Stuhl zurückfallen. »Warum jetzt? Was, zum Teufel, will sie?«

Seine Mutter sah in stumpf an. »Amanda. Was denkst du sonst? Sie denkt, es schadet ihr politisch, Amanda hier draußen zu haben. Sie fürchtet, die Leute könnten denken, da war' ein Geheimnis, das Mädchen sei womöglich schwanger oder mache eine Drogenentziehungskur.«

»Oh, Herrgott noch mal.« Als er es sagte, verschwand Raphaella in die Küche, um mit Mandy zu plaudern. Sie konnte sehen, dass das Kind durch die Unterhaltung aufgewühlt war, legte ihr schließlich einen Arm um die Schultern und entschied, es ihr mitzuteilen, so dass sie gleichfalls darauf vorbereitet war.

»Amanda, deine Mutter kommt hierher.«

»Was?« Das Mädchen riss die Augen auf. »Warum? Sie kann mich nicht mit zurücknehmen. Ich will nicht weg... ich will... sie kann nicht...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie klammerte sich an Raphaella.

»Du brauchst nirgendwohin zu gehen, aber du solltest sie sehen.«

»Ich will es nicht.«

»Sie ist deine Mutter.«

»Nein, sie ist es nicht.« Raphaella sah entsetzt, wie kalt Amandas Augen wurden.

»Amanda!«

»Ich meine es so. Ein Baby zur Welt bringen macht aus einer Frau noch keine Mutter. Das Kind lieben und umsorgen und bei ihm sitzen, wenn es krank ist, es glücklich machen und sein Freund sein, das ist es, was eine Frau zur Mutter macht. Nicht Stimmen sammeln und Wahlen gewinnen. Herrgott, du bist mehr meine Mutter, als sie es jemals war.« Raphaella war gerührt, doch sie wünschte nicht, sich zwischen sie zu stellen. Sie konnte nicht mehr als ein unsichtbarer Teilhaber in ihrer beider Leben sein, sowohl in ihrem als in Alexanders. Sie hatte kein Recht, den Platz von Kay einzunehmen.

»Vielleicht bist du nicht ganz fair zu ihr, Amanda.«

»Nein? Hast du eine Ahnung, wie oft ich sie sehe? Weißt du, wann ich sie sehe, Raphaella? Wenn einige Zeitungen Aufnahmen von ihr zu Hause machen wollen, wenn sie zu irgend welchen gottverfluchten Jugendgruppen geht und mich als Stütze braucht, wenn ich ihr helfe, irgendwo guten Eindruck zu machen, dann sehe ich sie.« Und dann die letzte Verdammung. »Hat sie mich hier angerufen?«

Doch Raphaella wusste es besser. »Hättest du gewünscht, dass sie es tut?«

Amanda war ehrlich. »Nein, hält" ich nicht.«

»Vielleicht hat sie das gefühlt.«

»Nur wenn es ihren Zwecken dient.« Und dann, mit einem Kopfschütteln, wandte sie sich ab, plötzlich nicht mehr eine ansprechbare, zornige junge Frau, sondern wieder ein Kind. »Du verstehst das nicht.«

»Doch, das tue ich.« Mehr, als sie Amanda zugeben wollte. »Ich bin überzeugt, sie ist keine einfache Frau, Liebes, aber -«

»Das ist es nicht.« Amanda drehte ihr das Gesicht zu, mit Tränen in den Augen. »Es ist nicht, dass sie schwierig ist. Es ist, dass sie sich keinen Pfifferling aus mir macht. Sie hat es nie getan.«

»Du weißt das nicht.« Raphaellas Stimme war weich. »Du wirst niemals wissen, was in ihrem Kopf vorgeht. Sie mag eine Menge mehr empfinden, als du denkst.«

»Das glaube ich nicht.« Die Augen des jungen Mädchens waren freudlos, und Raphaella teilte ihren Schmerz. Sie ging auf sie zu und umarmte sie fest für einen langen Augenblick.

»Ich habe dich lieb, Schätzchen. Und Alex und deine Großmama genauso. Du hast uns alle.«

Amanda nickte, kämpfte die Tränen zurück. »Ich wünsch' mir, sie käme nicht.«

»Warum? Sie kann dir nicht weh tun. Du bist hier vollkommen sicher.«

»Das bedeutet nichts. Sie macht mir angst. Sie wird versuchen, mich wegzuholen.«

»Nicht, wenn du nicht mitgehen willst. Du bist zu alt, um gezwungen zu werden, irgenwohin zu gehen. Und nebenbei, Alex würde es nicht zulassen.«

Amanda nickte traurig, doch als sie allein in ihrem Schlafzimmer lag, schluchzte sie zwei Stunden lang. Die Aussicht, ihre Mutter wiederzusehen, erfüllte sie mit Furcht.

Nachdem Alex am nächsten Morgen in die Praxis gefahren war, saß sie am Fenster und starrte voller Trauer hinaus auf den Nebel, der über der Bucht hing. Er wirkte wie ein Omen auf nahende schreckliche Dinge. Plötzlich wusste sie, dass sie etwas zu tun hatte, bevor ihre Mutter kam.

Es kostete sie eine halbe Stunde, ihre Mutter ausfindig zu machen. »Welchem Umstand verdanke ich diese Ehre, Amanda? Seit einem Monat habe ich nichts von dir gehört.«

Sie erinnerte ihre Mutter nicht daran, dass auch sie weder angerufen noch geschrieben hatte. »Großmama sagte, du kämst her.«

»Das ist richtig.«

»Warum?« Amandas Stimme zitterte. »Ich meine —«

»Was, präzise, meinst du, Amanda?« Kays Stimme war wie Eis. »Ist da irgendein Grund, warum du nicht wünschst, dass ich dorthin komme?«

»Es ist nicht nötig. Hier ist alles prima.«

»Gut. Es wird mich freuen, das festzustellen.«

»Warum? Verdammt, warum?« Ohne es zu wollen, begann Amanda zu weinen. »Ich will nicht, dass du hierherkommst.«

»Wie rührend, Amanda. Es ist nett, zu wissen, wie begeistert du bist.«

»Das ist es nicht, es ist nur -«

»Was?«

»Ich weiß nicht.« Amandas Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Es wird mich nur an New York erinnern.« An ihre Einsamkeit dort, an die dauernde Leere der Wohnung, an den Erntedankfesttag, den sie allein verbrachte... und an dem sie vergewaltigt wurde.

»Sei nicht kindisch. Ich ersuche dich nicht herzukommen. Ich komme, um dich dort draußen zu besuchen. Warum sollte dich das an New York erinnern?«

»Ich weiß es nicht. Aber es wird mich daran erinnern.«

»Das ist Unsinn. Und ich will selber sehen, wie es dir geht. Dein Onkel ist kaum aus sich herausgegangen, als ich mich nach dir erkundigte.«

»Er arbeitet.«

»Oh, wirklich? Seit wann?« Ihre Stimme schwang voller Verachtung. Amanda wurde bei ihren Worten auf der Stelle zornig.

»Er hat immer gearbeitet.«

»Nicht, seitdem er Kachel verloren hat, Liebling, nicht Alex. Was hat er denn

Wichtiges zu tun?«

»Sei nicht biestig, Mutter.«

»Halt den Mund, Amanda. So darfst du nicht mit mir sprechen. Wie sie sich herausstellt, bist du deinem Onkel gegenüber so blind, dass du seine Mängel nicht bemerken würdest. Kein Wunder, dass er dich um sich haben möchte. Was hätte er schließlich auch sonst zu tun! Kachel sagte mir, er sei in sich selbst verschossen, er hat keine Freunde. Außer jetzt natürlich, da er dich hat.«

. »Wie widerlich, das zu sagen.« Wie immer, wenn sie sich ihrer Mutter konfrontiert sah, begann sie vor Wut zu kochen. »Er hat eine verdammt gute Anwaltspraxis, er arbeitet sehr hart; und er hat eine Menge Dinge in seinem Leben.«

»Und woher willst du das wissen, Amanda?« Aus ihren Worten klang eine Unterstellung, die Amanda den Atem stocken ließ.

»Mutter!« Sie hörte sich sehr jung und schockiert an.

»Nun?« Kay presste den Finger auf die tödliche Wunde. »Es ist wahr, nicht wahr? Kommst du mit mir zurück, wird er wieder alleine sein. Kein Wunder, dass er so fest an dir hängt.«

»Du machst mich krank. Zufällig ist er mit einer einzigartig wundervollen Frau verbunden, die zehnmal mehr wert ist als du und die eine bessere Mutter für mich ist, als du es jemals warst oder jemals sein wirst.«

»Tatsächlich?« Kay begann neugierig zu klingen, und plötzlich raste Mandys Herz. Sie wusste, sie hätte es ihr nicht erzählen dürfen, aber sie konnte sich gegen die Unterstellung ihrer Mutter nicht anders wehren. Es war einfach zuviel gewesen.

»Und wer ist sie?«

»Das geht dich nichts an.«

»Ach, denkst du? Ich fürchte, da kann ich dir nicht zustimmen, meine Liebe. Lebt sie mit euch beiden zusammen?«

»Nein.« Amanda hörte sich nervös an. »Nein, tut sie nicht.« O Gott, was hatte sie getan? Instinktiv fühlte sie, dass sie etwas Schreckliches angerichtet hätte, es ihrer Mutter zu erzählen, und sie fürchtete plötzlich um Raphaella und Alex genauso sehr wie um sich selbst. »Es ist unwichtig. Ich hätte nichts sagen sollen.«

»Warum nicht? Ist es ein Geheimnis?«

»Nein, natürlich nicht. Um Gottes willen, Mutter, frag Alex. Quetsch mich nicht aus.«

»Das werde ich. Natürlich kümmere ich mich selbst darum, wenn ich dort bin.«

Und das tat sie.

Am folgenden Abend, um neun Uhr dreißig, ohne Vorwarnung, läutete die Türglocke. Alex konnte sich nicht vorstellen, wer es so spät am Abend sein könnte. Raphaella war in der Küche und schwatzte bei Tee und Plätzchen mit Amanda und seiner Mutter. Sie waren in keiner Weise auf die Erscheinung vorbereitet, die einen Moment später durch die Tür trat. Kay sah ihnen mit sichtlichem Interesse entgegen, ihr rotes Haar frisch frisiert, in einer dunkelgrauen Mohairjacke zum passenden Rock. Es war die perfekte Ausrüstung für eine Politikerin. Es wirkte seriös und gab ihr gleichzeitig ein sachkundiges und feminines Aussehen. Aber es waren ihre Augen, die Raphaella irritierten, als sie ihr gegenüberstand.

»Guten Abend, Mrs. Willard. Wie geht es dir?« Kay begrüßte ihre Mutter kurz mit einem Schmatz auf die Wange, bevor sie die dargebotene Hand Raphaellas ergriff und sie kräftig schüttelte. Das vollkommen geschnittene, kameengleiche Antlitz war ihr irgendwie vertraut. Dennoch war es kein Gesicht, dem sie zuvor begegnet war, zumindest nahm sie das an. Hatte sie sie irgendwo schon mal gesehen? Es beschäftigte sie, als sie zu ihrer Tochter ging. Amanda war ihr nicht entgegengekommen. Sie hatte nicht das Herz gehabt, es irgend jemandem zuzugeben, dass sie ihre Mutter am Tag zuvor angerufen und Raphaellas Geheimnis verraten hatte.

, »Amanda?« Kay sah ihre Tochter fragend an, als ob sie darauf warte, von Amanda begrüßt zu werden.

»Hallo, Mutter.« Widerwillig zwang sie sich, sich ihr zu nähern, und stand dann unbehaglich und unglücklich blickend nur einen Fuß von ihr entfernt.

»Du siehst sehr gut aus.« Sie gab ihr einen oberflächlichen Kuss auf die Stirn und blickte über ihre Schulter. Es war augenfällig, dass ihr Interesse an Raphaella größer war als an irgend jemand anderem der Anwesenden. Um Raphaella war ein Fluidum von Vornehmheit und Eleganz, das Alexanders ältere Schwester überaus interessierte.

»Möchtest du Kaffee?« Alex schenkte ihr eine Tasse ein, und Raphaella zwang sich, sich nicht zu rühren. Sie hatte sich zunehmend daran gewöhnt, im vergangenen Monat die Dame des Hauses zu spielen, so dass, sie sich jetzt ermahnen musste, nicht etwas zu tun, was sie verraten könnte. Wie jeder andere Gast saß sie gelassen am Tisch.

Die Unterhaltung zog sich fade für eine halbe Stunde hin. Schließlich entschuldigte Raphaella sich und ging mit der Erklärung, dass es spät geworden sei. Es war kurz nach zehn. Sowie sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, fielen Kays verengte Augen auf ihren Bruder, und sie zeigte ein dünnes kleines Lächeln.

»Sehr interessant, Alex. Wer ist sie?«

»Eine Freundin. Ich stellte sie dir vor.« Er schaute bewusst gleichgültig und sah nicht, wie Amanda errötete.

»Nicht richtig. Alles, was du mir nanntest, war ihr Vorname. Wie ist ihr Nachname? Ist sie jemand Bedeutendes?«

»Warum? Wirbst du hier draußen um Wahlkampfgelder? Sie übt in diesem Land kein Stimmrecht aus. Heb dir also deine Energien für andere auf.« Seine Mutter blickte amüsiert und hüstelte über ihrer Teetasse.

»Irgendwas sagt mir, dass mit ihr etwas nicht kosher ist.« Schon die Art, wie sie es sagte, ärgerte Alex. Er fühlte sich auch unbehaglich, weil er Raphaella nicht zu ihrem Haus begleitet hatte, doch er stimmte mit Raphaella überein, vor seiner Schwester keine große Schau wegen ihrer Beziehung abzuziehen. Je weniger sie wusste, desto besser für sie alle.

»Es ist Blödsinn, so etwas zu sagen, Kay.«

»Ist es das?« *Mein* Gott, sie war noch keine Stunde im Haus und trieb ihn bereits auf die Palme. Er versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen, doch er tat es. »Also, was ist das für ein großes Geheimnis um sie? Wie ist ihr Name?«

»Phillips. Ihr Ex-Ehemann war Amerikaner.«

»Sie ist geschieden?«

»Ja«, log er. »Sonst noch etwas, was du wissen möchtest? Ihr Vorstrafenregister, Berufszeugnisse, Examenabschlüsse?«

»Hat sie irgendwelche?«

»Ist das wichtig?« Als ihre Augen sich trafen, wussten sie, dass sie noch im Kriegszustand waren. Was Kay dabei wunderte, war das Warum. Der Zweck ihrer Reise und ihr angebliches Interesse für ihre Tochter waren vergessen, als sie über die interessante Freundin ihres Bruders Informationen herauszulocken versuchte. »Und noch wichtiger, Kay: Geht es dich irgend etwas an?«

»Ich denke doch. Wenn sie hier um meine Tochter herumturtelt, würde ich gern wissen, wer und was sie ist.« Die perfekte Entschuldigung. Die Tugenden der Mutterschaft. Alex grinste höhnisch.

»Du änderst dich nie, nicht wahr, Kay?«

»Du ebensowenig.« Es war beiderseits nicht als Kompliment gedacht. »Sie wirkte hohl auf mich.« Er kämpfte mit sich, nicht zu reagieren. »Ist sie berufstätig?«

»Nein.« Aber er hätte sich augenblicklich für die Antwort ohrfeigen können. Was ging es sie an, verflucht? Es ging sie nichts an, und sie hatte kein Recht zu fragen.

»Ich nehme an, du hältst das für schrecklich weiblich. Nicht zu arbeiten, meine ich.«

»Ich denke darüber weder so noch so. Es ist ihre Sache. Nicht mein«. Oder deine.« Und damit erhob er sich mit seiner Kaffeetasse und blickte entschlossen auf die drei Frauen im Raum. »Ich nehme an, dass du gekommen bist, um deine Tochter zu besuchen, Kay, also werde ich dich jetzt, so leid es mir tut, mit deinem Kind allein lassen. Mutter, möchtest du mit deiner Teetasse nach oben kommen?« Charlotte Brandon nickte ruhig; sah fragend auf ihre Tochter, dann auf ihr Enkelkind und folgte dem Sohn aus dem Raum. Kaum waren sie oben, sah sie, wie er sich wieder entspannte. »Mein Gott, Mutter, was, zum Kuckuck, glaubt sie mit dieser Inquisition über sie zu erreichen?«

»Ärgere dich nicht darüber. Sie will dich nur aushorchen.«

»Himmel, sie ist unerträglich.« Charlotte Brandon gab keine Antwort darauf, doch sie war sichtlich erregt.

»Ich hoffe, sie ist nicht zu hart zu Mandy. Sie kam mir schrecklich aufgeregt vor, als Kay auf der Bildfläche erschien.«

»Waren wir's nicht alle?« Mit einem zerstreuten Blick starrte er ins Feuer. Er dachte an Raphaella und wünschte, sie wäre nicht gegangen.

Es war eine ganze Stunde später, als Amanda an die Tür der Junggesellenklausur ihres Onkels klopfte. Ihre Augen waren trübe, und sie wirkte erschöpft, als sie sich schwer in einen Sessel fallen ließ.

»Wie ist's gegangen, Herzchen?« Er tätschelte ihre Hand, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»So wie es immer mit ihr geht. Beschissen.« Und dann, nach einem weiteren verzweifelten Seufzer: »Sie ist gerade gegangen. Sie sagte, sie würde uns morgen anrufen.«

»Ich kann's kaum erwarten.« Alex sah bekümmert aus und fuhr seiner Nichte über das Haar. »Lass dich von ihr nicht unterkriegen, Liebes. Du weißt, wie sie ist, und da ist nicht das geringste, was sie dir hier tun kann.«

»Ach, nein?« Amanda blickte plötzlich zornig. »Sie hat mir gesagt, falls ich Anfang März nicht nach Hause komme, wird sie mich in sowas wie eine Anstalt geben und behaupten, ich sei nicht bei Verstand und sei ausgerissen.«

»Was ist los im März?« Alex sah beunruhigt aus, aber nicht so stark, wie er nach Ansicht seiner Nichte hätte sein sollen.

»Danach startet sie zu einer Wahlkampftour rund um die Universitäten. Sie will, dass ich mitkomme. Sie meint, wenn sie denken, dass sie mit einem siebzehnjährigen Mädchen verwandt ist, könnte sie auch mit ihnen verwandt sein. Die sollten nur wissen! Jesses, da wäre ich lieber in einer Anstalt eingesperrt.« Aber als sie sich an Alex wandte, hatte sie wieder die Augen einer Zehnjährigen. »Glaubst du wirklich, sie würde⁴ das tun, Alex?«

»Natürlich nicht.« Er lächelte seine Nichte an. »Was glaubst du, wie sich das in den Zeitungen ausnehmen würde? Es sieht viel besser aus, dich hier draußen zu haben.«

»Daran habe ich nicht gedacht.«

»Das ist das, womit sie rechnet. Sie versucht nur, dich einzuschüchtern.«

»Nun, das ist ihr gelungen.« Sie überlegte, ob sie Alex erzählen sollte, was sie ihrer Mutter am Telefon über Raphaella gesagt hatte, doch aus irgendeinem Grund konnte sie es nicht über sich bringen, das Thema anzuschneiden. Vielleicht war die Tatsache, dass sie Raphaella ihrer Mutter zwischen die Zähne geworfen hatte, letztlich nicht ganz so schlimm.

Am nächsten Morgen um, fünf Uhr erwachte Kay in ihrem Bett im Fairmont Hotel. Nach östlicher Zeit war es acht Uhr morgens, und sie wachte wie immer zu gewohnter Zeit auf. Sie lag ruhig da, dachte an Amanda und ihren Bruder und an Raphaella... die dunklen Augen... das schwarze Haar... dieses Gesicht. Und plötzlich, als hätte jemand ihr ein Foto vorgehalten, erinnerte sie sich an das Gesicht,

das sie am Abend zuvor gesehen hatte. »Mein Gott«, sagte sie laut und setzte sich abrupt auf, starrte auf die ferne Wand und legte sich wieder hin, ihre Augen schmal. Konnte es... konnte es nicht... aber es konnte. Ihr Gatte war gekommen, um zu einigen Sonderkongressmitgliedern zu sprechen. Das war vor Jahren gewesen, und er war damals schon ein sehr alter Mann, aber einer der respektiertesten Finanziers des Landes, und sie erinnerte sich jetzt deutlich, dass er San Francisco zu seinem Heimatsitz machte. Sie hatte nur kurz mit ihm gesprochen und war seiner auffallend schönen jungen Frau nur flüchtig vorgestellt worden. Sie war damals kaum mehr als eine kindliche Braut, und Kay war selbst noch ziemlich jung gewesen. Sie war nicht sonderlich beeindruckt von der dunkelhaarigen jungen Schönheit, doch sie war überwältigt von der kraftvollen Persönlichkeit des Mannes. John Henry Phillips... Phillips... Raphaella Phillips, hatte Alex ihr gesagt... ihr Ex-Ehemann, hatte er gesagt. Und falls es der Fall war, war das Mädchen vermutlich eine Stange wert. Sofern sie von John Henry Phillips geschieden war, konnte sie Millionen wert sein. Konnte sie das? War sie von ihm geschieden? Kay sah sich plötzlich stutzen. Sie hatte nichts über eine Scheidung gehört. Dann wartete sie eine Stunde und rief ihre Sekretärin in Washington an.

Es würde ein leichtes sein, die Auskunft zu erhalten, kalkulierte sie. Und sie hatte recht. Ihre Sekretärin rief sie eine halbe Stunde später zurück. Soweit bekannt - und sie hatte mit mehreren Leuten gesprochen, die darüber informiert sein mussten -, lebte John Henry Phillips noch und war niemals geschieden worden. Er war etliche Jahre Witwer und jetzt mit einer Französin verheiratet, namens Raphaella, Tochter eines bedeutenden französischen Bankiers namens Antoine de Mornay-Malle. Sie wurde für Anfang Dreißig gehalten. Das Paar lebte völlig zurückgezogen an der Westküste. Mr. Phillips war seit mehreren Jahren sehr krank. War sehr krank, echote Kay, als sie den Hörer in ihrem verdunkelten Hotelzimmer in San Francisco auflegte.

»Bist du total von Verstand, du hirnverbrannter Esel?« Kurz nachdem er selber eingetroffen war, kam Kay in sein Büro gefegt.

»Ei, ei, was sind wir heute morgen charmant.« Er war nicht in Stimmung für seine Schwester und speziell nicht für die Vorstellung, die sie ihm lieferte. »Darf ich fragen, worauf du dich beziehst?«

»Auf die verheiratete Frau, mit der du liiert bist, Alex. Das ist es, worauf ich mich beziehe.«

»Ich würde sagen, du stellst da zwei kühne Behauptungen auf. Glaubst du nicht?« Er wirkte kühl, doch ärgerlich, wie er da saß und beobachtete, wie sie durch den Raum stürmte und schließlich stehen blieb, um ihn über den Schreibtisch hinweg anzusehen.

»Ist das richtig? Willst du mir erzählen, es sei nicht Mrs. John Phillips gewesen, die ich gestern abend traf? Und dass du nicht mit ihr liiert bist?«

»Ich habe dir, verdammt noch eins, überhaupt nichts zu sagen.« Aber er war überrascht von der Genauigkeit der Auskunft seiner Schwester.

»Hast du nicht? Und du hast ihrem Gatten auch nichts zu sagen?«

»Ihr Gatte und sie und ich sind nicht deine gottverfluchte Angelegenheit, Kay. Die einzige Sache hier draußen, die dich etwas anzugehen hat, ist deine Tochter, und das war's!« Er erhob sich und stand ihr jetzt gegenüber. Aber er wusste, dass sie eine Rechnung zu begleichen hatte. Sie hatte ihre Tochter an ihn verloren, wahrscheinlich für immer, und er hatte gedroht, ihre Mängel publik zu machen. Das war nicht dazu angetan, nun ihre Freundschaft zu gewinnen. Doch es scherte ihn keinen Sechser. Er wollte ihre Freundschaft nicht. Aber er wollte wissen, was sie über Raphaella wusste und wie sie es herausgefunden hatte.

»Woher beziehst du dies alles?«

»Ich beziehe mich auf die Tatsache, dass meine Tochter mir erzählte, dass da eine Frau in deinem Leben ist, die >zehnmals soviel wert ist wie ich<, wie sie es nennt, und ich herausfand, dass sie die Frau eines anderen Mannes ist. Ich habe ein Recht zu erfahren, wer mit meiner Tochter umgeht, Alex. Ich bin ihre Mutter, egal, was du von mir denkst. Und George ist auch nicht damit einverstanden, dass du sie hier für immer behältst, insbesondere mit deiner gegenwärtigen kleinen Affäre. Sie ist auch seine Tochter.«

»Ich bin überrascht, zu hören, dass er sich daran erinnert.«

»Oh, hör auf, um Himmels willen. Du und deine Barmherzigen-Samariter-Kommentare. Es ist leicht für dich, daherzukommen und die Scherben aufzusammeln. Du hast dich nicht siebzehn Jahre lang um sie zu kümmern brauchen.«

»Du auch nicht.«

»Quatsch. Der Punkt ist, Alex, wen du hier exakt mit ihr verkehren lässt. Das war etwas, was ich wissen wollte, als ich herkam.«

»Und du fandest Mrs. Phillips unangemessen?« Er hätte seiner Schwester fast ins Gesicht gelacht.

»Das ist auch nicht der Punkt. Der Punkt, mein Lieber, ist, dass du mit der Frau eines der einflussreichsten Männer dieses Landes zusammenzuhausen scheinst. Falls man das herausfindet, bin ich politisch tot. Nicht, weil ich irgendwas getan habe, sondern weil ich mit dir und deinem lausigen Skandal in Verbindung stehe. Ich habe nicht die Absicht, mich von dir wegen einer lausigen Eselei politisch ruinieren zu lassen.«

Was sie gerade gesagt hatte, war zuviel für Alex. Ohne nachzudenken, beugte er sich über den Schreibtisch und packte ihren Arm. »Nun hör her, du lausige politische Schlampe. Jene Frau ist nicht zehnmal, sondern zehntausendmal mehr wert als du. Sie ist eine Dame vom Scheitel bis zu Sohle, und meine Beziehung zu ihr geht dich gottsverdammt nichts an. Was dein Kind betrifft, so ist sie wundervoll zu ihr, und was mich betrifft, so werde ich das tun, was mir gefällt. Ich gebe keinen Heller auf deine politische Karriere und habe es nie getan. Dir hätte es natürlich höllisch in den Kram gepasst, wenn ich mit Kachel verheiratet geblieben wäre und dir was Gutes getan hätte. Nun, Pustekuchen, große Schwester, Pustekuchen. Ich bin nicht mit ihr verheiratet geblieben, und ich gehe nie zu ihr zurück, denn sie ist fast so eine große Hure wie du, meine Liebe. Aber die Frau, mit der ich gegenwärtig verbunden bin, ist ein außergewöhnliches Menschenwesen, deren Los es ist, mit einem bettlägerigen alten Mann, der verdammt nah an die achtzig ist, verheiratet zu sein. Jeden Tag kann er sterben, und ich heirate die Frau, die du gestern abend getroffen hast, und falls dir das nicht passt, altes Mädchen, kannst du verdammt gerne verschwinden.«

»Wie anbetungswürdig, Alex, und wie geschliffen.« Sie versuchte, ihren Arm freizuschrauben, doch er ließ sie nicht gehen. Er verstärkte nur seinen Griff, und seine Augen verhärteten sich noch mehr. »Tatsache ist, mein Lieber, dass der alte Knabe noch nicht tot ist, und wenn jemand herausfindet, was du treibst, gibt es den größten Skandal im Land.«

»Das bezweifle ich. Und ich gebe wirklich keinen Furz darauf, Kay, ausgenommen für Raphaella.«

»Dann solltest du lieber beginnen nachzudenken.« Ihre Augen glitzerten ihn böse an. »Weil ich die Sache sonst selbst in die Hand nehmen könnte.«

»Und politischen Selbstmord begehst?« Er lachte ihr bitter ins Gesicht und ließ ihren Arm los. »Darüber mach' ich mir keine Sorgen.«

»Vielleicht solltest du es, Alex. Vielleicht erzähle ich es dem alten Mann selbst.«

»Du könntest nicht an ihn herankommen.«

»Sei dir nicht so sicher. Falls ich es will, komme ich an ihn heran. Oder an sie.« Da stand sie, ihrem Bruder die Stirn bietend, und er musste an sich halten, ihr nicht ins Gesicht zu schlagen.

»Verlasse mein Büro.«

»Mit Vergnügen.« Sie ging zur Tür. »Aber wäre ich du, würde ich zweimal überlegen, was ich tue. Du spielst ein großes Spiel mit hohen Einsätzen, aber diesmal wirst du nicht gewinnen, Alex, nicht, wenn es mich den Arsch kosten könnte. Ich habe zu viel in diese nächste Wahl investiert, um dich wegen einer kleinen französischen Nutte mit Dynamit spielen zu lassen.«

»Raus aus meinem Büro!« Diesmal brüllte er sie an, und sie wich zurück, als er wieder ihren Arm packte, sie fast zur Tür schleifte und diese aufriss. »Und bleib draußen, bleib uns allen vom Hals, verflucht! Du bist nicht besser als Dreck!«

»Adieu, Alex.« Sie stand im Eingang und sah ihm unzweideutig in die Augen. »Denk daran, was ich dir sagte. Ich komme an ihn ran, wenn es sein muss. Denk daran.«

»Raus!« Diesmal hatte er seine Stimme gesenkt, sie drehte sich auf dem Absatz um und ging. Und er fühlte, dass er heftig zitterte, als ersieh an seinen Schreibtisch setzte. Das erste Mal in seinem Leben hatte er wahrhaftig gewünscht, jemanden umzubringen. Er hätte sie für jedes lausige Wort, das sie sagte, erwürgen mögen. Es machte ihn krank, daran zu denken, dass sie seine Schwester war. Und als er da saß, begann er sich wegen Amanda zu sorgen, dachte, dass Kay vielleicht versuchen würde, sie gewaltsam zu zwingen, mit ihr nach New York zurückzukehren. Nach einer halben Stunde intensiven Nachdenkens teilte er seiner Sekretärin mit, er würde den Tag über fortbleiben. Und gerade als er seine Praxis verließ, nahm Raphaella in ihrem Haus den Telefonhörer ab. Es war Alexanders

Schwester. Raphaella runzelte die Stirn, als sie das Gespräch entgegennahm.

»Nein, nichts ist passiert. Ich dachte, wir könnten uns eventuell auf einen Kaffee treffen. Könnte ich vielleicht auf meinem Weg zu Mandy kurz bei Ihnen hereinschauen -?« Raphaella erbleichte.

»Ich fürchte nein, mein —« Beinahe hätte sie gesagt, ihr Mann sei krank. »Meine Mutter fühlt sich nicht wohl. Sie ist jetzt gerade bei mir.« Und woher hatte sie die Nummer bekommen? Von Alex? Von Mandy? Von Charlotte? Die Falte auf Raphaellas Stirn vertiefte sich.

»Ach so. Könnten wir uns dann irgendwo treffen?«

Raphaella schlug die Bar im Fairmont vor und traf Kay dort kurz vorm Lunch. Ohne lange zu fackeln, kam Kay gleich zur Sache.

»Ich wünsche, dass Sie aufhören, meinen Bruder zu sehen, Mrs. Phillips.«

Raphaella saß wie betäubt auf ihrem Stuhl, betroffen von der nackten Unverfrorenheit der Frau. »Darf ich fragen, warum?«

»Müssen Sie das wirklich noch? Sie sind verheiratet, du meine Güte, und mit einem sehr bedeutenden Mann. Würde Ihre Verbindung mit Alex bekannt, wäre es für alle von uns ein Skandal, oder nicht?« Es war Raphaellas erste Kostprobe mit dem wahrhaft Bösen in den Augen der Frau. Sie war bis zum Grund ihrer Seele voller Hass.

»Ich denke mir, es wäre zunächst ein Skandal für Sie. Das ist es, nicht wahr?« Sie sprach höflich und mit einem feinen Lächeln.

Kay lächelte ebenfalls, als sie antwortete. »Ich würde meinen, der größte Skandal wäre es für Sie. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ihr Gatte oder Ihre Familie in Europa über die Berichte schrecklich froh wären.«

Raphaella versuchte sich zu fangen, als die Getränke erschienen und der Kellner wieder verschwand. »Nein, das wäre mir nicht angenehm, Mrs. Willard.« Ihre Augen suchten jetzt Kays so, wie eine Frau die andere zu erreichen versucht. »Ich bin in diese Situation nicht leicht hineingeraten. Ich wollte mich nicht mit Alex verbinden, sowohl um seinen- als um meinetwillen. Es ist sehr wenig, was ich ihm geben kann. Mein Leben gehört vollständig meinem Mann, und er ist sehr krank.« Als sie sprach, war ihre Stimme, waren ihre Augen voller Trauer. »Aber ich liebe Ihren Bruder. Ich liebe ihn sehr. Ich liebe auch meinen Mann, aber -« Sie seufzte und sah unendlich europäisch und schöner denn je aus, stark und gleichsam sehr zerbrechlich. Kay hasste alles an ihr. Denn sie war alles, was Kay niemals sein würde. »Ich kann nicht erklären, was mit Alex geschah oder warum es geschah. Es ist eben geschehen. Und wir versuchen, so gut es geht damit umzugehen. Ich kann Ihnen versichern, Mrs. Willard, dass wir über alle Maßen diskret sind. Niemand wird es je erfahren.«

»Das ist Unsinn. Meine Mutter weiß es. Mandy weiß es. Andere* Leute wissen es oder werden es herausfinden. Sie können das nicht kontrollieren. Und Sie spielen nicht mit Feuer. Sie spielen mit der Atombombe. Wenigstens soweit es mich betrifft.«

»Sie erwarten also von uns, es zu beenden?« Raphaella blickte müde und gequält. Was war sie für eine furchtbare, selbstsüchtige Frau. Amanda hatte recht. Sie dachte nur an sich.

»Ja, das tue ich. Und falls er nicht stark genug ist, dann seien Sie es. Nicht nur meinetwegen, sondern auch in Ihrem Interesse. Sie können es sich nicht, leisten, es bekannt werden zu lassen, und falls ich es muss, werde ich es Ihrem Gatten erzählen.« Raphaella sah sie entgeistert an.

»Sind Sie wahnsinnig? Er ist gelähmt, bettlägerig, von Pflegerinnen umsorgt, und Sie würden ihm so etwas erzählen? Sie würden ihn töten!« Sie war empört, dass Kay es wagte, eine derartige Drohung auszusprechen, und sie sah aus wie eine Frau, die es wahr machte.

»Dann sollten Sie besser daran denken. Falls es ihn töten würde, würde er in Wahrheit durch Ihre Hand sterben. Es steht in Ihrer Macht, dies jetzt zu beenden,

bevor es jemand herausfindet. Außerdem bedenken Sie, was Sie meinem Bruder antun. Er wünscht sich Kinder, er braucht eine Frau, er ist einsam. Was können Sie ihm geben? Hin und wieder ein paar Stunden? Ein kurzer Beischlaf? Lady, Ihr Gatte könnte noch weitere zehn oder fünfzehn Jahre leben. Ist es das, was Sie Alex bieten ? Eine unerlaubte Affäre für die nächsten zehn Jahre ? Und Sie behaupten, dass Sie ihn lieben? Wenn Sie ihn liebten, würden Sie ihn gehen lassen. Sie haben kein Recht, an ihm zu hängen und sein Leben zu ruinieren.« Was sie sagte, schnitt Raphaella ins lebendige Fleisch, Es entging ihr im gegenwärtigen Moment, dass Kay Willards Interesse nicht dem Leben Alexanders, sondern ihrem eigenen Leben galt.

»Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, Mrs. Willard. Es ist niemals meine Absicht gewesen, Ihrem Bruder zu schaden.«

»Dann unterlassen Sie es.« Raphaella nickte sprachlos, und Kay griff nach der Rechnung, zeichnete mit ihrem Namen und ihrer Zimmernummer und stand auf. »Ich denke, wir haben unser Geschäft damit gegenseitig geregelt. Einverstanden?« Raphaella nickte wieder, und, ohne ein weiteres Wort zu sagen, ging sie davon, eilte an dem Portier vorbei, während ihr die Tränen über das Gesicht strömten.

Kay machte sich auf den Weg, um Mandy zu sehen. Alex war schon aus der Kanzlei zurück und saß mit Mandy gelassen in der Junggesellenklausur, als sie eintraf. Sie sah jetzt keine Möglichkeit, Mandy mitzunehmen, ihr Interesse an ihrer Tochter hatte sich auch schon verflüchtigt. Sie hatte beschlossen, nach Washington zurückzukehren. Kay ermahnte ihre Tochter lediglich, an den März zu denken, sagte Alex steif Lebewohl und unterrichtete ihre Mutter, dass sie sie in New York sehen würde. Charlotte wollte am nächsten Nachmittag abreisen.

Es war deutlich spürbar, dass im Hause ein Gefühl der Erleichterung herrschte, als Kay in ihrer gemieteten Limousine abgezogen war. Erst als die Erleichterung abzuebben begann, wurde Alex gewahr, dass Raphaella den ganzen Nachmittag nicht angerufen hatte. Plötzlich begriff er, was geschehen war, und rief statt dessen in ihrem Haus an.

»Ich — ich bedaure... ich war beschäftigt... ich konnte nicht anrufen ... ich...« Nun wusste er es mit Sicherheit. Er hatte es am Klang ihrer Stimme erkannt.

»Ich muss dich unverzüglich sehen.«

»Ich fürchte, ich -« Tränen flossen über ihre Wangen, als sie darum kämpfte, ihre Stimme normal klingen zu lassen.

»Es tut mir leid, Raphaella. Ich muss dich sehen... es geht um Mandy...«

»O mein Gott... was ist passiert?«

»Ich kann's nicht erklären, bis ich dich gesehen habe.«

Zwanzig Minuten später war sie bei ihm. Er entschuldigte sich wortreich für die Täuschung und erzählte ihr ehrlich, was sich mit seiner Schwester abgespielt hatte. Anschließend drängte er sie, ihm ihre Begegnung mit Kay in der Fairmont-Bar zu beschreiben.

»Und du glaubst ihr? Du denkst wirklich, du entziehst mir etwas? Zum Teufel, Liebling, ich bin seit Jahren nicht so glücklich gewesen, noch nie in meinem ganzen Leben, aufrichtig gesagt.«

»Aber denkst du, sie würde?« Sie war noch beunruhigt wegen der Drohung, sich an John Henry zu wenden.

»Nein, denk' ich nicht. Sie ist ein Aas. Aber sie ist nicht komplett verrückt. Es gibt keine Möglichkeit für sie, an ihn heranzukommen.«

»Sie könnte, weißt du. Ich habe, zum Beispiel, keine Kontrolle über * seine Post. Seine Sekretäre bringen sie ins Haus und übergeben sie ihm direkt.«

»Sie wird etwas Derartiges nicht in einem Brief festhalten, um Gottes willen. Sie ist zu besorgt um ihren eigenen Hals.«

»Ich glaube es auch.« Raphaella stieß einen langen Seufzer aus und ließ sich in

seine Arme fallen. »Mein Gott, was ist sie für eine unglaubliche Frau.«

»Nein«, sagte er weich, »was bist du für eine unglaubliche Frau.« Er sah sie fast beschwörend an. »Wollen wir einen Teil der letzten beiden Tage für immer vergessen?«

»Ich würde es gerne, Alex. Aber sollten wir das ? Wie können wir wissen, dass alle ihre Drohungen nichtig, sind?«

»Weil es nur eine Sache gibt, die meine Schwester interessiert, Raphaella, und das ist ihre Karriere. Es ist letztlich das einzige, was ihr wichtig ist. Vergreift sie sich an uns, würde sie sie aufs Spiel setzen, und das wird sie nicht tun. Glaube mir, Liebling. Ich weiß, sie wird *es* nicht tun.« Aber Raphaella war dessen nicht ganz sicher. Sie und Alex und Amanda setzten ihr Leben fort, aber die Drohungen von Kay Willard schienen in Raphaellas Ohren für Monate wie ein Echo nachzuklingen. Sie konnte nur hoffen, dass Alex in seinem Glauben recht behielt, dass Kays Worte leere Drohungen waren.

»Amanda?« rief Raphaella, nachdem sie die Haustür hinter sich geschlossen hatte. Es war vier Uhr, und sie wusste, dass Amanda um diese Zeit aus der Schule kam. In den Monaten, seit Amanda mit Alex zusammenlebte, hatte Raphaella es eingerichtet, an den Nachmittagen vorbeizukommen. Manchmal war sie da, bevor Mandy aus der Schule kam, um das Haus aufzuräumen, einen Imbiss für sie zu richten und friedlich im Sonnenschein im Garten sitzend auf die Heimkehr des jungen Mädchens zu warten. Über alles, was ihnen wichtig erschien, würden sie ausgiebig reden. Raphaella hatte Amanda die Entwürfe zu dem Kinderbuch gezeigt, an dem sie nach Weihnachten zu schreiben begonnen hatte. Sie arbeitete jetzt fünf Monate daran und hoffte, das endgültige Konzeptfertig zu haben, wenn sie im Juli nach Spanien reiste.

Heute aber war es nicht ihr Manuskript, das sie mitgebracht hatte, sondern eine Ausgabe des >Time< Magazins. Auf der Titelseite war eine Fotografie von Kay Willard, und darunter stand als Schlagzeile: DAS WEISSE HAUS im Jahre 1992.. .96.. .2000? Raphaella hatte den Artikel sorgfältig gelesen.

»Amanda?« Einen langen Augenblick stand Raphaella ruhig da. Sie trug ein exquisit geschnittenes, cremefarbenes Leinenkostüm, und ihr dunkles Haar war mit einem geschmackvollen kleinen Strohhut bedeckt. »Mandy?« Sie glaubte ein Geräusch gehört zu haben, als sie langsam nach oben stieg.

Im dritten Stock fand Raphaella sie, auf einem der Korbstühle ihres Schlafzimmers sitzend, die Beine angewinkelt, das Kinn auf den Knien, während sie finster aus dem Fenster starrte.

»Amanda?... Liebes?« Raphaella setzte sich auf das Bett, das Magazin und die beige-farbene Eidechshandtasche unter ihrem Arm. »Ist etwas in der Schule passiert?« Von der Bettkante her streckte sie dem Mädchen die Hand entgegen. Langsam drehte Amanda ihr das Gesicht zu, ihr Blick fiel sofort auf das Magazin unter Raphaellas Arm.

»Ich sehe, dass du es auch gelesen hast.«

»Was? Den Artikel über deine Mutter?« Die hübsche Siebzehnjährige nickte. »Bist du deshalb aufgeregt?« Es war extrem ungewöhnlich für Mandy, Raphaella nicht entgegenzuspringen, lachend und lächelnd und erfüllt von Geschichten, die in der Schule passierten. Aber das Mädchen nickte nur wieder. »Ich denke, es ist kein schlechter Artikel.«

»Außer der Tatsache, dass kein Wort davon wahr ist. Herrje, hast du den Teil gelesen, wonach ich im letzten Winter einen schrecklichen Autounfall hatte und mich an der sonnigen Westküste bei meinem Onkel langsam davon erhole, während meine Mutter jeden Augenblick, den sie erübrigen kann, herauskommt, um nach mir zu sehen?« Unglücklich starrte sie Raphaella an. »Scheiße, ich bin nur froh, dass sie seit Weihnachten nicht wiedergekommen ist.« In den ersten paar Monaten hatte * sie nicht einmal angerufen. »Jesses, Raphaella, sie ist ein solches Biest, und ich hasse sie!«

»Nein, das tust du nicht. Vielleicht kommt die Zeit, in der ihr euch besser verstehen werdet.« Raphaella wusste nicht, was sie sonst hätte sagen sollen. Einige Minuten saß sie friedlich mit ihr da und berührte sanft ihre Hand. »Hättest du Lust zu einem Spaziergang?«

»Nicht besonders.«

»Warum nicht?«

Sie zuckte die Schultern, sichtlich deprimiert, und Raphaella verstand. Sie hatte

ihre eigenen Ängste in bezug auf Kay Willard. Zwischen ihnen war nichts mehr vorgefallen, doch Raphaella war sich jederzeit bewusst, dass es noch passieren konnte. Kays letzte Unterhaltung mit Alex war sehr bissig gewesen. Kay war jedoch einverstanden, dass Amanda noch in San Francisco blieb.

Eine halbe Stunde später gelang es Raphaella doch, Amanda in den strahlenden Maisonnenschein zu bewegen. Sie spazierten Arm in Arm die Union Street hinunter, marschierten in allen Läden aus und ein und landeten schließlich auf einen Eis-Cappuccino im Cafe Cantata, die Sitze neben sich beladen mit Paketen, die allerlei Krimskrams enthielten.

»Meinst du, Alex mag das Poster leiden?« Amanda blickte über ihren Eiskaffee hinweg zu Raphaella, und beide lachten.

»Er wird begeistert sein. Wir hängen es in seinem Arbeitszimmer auf, bevor er heimkommt.« Es war ein großes Poster von einer Frau auf einem Surfbrett in Hawaii, welches nur einem Teenager gefallen konnte. Doch das einzig Wichtige war, dass Amandas Gedanken während ihrer Einkäufe vollständig von ihrer Mutter abgelenkt wurden. Nachdem sie erst nach halb sechs nach Hause zurückgekehrt waren, verabschiedete sich Raphaella hastig von Amanda und versprach, wie immer später am Abend wiederzukommen. Auf dem Weg zu ihrem eigenen Haus ging es ihr durch den Kopf, wie völlig sich ihr Leben während der letzten sechs Monate mit Mandy und Alex verflochten hatte. Es war ein milder, wunderschöner Abend, und die Sonne schickte ihre goldenen Strahlen in alle Fenster, als der späte Nachmittagshimmel in sanfter Glut zu versinken, begann. Sie war fast schon daheim, als sie hinter sich ein Hupen hörte. Sie drehte sich um, überrascht, einen schwarzen Porsche zu sehen, erkannte dann aber Alex am Steuer.

Ihre Augen begegneten sich und hielten sich fest, als sähen sie einander das erste Mal. Langsam brachte er den Wagen neben ihr zum Stehen und lehnte sich mit einem Lächeln in dem roten Ledersitz zurück. »Kleine Ausfahrt gefällig, Lady?«

»Ich unterhalte mich nie mit Fremden.«

Sie lächelten sich an, keiner von ihnen sagte ein Wort. Dann hob er ein wenig seine Augenbraue. »Wie geht's Mandy?« Es war, als ob sie eine eigene Tochter hätten. Auch wenn sie alleine waren, nistete sie in ihren Gedanken. »Hast du den Artikel in der >Time< gesehen?« Raphaella nickte langsam, ihr Gesicht wurde ernst, als sie an den Wagen herantrat.

»Sie kam heute vormittag aus der Schule, Alex. Ich wusste nicht, was ich ihr erzählen sollte. Sie reagiert zunehmend heftiger auf ihre Mutter.« Und dann, nachdem sie die Stirn gekraust und er genickt hatte, sah sie ihn besorgt an. »Was werden wir ihr über den Juli sagen?« •

»Noch nichts. Wir können es ihr später erzählen.«

»Wieviel später?«

»Wir werden es ihr im Juni sagen.« Doch er blickte gleichfalls sorgenvoll.

»Was, wenn sie nicht gehen will?«

»Sie muss. Zumindest dieses Mal.« Dann seufzte er. »Nur noch ein Jahr, bis sie achtzehn ist. Wir müssen Kay auch ein wenig bei Laune halten. Eine gerichtliche Auseinandersetzung würde jedem schaden. Wenn Mandy nur diesen einen Besuch durchstehen kann, würde es den Frieden erhalten helfen. Du weißt, angesichts der Tatsache, dass dies ein Wahljahr für sie ist und dass sie glaubt, Amanda sei wichtig für sie, um die Wahl zu gewinnen, ist es ein gottverdammtes Wunder, dass sie sie nicht entführt und heimgebracht hat. Ich schätze, wir sollten für kleine Dinge dankbar sein.«

Raphaella sah ihn aufrichtig an. »Mandy würde nicht bei ihrer Mutter geblieben sein, wenn sie sie gezwungen hätte, nach Haus zu kommen.«

»Das ist vermutlich der Grund, warum sie es nicht versuchte. Es gibt aber nichts,

was wir diesen Sommer über tun können. Sie hat einfach zu gehen.« Als Antwort nickte Raphaella nur. Amanda würde vor dem* vierten Juli-Wochenende zu ihrer Mutter heimfahren, um einen Monat mit ihr in ihrem Sommerhaus auf Long Island zu verbringen. Dann würde sie im August für einen Monat mit ihrer Großmutter nach Europa reisen, bevor sie für das nächste Schuljahr nach San Francisco zurückkehrte.

Alex hatte es für einen bedeutenden Sieg gehalten, Kay die Zustimmung abzurufen, sie wieder nach San Francisco zurückkommen zu lassen, aber er wusste, dass seine Nichte bei der Aussicht, heimfahren zu müssen, sehr aufgebracht sein würde. Er hatte ihren Psychiater angerufen, der der Ansicht war, dass sie die Konfrontation mit ihrer Mutter durchstehen würde und dass sie den psychologischen Schaden von der Vergewaltigung gleichfalls überstanden hatte. Raphaella plante, mit ihr in den Osten zu fliegen und sie in New York abzusetzen, bevor sie für eine Woche nach Paris und dann nach Spanien für zwei weitere Wochen flog. Es war ihre jährliche Pilgerreise, um ihre Eltern zu sehen und eine kleine Weile auf Santa Eugenia zu bleiben. Und in diesem Jahr bedeutete es sogar noch etwas mehr für sie als vorher. Sie wollte den endgültigen Entwurf ihres Kinderbuches an ihren kleinen Nichten und Neffen ausprobieren. Sie konnte es kaum erwarten, zu sehen, wie sie reagieren würden. Sie brauchte die Geschichten nur ins Spanische zu übersetzen, wenn sie ihnen vorlas. Das hatte sie früher schon getan, wenn sie ihnen Bücher aus den Staaten mitbrachte. In diesem Jahr war es jedoch bedeutsamer, denn es waren ihre eigenen Geschichten, und falls die Kinder sie mochten, sandte sie die Sammlung an Charlottes Agenten, um festzustellen, ob irgend jemand sie gegebenenfalls kaufen würde.

Als Raphaella ihn ansah, grinste er sie an. »Was ist so lustig, Alex?«

»Wir sind's.« Er lächelte sie jetzt liebevoll an, ein warmes Licht schimmerte in seinen Augen. »Uns zu hören, wie wir über unsere Teenagertochter diskutieren.« Er zögerte und zeigte auf den leeren Sitz neben sich. »Willst du für eine Minute einsteigen?« Sie zauderte nur kurz und warf einen flüchtigen Blick um sich, ob irgend jemand, den sie kannte, in der Nähe war.

»Ich sollte wirklich nach Haus...« Sie wollte bei John Henry sein, wenn sie ihm um sechs Uhr das Servierbrett brachten.

»Ich will dich nicht überreden.« Aber seine Augen waren so lieb, sein Gesicht so hübsch, und sie hatten schon so lange keinen Moment für sich gehabt. Es schien, als sei Amanda immer mit ihnen. Und wenn sie um Mitternacht nach oben gingen, hatten sie so wenig Zeit, bis Raphaella nach Hause musste.

Nun lächelte sie und nickte. »Ich würde schrecklich gern.«

»Bleibt uns Zeit für eine rasche Fahrt?«

Sie nickte, sich mutwillig und eigensinnig fühlend, und er startete rasch den Wagen und schoss davon. Sie fuhren in die waldige Abgeschiedenheit des Presidio, der sich bis zur Bucht hinab erstreckte, bis sie in der Nähe der kleinen Festung unterhalb der Golden Gate Brücke am Fort Point landeten. Über ihnen flutete der Verkehr über die Brücke nach Marin County. Segelboote tummelten sich auf dem Wasser, eine Fähre und etliche kleine Schnellboote. Eine frische Brise riss an Raphaellas Haar, als sie den Strohhut abgenommen hatte.

Sie stiegen aus dem Wagen und hielten sich an den Händen. Zwei dunkelhaarige, hochgewachsene, schöne Menschen schauten über die Bucht. Als sie dort standen, fühlte Raphaella sich für eine Weile sehr jung. Sie waren so eng zusammengewachsen und hatten so viele Nächte gemeinsam verbracht, flüsternd, plaudernd, am Feuer sitzend, sich liebend, um zwei Uhr morgens in die Küche hinunterrennend, um Omelettes, Sandwiches oder Milchmixgetränke zu bereiten. Sie hatten so viel und doch so wenig... so viele Träume... so wenig Zeit... und so endlose Hoffnungen. Wie sie Seite an Seite stehend auf das letzte Sonnenlicht, das auf den Booten schimmerte, schauten, richtete Raphaella den Blick auf Alexander und fragte sich, ob sie jemals

mehr haben würden. Ein paar Minuten, eine Stunde, die Stunden vor Sonnenaufgang, gestohlene Augenblicke und niemals mehr als das. Selbst das Kind, das sie miteinander teilten, war geliehen und würde im Jahr darauf von ihnen gegangen sein. Sie dachte schon darüber nach, welches College sie belegen sollte. Raphaella und Alex fühlten jetzt schon den Verlust und wünschten, sie noch viele weitere Jahre bei sich zu behalten.

»Woran dachtest du gerade, Raphaella?« Er blickte zärtlich zu ihr herunter und strich ihr mit einer behutsamen Hand das Haar aus den Augen.

»An Amanda.« Sie zögerte und küsste seine Hand, als sie an ihren Lippen vorbeistreifte. »Ich wünschte, sie gehörte uns.«

Er nickte still. »Ich auch.« Er hätte ihr gerne gesagt, dass andere da sein würden, eines Tages, in einigen Jahren, ihre eigenen Kinder. Aber er sagte es nicht, wissend, wie sehr es sie schmerzte, keine Kinder zu haben. Es war jedoch ein ständig wiederkehrendes Thema zwischen ihnen, ihre Schuld, ihn von der Heirat mit jemand anderem abzuhalten und eigene Kinder zu haben.

»Ich hoffe, sie fühlt sich in diesem Sommer wohl.« Sie begannen, langsam am Rand des Weges entlangzugehen, als das Spritzwasser zu ihnen hochsprühte und erst kurz vor ihnen stoppte.

Er wandte sich zu ihr. »Ich hoffe, du wirst dich auch wohl fühlen.« Sie hatten nicht viel darüber gesprochen, doch in sechs Wochen reiste sie nach Spanien.

»Ich werde.« Sie hörte auf zu gehen und hielt seine Hand fest. »Ich werde dich furchtbar vermissen, Alex.«

Er zog sie an sich. »Ich werde dich auch vermissen. Gott...« Er dachte einen Augenblick nach. »Ich weiß nicht, was ich ohne dich mache.« Er war so sehr daran gewöhnt, sie jede Nacht zu sehen, und konnte sich ein Leben ohne sie nicht vorstellen.

»Ich werde nicht länger als drei Wochen fortbleiben.«

»Das wird wie eine Ewigkeit sein, insbesondere da Mandy ebenfalls fort ist.«

»Vielleicht wirst du zur Abwechslung etwas Arbeit bekommen.« Sie liefen noch eine halbe Stunde und mussten dann an die Rückfahrt denken. Es war der freundliche Abschluss eines goldenen Nachmittags. Als er sie zwei Häuserblöcke von ihrem Haus entfernt absetzte, berührte sie mit den Fingerspitzen zart seine Lippen und hauchte ihm einen Kuss zu, bevor sie das Auto verließ.

Sie sah ihn davonfahren und lächelte in sich hinein, als sie zu ihrem Haus ging. Es war außergewöhnlich, wie sehr sich ihr Leben in den letzten sieben Monaten, seitdem sie Alex begegnete, verändert hatte. Es hatte sich leise vollzogen, doch es hatte eine Menge verändert. Sie war die Geliebte eines wundervollen, hübschen, charmanten jungen Rechtsanwalts; die »Tochter der Liebe«, wie Charlotte sie nannte, nach einem Romancier, den sie stets bewundert hatte; sie war die Ersatzmutter eines bezaubernden siebzehnjährigen Mädchens; und sie fühlte sich, als habe sie ein Heim in dem Haus am Vallejo mit dem komischen kleinen überwucherten Garten und der Kachelküche voller Kupfertöpfe. Und dennoch war sie gleichzeitig das, was sie immer gewesen war, Mrs. John Henry Phillips, die französischblütige Gattin eines berühmten Finanzmannes, Tochter des französischen Bankiers Antoine de Mornay-Malle. Sie reiste, wie sie es immer getan, nach Santa Eugenia, um ihre Mutter zu sehen; sie tat alles, wie sie es stets zuvor getan. Und doch war da jetzt so viel mehr in ihrem Leben, es war so viel reicher, so erfüllter, so anders, so glücklich. Sie lächelte noch, als sie um die letzte Ecke bog, bevor sie ihr Haus erreichte. Was sie hatte, schadete John Henry nicht, versicherte sie sich standhaft, als sie ihren Schlüssel in die Haustür steckte. Sie verbrachte nach wie vor mehrere Stunden des Morgens mit ihm, gab acht, dass die Pflegerinnen aufmerksam und gewissenhaft waren, dass er die Mahlzeiten, die er mochte, bekam, und sie las ihm jeden. Tag mindestens eine Stunde lang vor. Aber der Unterschied war, dass da jetzt so viel mehr in ihrem Leben war.

Nach ihren Morgen mit John Henry verbrachte sie zwei oder drei Stunden in ihrem Zimmer, um an ihrem Kinderbuch zu arbeiten. Und jeden Nachmittag gegen vier Uhr, während John Henry sein Schläfchen hielt, spazierte sie gemächlich zum Vallejo hin. Sie brachte es fast immer fertig, vor Amanda am Haus zu sein, so dass das Mädchen zu jemandem heimkam, der sie liebte, und nicht alleine zu Haus zu sein brauchte. Und oft kam Alex heim, kurz bevor Raphaella zu ihrem eigenen Haus aufbrach. Sie küssten und begrüßten sich wie andere verheiratete Leute. Der einzige Unterschied war, dass Raphaella dann forteilen musste, um die folgenden zwei Stunden mit John Henry zu verbringen, zu plaudern, wenn ihm nach Sprechen zumute war, ihm ein paar amüsante Geschichten zu erzählen oder seinen Rollstuhl so zu drehen, dass er die Boote in der Bucht sehen konnte. Das Abendessen nahmen sie stets gemeinsam ein, nur dass sie jetzt nie mehr das Speisezimmer benutzten. John Henry aß im Bett, von einem Servierbrett. Sobald sie sich vergewissert hatte, dass er bequem gebettet war, und die Pflegerin die Wache übernahm, wartete sie eine weitere halbe Stunde in ihrem Zimmer und ging dann aus.

Sie war sich sicher, dass die Dienstboten einen Verdacht hegten, doch niemand hätte es je gewagt, ihr nächtliches Verschwinden zu erwähnen, und das Geräusch einer schließenden Tür um vier oder fünf Uhr morgens war etwas, wonach niemand jemals fragte. Raphaella hatte endlich ein Leben gefunden, mit dem sie leben konnte — nach acht Jahren unerträglicher Einsamkeit und Qual. Niemand litt, niemand wurde verletzt. John Henry würde niemals von Alex erfahren, und sie und Alex hatten etwas, das beiden sehr viel bedeutete. Die einzige Sache, die sie gelegentlich beunruhigte, war der Vorwurf Kays, dass sie Alex von jemandem fernhielt, der ihm mehr geben konnte. Aber Alex beteuerte, dass sie das sei, was er wolle. Inzwischen wusste Raphaella auch, dass sie ihn zu sehr liebte, um ihn aufzugeben.

Als sie die Stufen zu ihrem Schlafzimmer hinaufstieg, bereitete sie im Geiste vor, was sie anziehen würde. Sie hatte gerade bei I. Magnin's ein türkisfarbenes Seidenkleid gekauft. Zusammen mit den Diamanten- und Türkisohrringen bildete es zu ihrer cremeweißen Haut und ihrem schwarzen Haar ein hinreißendes Farbenspiel.

Sie war nur zehn Minuten zu spät, als sie an die -Tür klopfte. John Henry saß gegen die Kissen gestützt in seinem Bett, mit seinen tief in die Höhlen gefallen brennenden Augen, das Gesicht zerfurcht, die eine Seite des Gesichts kläglich herunterhängend, ein Auge weggesunken, der lange Körper und die mageren Arme so hinfällig und zerbrechlich. Es war, als hätte sie ihn eine sehr lange Zeit nicht gesehen. Er sah aus, als habe er langsam begonnen, den dürftigen Griff nach dem Leben, an welches er sich fast acht Jahre geklammert hatte, zu verlieren.

»Raphaella?« Er sah sie sonderbar an, als er das Wort in der schleppenden Sprechweise, die er in den letzten acht Jahren gebrauchte, aussprach. Raphaella sah ihn fast mit Erstaunen an, als müsse sie sich erneut daran erinnern, mit wem sie verheiratet war, was ihre Pflichten waren und wie weit sie davon entfernt war, jemals Alexanders Frau zu sein.

Um fünf Uhr morgens sagte Raphaella Alex Lebewohl. Sie hatte ihre Koffer schon am Abend zuvor gepackt, und nun war alles, was sie noch zu tun hatte, heimzugehen, einige Notizen für die Dienstboten zu hinterlassen und John Henry adieu zu sagen, bevor sie abreiste. Ihr Abschied würde schlicht und förmlich sein, ein Kuss auf die Wange, ein letzter Blick, ein Streichen über seine Hand und stets das vage Schuldgefühl, dass sie nicht gehen sollte, dass sie bei ihm bleiben und nicht nach Spanien reisen sollte. Aber es war ein Ritual, das sie beide gewohnt waren, und es war etwas, was sie fünfzehn Jahre lang jedes Jahr getan hatte. Alex zu verlassen war um so vieles schmerzlicher gewesen. Es war schon herzzerreißend, zu wissen, ihn auch nur einen Tag nicht zu sehen. Aber die nächsten Wochen schienen schier unerträglich, als sie sich im ersten Licht der Morgendämmerung aneinanderklammerten. Es war fast so, als fürchteten sie, irgend etwas käme für immer zwischen sie, als würden sie sich niemals wiederfinden. Raphaella hing wie eine zweite Haut an ihm und machte keine Bewegung, ihn loszulassen, als sie dort am Fuß der Treppe standen. Dann sah sie ihn kummervoll an, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie schüttelte den Kopf mit einem kleinen mädchenhaften Lächeln.

»Ich bringe es nicht fertig, dich zu verlassen.«

Er lächelte und zog sie noch enger an sich. »Du verlässt mich nie, Raphaella. Ich bin immer mit dir, wohin immer du gehst.«

»Ich wünschte, du würdest mit mir nach Spanien kommen.«

»Vielleicht eines Tages.«

Immer eines Tages... eines Tages... aber wann? Es war eine Gedankenreihe, die sie niemals gern verfolgte, weil es sie immer denken ließ, dass, wenn ihr >eines Tages< kam, John Henry tot sein würde. Es war fast wie ihn zu töten, wenn sie daran dachte, also tat sie es nicht und lebte dafür lieber in der Gegenwart.

»Vielleicht werde ich dir schreiben.«

»Darf ich dir schreiben?« Ihre Antwort war ein Kopfnicken.

»Vergiß nicht, Mandy an ihren Extrakoffer und ihren Tennisschläger zu erinnern.«

Er schmunzelte. »Ja, kleine Mutti. Ich sag's ihr. Wann muss ich sie wecken?«

»Um sechs Uhr dreißig. Das Flugzeug startet um neun.« Er brachte Mandy zum Flughafen, doch es war unwahrscheinlich, dass er Raphaella sehen würde, wenn sie dort eintrafen. Sie wurde wie gewöhnlich vom Chauffeur abgesetzt und in die Maschine gezaubert. Aber sie hatten Mandys Ticket für den gleichen Flug gebucht, und in New York wollte Raphaella Mandy in ihrer Mietslimousine ins Carlyle mitnehmen. Dort würde Charlotte sie in Empfang nehmen, um sie zu Kays Appartement zu begleiten. Amanda hatte glatt darauf bestanden, ihrer Mutter nicht alleine begegnen zu müssen. Seit ihrem explosiven Austausch nach Heiligabend hatten sie sich nicht gesehen, und es widerstrebte ihr heftig, überhaupt nach Haus zurückzukehren. Typisch, ihr Vater war auf einer Ärzteversammlung in Atlanta und würde nicht zur Stelle sein, um den Schlag aufzufangen. »Alex.« Raphaella sah ihn ein letztes Mal sehnsüchtig an. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch, Baby.« Er hielt sie eng an sich. »Es wird alles gut werden.« Sie nickte stumm.

Am Flughafen sah sie ihn nicht, doch es war fast wie ein Stück von daheim, als sie Mandy das Flugzeug besteigen sah. Die kleine Dame trug einen breitrandigen Strohhut, ein weißes Baumwollkleid und weiße Sandalen, die sie zusammen eingekauft hatten. Und sie hielt den Tennisschläger, von dem Raphaella gefürchtet hatte, sie würde ihn vergessen.

»Hei, Ma.« Mandy grinste sie an, und Raphaella lachte dem hübschen jungen Mädchen zu.

»Es ist richtig gut, dich zu sehen. Ich fing schon an, mich einsam zu fühlen.«

»Genau wie Alex. Er hat die Eier verbrannt, den Kaffee verschüttet, den Toast vergessen und fuhr fast mit leerem Tank zum Flughafen. Ich glaube, er wusste weder, was er tat, noch, was er sagte.« Die beiden tauschten ein Lächeln, es war tröstlich für Raphaella, wenigstens etwas von Alex zu hören, als brächte es ihn ihr ein bisschen näher, während sie das Land nach New York überquerten.

Fünf Stunden später kamen sie in dem hektischen, schwülen New York an. Es war, als habe San Francisco niemals existiert und als würden sie nie den Weg dorthin zurückfinden. Raphaella und Amanda sahen sich voller Erschöpfung und Sehnsucht nach zu Hause an.

»Ich vergesse immer, wie es hier ist.«

Mandy sah sich staunend im Flughafen um. »Jesses, mir geht's genauso. Gott, ist das grässlich.« Aber schon einige Minuten später saßen sie geborgen im Fond der klimatisierten Limousine. »Vielleicht ist es doch nicht so schlimm.« Amanda lächelte Raphaella an.

Raphaella würde alles hergegeben haben, um mit Alex im Porsche zu fahren, statt im Fond einer Limousine in New York zu sitzen. Seit Monaten verdross sie die Prunkfassade ihres Lebens mit John Henry, die Dienerschaft, der Schutzwall, das riesige Haus. Sie wünschte sich etwas so viel Simpleres, wie das kleine Haus am Vallejo und ihr Leben mit Amanda und ihm.

Als sie das Carlyle erreichten, lag dort eine Nachricht von Charlotte, dass sie bei einem Treffen mit einem Verleger aufgehalten würde und sich verspätete. Amanda und Raphaella fuhren zu der Suite hinauf, zogen ihre Schuhe aus und setzten ihre Hüte ab, ließen sich auf dem Sofa nieder und bestellten Limonade.

»Was meinst du, wie heiß es draußen ist?« Mandy sah sie kläglich an, und Raphaella lächelte beschwichtigend. Amanda fand schon jeden Grund, New York zu hassen.

»Auf Long Island wird es nicht so schlimm sein. Du wirst jeden Tag schwimmen gehen können.« Es war, wie wenn man ein Kind mit der Aussicht auf ein Zeltlager versöhnen wollte.

Die Türglocke der Suite läutete. »Das müssen unsere Limonaden sein.«

Mit ihrer Handtasche in der Hand ging Raphaella rasch zur Tür, das leuchtend rote Seidenkleid, das sie während des Fluges getragen hatte, nur leicht zerknittert. Sie sah sehr schön aus in dem flammenden Rot zu der weißen Haut und dem schwarzen Haar. Es machte Amanda immer betroffen, wie schön Raphaella war. Es war etwas, an das man sich niemals ganz gewöhnen konnte, dieses atemberaubende Antlitz und die riesigen schwarzen Augen. Alex nahm es auch niemals für selbstverständlich hin, hatte sie beobachtet. Er wirkte nicht minder geblendet, wenn sie zur Tür hereinkam. Und sie war immer so herrlich zurechtgemacht, so unvergleichlich schick.

Raphaella öffnete die Tür. Amandas Mutter stand im Eingang in einem hässlich grünen Leinenkostüm, erhitzt und zerknittert aussehend. Sie grinste sonderbar und selbstzufrieden. Als ob sie gewonnen hätte. Amanda spürte, wie sie ein Schauer der Angst durchrann, und Raphaella blickte höflich, aber angespannt. Das letzte Mal waren sie einander vor sechs Monaten in der Fairmont-Bar begegnet. Damals hatte sie ihr gedroht, John Henry ihre Affäre mit Alex zu verraten.

»Meine Mutter konnte es nicht schaffen, und so dachte ich, ich könnte Mandy an ihrer Stelle abholen.« Sie starrte einen Moment auf Raphaella und ging dann auf ihre Tochter zu.

Amanda sah ihr nervös entgegen und sagte kein Wort.

»Hallo, Mandy.« Kay sprach zuerst, als sie vor ihr stand, aber Amanda reagierte immer noch nicht. Raphaella stellte fest, dass sie mehr denn je wie ein erschrockenes Kind aussah. Sie blickte verzweifelt unglücklich, als sie dort stand

und die lange Rothaarige auf sie zukam. Raphaella lud Kay zum Hinsetzen ein, als es wieder lautete und die Limonaden erschienen. Sie bot Kay eine davon an und händigte die andere dem Mädchen aus, die sie stumm entgegennahm. Amanda sah Raphaella flehend an und hielt das Glas auf dem Schoß, nachdem sie von dem Getränk genippt hatte. Es war ein seltsamer, peinlicher Augenblick, und Raphaella beeilte sich, die Lücke mit einer kleinen Unterhaltung über die Reise zu füllen. Nichtsdestoweniger war es eine fatale halbe Stunde. Raphaella war erleichtert, als Kay sich erhob, um zu gehen.

»Werden Sie direkt nach Long Island fahren?« fragte Raphaella in der Absicht, Mandy zu trösten.

»Nein. Es ist beschlossen, dass Mandy und ich eine kleine Reise machen.« Amanda schreckte auf und sah ihre Mutter mit feindseligen Augen an.

»Oh, wirklich? Wohin?« fragte Raphaella.

»Nach Minnesota.«

»Hat es was mit deiner Wahlkampagne zu tun, Mutter?« Es waren die ersten Worte, die Amanda an ihre Mutter richtete. Der Ton der Verachtung war nicht zu überhören.

»Mehr oder weniger. Es ist nur eine Provinzmesse, doch sind da ein paar Dinge, die ich machen sollte. Ich dachte, es würde dich freuen.« Ihr Gesicht verriet, dass sie ärgerlich war, doch sie wagte nicht, es in Worten zu äußern. Raphaella warf einen Blick auf Amanda und stellte fest, dass sie müde und elend aussah. Alles, was das Kind wollte, war, wieder in San Francisco bei Alex zu sein, und Raphaella musste sich eingestehen, dass sie sich auch danach sehnte.

Amanda hob ihren einzigen Koffer und ihren Tennisschläger auf und sah Raphaella an. Nur einen Augenblick blieben sie so stehen, dann schloss Raphaella sie rasch in die Arme. Sie hätte ihr gerne gesagt, sie solle geduldig und freundlich sein, aber dennoch stark bleiben und sich nicht von ihrer Mutter tyrannisieren lassen. Sie hätte ihr gerne tausend Dinge gesagt, doch hier war nicht der Ort und die Zeit dafür. »Lass es dir. Gut gehen, Herzchen.« Und etwas gedämpfter: »Ich werde dich vermissen.«

Amanda aber sagte deutlich, mit Tränen in den Augen: »Ich werde dich auch vermissen.« Sie weinte lautlos, als sie in den Gang des Carlyle hinausfloh. Kay blieb kurz im Eingang stehen und schien jeden Zoll von Raphaellas Antlitz in sich aufzunehmen.

»Danke, dass Sie sie vom Flughafen hergebracht haben.«

Keine Erwähnung all dessen, was Raphaella sonst noch für sie getan hatte^ sechs Monate liebevoller und mütterlicher Pflege, die sie Alexanders Nichte angedeihen ließ, dem Kinde, das sie beide so liebgewonnen hatten. Aber Raphaella wollte keinen Dank von dieser Frau. Alles, was sie wollte, war ihr Versprechen, dass sie dem Mädchen nicht weh tun würde. Doch es gab keinen Weg, dies zu erhalten, keinen Weg, Kay zu ermahnen, zu ihrem eigenen Kinde gut zu sein.

»Ich hoffe, es wird ein guter Monat für Sie beide.«

»Das wird es.« Kay sagte es mit einem seltsamen kleinen Lächeln und fixierte Raphaella. Und dann, über die Schulter hinweg, fast feixend, rief sie der schwarzhaarigen Schönheit zu: »Viel Spaß in Spanien!« Hiermit verschwand sie mit Amanda im Fahrstuhl, und Raphaella, sich plötzlich leer und allein fühlend, fragte sich, woher Kay wusste, dass sie nach Spanien reiste.

Als Raphaella am nächsten Morgen das Flugzeug nach Paris bestieg, verspürte sie nicht einmal Sehnsucht, ihre Neffen und Nichten wiederzusehen. Alles, wonach sie sich sehnte, war heimzufahren. Diese Etappe der Reise trug sie nur noch weiter fort von jenem Ort, wo ihr Herz war, und sie fühlte sich müde und einsam. Sie schloss die Augen und versuchte sich vorzutäuschen, sie sei auf dem Weg nach Kalifornien und nicht nach Frankreich. Aus purer Langeweile schlief sie den halben Weg über den Atlantik. Sie las ein bisschen, aß zu Mittag und zu Abend und gedachte mit leisem Lächeln des Fluges nach New York, als sie Alex zum ersten Mal begegnet war. Es erschien ihr heute unbegreiflich, wie sie zu einem Fremden hatte sprechen können, genauso unbegreiflich, wie es ihr damals vorgekommen war. Sie musste noch immer lächeln, als sie sich zur Landung in Paris vorbereitete. Natürlich war er jetzt kein Fremder mehr für sie. »Und wie habt ihr zwei euch kennengelernt?« hörte sie im Geiste ihren Vater fragen. »In einem Flugzeug, Papa. Er hat mich angesprochen.« - »Er hat was?« Sie lachte fast, als sie ihren Sitzgurt befestigte und sich auf die Landung einstellte. Der Gedanke amüsierte sie noch, als sie vor den anderen aus dem Flugzeug entlassen und durch den Zoll gelotst wurde. Doch sie wirkte keineswegs mehr amüsiert, als sie die Schranke erreichte und das Gesicht ihres Vaters sah. Er blickte ernst, fast grimmig und reagierte gar nicht auf ihre Aufmachung, die in jedes Männerauge ein anerkennendes Lächeln gezaubert hätte. Sie trug ein schwarzes Kostüm mit einer weißen Seidenbluse und einen kleinen Hut mit einem schwarzen Schleier. Als sie ihn sah, begann ihr Herz zu flattern. Es war offenkundig, dass etwas geschehen sein musste. Er hatte schlechte Neuigkeiten für sie... vielleicht ihre Mutter... oder John Henry... oder eine Cousine... oder...

»Bonjour, Papa.« Er neigte kaum das Haupt, als sie sich emporreckte, um ihn zu küssen. Seine kräftige Erscheinung schien starrer als ein Fels. Sein Gesicht war alt und durchfurcht, und seine Augen sahen sie kalt an, als sie mit angstvollem Ausdruck in seine eisblauen Augen sah. »Ist irgend 'etwas passiert?«

»Wir werden zu Hause darüber sprechen.« O Gott... es war John Henry. Und er wollte es ihr hier nicht sagen. Plötzlich wichen alle Gedanken an Alex aus ihrem Kopf. Alles, woran sie denken konnte, war der ältere Mann, den sie in San Francisco zurückgelassen hatte, und wie stets machte sie sich Selbstvorwürfe, ihn überhaupt verlassen zu haben.

»Papa... bitte...« Sie standen auf dem Flughafen und sahen sich an. »Ist es — ist es« - ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab - »John Henry?« Er schüttelte nur den Kopf und sagte nichts.

Während der ganzen Autofahrt nach Paris saß Raphaella wie erstarrt vor Angst, ihre Hand zitterte, als sie schließlich vor dem Hause hielten. Der Chauffeur hielt ihnen die Tür offen, seine schwarze Uniform passte zur Miene ihres Vaters und Raphaellas Gemütsverfassung. Sie hatte ein eigenartiges Gefühl, als sie die gigantische Eingangshalle, angefüllt mit vergoldeten Spiegeln und marmorgedeckten Louis-Quinze-Tischen, durchmaß. An einer Wand hing ein prachtvoller Aubusson-Gobelin, und durch die hohen französischen Fenster sah man in den Garten hinaus. Ihr Vater warf einen missbilligenden Blick auf sie und winkte sie über eine lange Flucht von Marmorstufen in sein Arbeitszimmer hinauf. Es war auf einmal, als wäre sie wieder ein Kind und hätte irgend etwas angestellt.

Vielleicht hatte die Erregung ihres Vaters letztlich doch etwas mit John Henry zu tun. Während Raphaella eilends die Stufen hinaufstieg, konnte sie sich nicht vorstellen, was es sein mochte, es sei denn, es müsste sich ereignet haben, als sie in New York war. Vielleicht ein neuer Infarkt? Doch es schien nicht nach schlechten Neuigkeiten auszusehen, die er ihr mitteilen wollte. Vielmehr deutete alles auf einen schrecklichen Verweis wegen irgend etwas, was sie getan hatte. Sie kannte

diesen besonderen Ausdruck auf seinem Gesicht aus ihrer Kindheit.

Er marschierte steif in sein Arbeitszimmer, und Raphaella folgte ihm. Es war ein Raum mit ungeheuer hohen Decken, Holztäfelung, mit Bücherschränken bedeckten Wänden und einem Schreibtisch, der groß genug für einen Präsidenten oder König war. Es war ein stattliches Exemplar im Louis-Quinze-Stil, triefend vor Gold und äußerst eindrucksvoll. Ihr Vater nahm seinen Platz hinter dem Schreibtisch ein.

»Alors...« Er sah sie flüchtig an und winkte sie zu einem Stuhl auf der anderen Seite des Tisches. Obgleich ihr Vater kein warmherziger Mann war oder zu übermäßigen Gefühlsäußerungen neigte, war er selbst für seine Verhältnisse übertrieben streng und hart.

»Papa, was ist es?« Während der langen Fahrt vom Flughafen hierher war ihr Gesicht sehr weiß geworden und erschien jetzt noch bleicher.

»Was ist es?« Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, und sein Gesicht sah grimmig aus, als er zunächst auf den Schreibtisch und dann auf sie starrte. »Müssen wir Spiele spielen?«

»Aber, Papa, ich habe keine Ahnung.«

»In diesem Falle« — fast bellte er die Worte seiner Tochter zu — »bist du total ohne Gewissen. Oder vielleicht sehr naiv, falls du denkst, du kannst machen, was du willst, in irgendeiner Ecke der Welt und ohne dass es bekannt wird.« Er ließ, die Worte einen Augenblick auf sie einwirken, und Raphaelles Herz begann zu rasen. »Verstehst du mich?« Er senkte seine Stimme und sah sie scharf an, als sie den Kopf schüttelte. »Nein? Dann sollte ich vielleicht ehrlicher zu dir sein, als du zu mir oder zu deinem armen Mann, der krank zu Hause in seinem Bett liegt.« Seine Stimme war voller Vorwurf und Verachtung für seine einzige Tochter, und plötzlich, wie ein Kind, das bei einem schrecklichen Vergehen ertappt wurde, fühlte sie sich von Scham überflutet. Die bleichen Wangen waren jäh von Röte übergossen, und Antoine de Mornay-Malle nickte mit dem Kopf. »Vielleicht hat du mich jetzt verstanden.«

Jedoch ihre Stimme klang klar, als sie erwiderte: »Nein, das habe ich nicht.«

»Dann bist du sowohl eine Lügnerin als auch eine Betrügerin!« Die Worte läuteten wie Sturmglocken in dem weiten strengen Raum. »Ich erhielt«, sprach er wohlüberlegt, als richte er sich an das Parlament und nicht an sein einziges überlebendes Kind, »vor einigen Wochen einen Brief. Von einer amerikanischen Kongressabgeordneten, Madame Kay Willard.« Forschend sah er Raphaella ins Gesicht, und sie fühlte ihren Herzschlag stocken.

Kaum fähig zu atmen wartete Raphaella. »Es war, das muss ich dir sagen, ein sehr schmerzvoller Brief, den ich zu lesen bekam. Schmerzvoll aus einer Anzahl von Gründen. Aber am meisten vor allem, weil ich Dinge "über dich erfuhr, meine Tochter, die ich nie für möglich gehalten hatte. Soll ich fortfahren?« Raphaella hätte ihm am liebsten nein gesagt, doch sie wagte es nicht. Er würde ohnehin fortfahren, wie sie wusste. »Sie erklärte mir nicht allein, dass du deinen Gatten betrügst. Ein Mann, darf ich dich daran erinnern, Raphaella, der nur Gutes für dich tat, seit du kaum mehr als ein Kind gewesen bist. Ein Mann, der dir vertraut, der dich liebt, der dich jeden wachen Moment über braucht, jeden deiner Gedanken, jeden Atemzug, um ihn am Leben zu halten. Gibst du ihm weniger als das, wirst du ihn töten, und ich bin ganz sicher, dass du dir dessen bewusst bist. Doch du zerstörst nicht allein diesen Mann, der dich liebt und der mein ältester und teuerster Freund ist, sondern du zerstörst anscheinend noch das Leben mehrerer anderer Menschen - einen Mann, der scheinbar eine Frau hatte, die ihn liebte, und den du ihr entfremdet hast. Du hinderst ihn daran, Kinder zu haben, was offenbar etwas ist, was ihm sehr am Herzen liegt. Außerdem erfahre ich von Madame Willard, dass ihre Tochter nach einem schweren Unfall zur Genesung nach Kalifornien reiste und mit diesem Mann, dem du die Frau gestohlen hast, zusammenlebt. Anscheinend

verdirbst du auch dieses Kind mit deinem schockierenden Verhalten. Außerdem ist Madame Willard im Kongress, und nach allem, was sie mir mitteilt, wird sie alle Chancen verlieren, ihr Lebenswerk fortzusetzen, wenn der Skandal ruchbar wird. In der Tat teilt sie mir mit, dass sie unverzüglich zurücktreten will, falls du und ihr Bruder nicht Schluss machen, weil sie der Schande, die ein solcher Skandal über sie, ihren Ehemann, ihre betagte Mutter und ihr Kind brächte, nicht ins Auge sehen könnte. Ich sollte ebenso hinzufügen, dass, wenn solch eine Sache bekannt würde, du auch über mich und das Bankhaus Malle Schande bringen würdest, ganz zu -schweigen, wie dein Betragen aus spanischer Sicht beurteilt würde. Ich brauche nicht zu erwähnen, was die Presse aus dir machen würde.«

Raphaella fühlte sich, als sei sie gekreuzigt worden. Die Ungeheuerlichkeit des Geschehenen, die Beschuldigungen, die Machenschaften Kays und die bitteren Vorwürfe ihres Vaters überstiegen fast jedes Maß des Erträglichen. Was konnte sie ihm sagen? Wo sollte sie beginnen? Die Wahrheit war, dass Kay eine bösertige, ehrgeizzerfressene Politikerin war, die vor nichts Halt machte, um ihre Ziele zu erreichen; dass sie nicht an Rücktritt dachte, sondern sich erneut zur Wahl aufstellen ließ, diesmal als Senator. Dass Amanda von ihr und Alex nicht >verdorben<,sondernn tief geliebt wurde; dass er nicht mit Rachel verheiratet gewesen war, als sie ihm begegnete, und dass er nicht zu Kachel zurück wollte und dass sie selbst noch immer alles gab, was sie John Henry geben konnte, aber dass sie Alex auch liebte. Ihr Vater saß jedoch nur da und starrte sie mit Verachtung und Zorn in den Augen an. Als sie ihn ansah, fühlte sie sich machtlos vor ihm, Tränen stürzten aus ihren Augen und rannen ihr über die Wangen.

»Ich muss dir auch noch sagen«, fuhr er nach einer Pause fort, »dass es nicht meine Art ist, dem Wort einer völlig Fremden zu glauben. Mit erheblichen Unannehmlichkeiten und großen Ausgaben engagierte ich einen Detektiv, der deine Aktivitäten in den vergangenen zehn Tagen chronologisch aufgezeichnet hat, die zu bestätigen scheinen, was diese Frau sagt. Jede einzelne Nacht«, - er blitzte sie zornig an, - »kamst du nicht früher als um fünf Uhr morgens heim. Falls es dich nicht kümmert, was du jenen antust, die um dich herum sind, Raphaella, so würde ich meinen, dass deine eigene Reputation dir etwas mehr bedeuten sollte! Deine Dienstboten müssen dich für eine Schlampe, eine Hure, ein Stück Dreck halten!« Er brüllte sie an und verließ seinen Platz, um den Raum zu durchqueren. Sie hatte noch nicht ein Wort gesagt. »Wie kannst du so etwas machen? Wie kannst du so ehrlos, so ekelhaft, so billig sein?« Er wandte ihr das Gesicht zu, und sie schüttelte nur stumm den Kopf und barg ihr Gesicht in den Händen. Nach einer Weile holte sie tief Luft und sah ihren Vater quer durch das Zimmer an.

»Papa, diese Frau hasst mich... was sie gesagt hat -«

»Ist alles wahr. Die Berichte von dem Mann, den ich engagierte, sagen es.«

»Nein.« Sie schüttelte vehement ihr Haupt und stand gleichfalls auf. »Nein, das einzig Wahre ist, dass ich ihren Bruder liebe. Aber er ist nicht verheiratet. Er war geschieden, als ich ihn kennenlernte —«Er schnitt ihr brüsk das Wort ab.

»Und du bist eine Katholikin, oder hast du das vergessen? Und eine verheiratete Frau, oder hast du das auch vergessen? Es schert mich nicht, ob es ein Priester oder ein Zulu war, Tatsache ist, dass du mit John Henry¹ verheiratet bist, und du bist nicht frei, herumzuhuren, wo es dir passt. Nach dem, was du hier getan hast, kann ich ihm nicht wieder unter die Augen treten. Ich kann meinem ältesten Freund nicht ins Gesicht sehen, weil die Tochter, die ich ihm gab, eine Hure ist!«

»Ich bin keine Hure!« Mit Schluchzern in der Kehle schrie sie ihm die Worte zu. »Und du hast mich ihm nicht gegeben. Ich heiratete ihn, weil ich ihn wollte... ich liebte ihn...« Sie sprach nicht weiter.

»Ich wünsche, deinen Unsinn nicht zu hören, Raphaella. Ich wünsche nur eins von dir zu hören. Dass du diesen Mann nicht wiedersehen wirst.« Er blitzte sie zornig an und

kam langsam auf sie zu. »Und bevor du das nicht tust und mir dein feierliches Versprechen gibst, bist du in meinem Hause nicht willkommen. Genau gesagt«, - er warf einen Blick auf seine Uhr - »geht dein Flugzeug nach Madrid in zwei Stunden. Ich möchte, dass du dich dorthin begibst, um hierüber nachzudenken, und ich werde in einigen Tagen kommen. Dann wünsche ich zu hören, dass du diesem Mann geschrieben und ihm mitgeteilt hast, dass es aus ist. Und um sicher zu sein, dass du dein Versprechen hältst, beabsichtige ich, auf unbestimmte Zeit deine Überwachung zu veranlassen.«

»Aber warum, um Gottes willen, warum?«

»Weil, falls du schon keine Ehre hast, Raphaella, ich sie habe. Du brichst jedes Versprechen, das du je gegeben hast, als du John Henry heiratetest. Du entehrst mich sowohl als dich. Und ich will keine Hure als Tochter haben. Und falls du dich weigerst, in meine Forderung einzuwilligen, erkläre ich dir schlicht, dass du mir keine andere Wahl lässt, als John Henry zu erzählen, was du getan hast.«

»Um Gottes willen, Papa... bitte...« Sie schluchzte jetzt fast hysterisch. »Dies ist mein Leben... du wirst ihn töten... Papa... bitte...«

»Du bist ein Schandfleck auf meinem Namen, Raphaella.« Er starrte sie an, ohne näher zu kommen.

Sie sah ihn an, begriff den Horror dessen, was geschehen war, und zum ersten Mal in ihrem Leben hasste sie jemanden, wie sie es nie zuvor getan hatte. Wenn Kay in diesem Moment im gleichen Zimmer mit ihr gestanden hätte, sie würde sie mit Freuden getötet haben, und zwar mit bloßen Händen. So aber wandte sie sich mit einem Blick der Verzweiflung an ihren Vater.

»Aber, Papa... warum - warum musst du dies tun? Ich bin eine erwachsene Frau... du hast kein Recht -«

»Ich habe jedes Recht. Du bist offenbar zu lange in Amerika gewesen, meine Liebe. Und vielleicht hast du auch zu lange am losen Zügel gehangen, während dein Gatte krank war. Madame Willard teilt mir mit, dass sie versucht hat, dich zur Vernunft zu bringen, aber du und dieser Mann seien hartnäckig. Sie teilt mir mit, wenn du nicht wärst, würde er zu seiner Frau zurückgehen, wenn du nicht wärst, könnte er eine Familie gründen und Kinder haben.« Er sah sie vorwurfsvoll an. »Wie kannst du das jemandem antun, den du liebst?« Seine Worte und seine Miene waren wie ein Messer, das sie durchschnitt, und sein starrer Blick sog sich an ihren Augen fest. »Doch mein Interesse gilt nicht diesem Mann, es gilt deinem Gatten. Ihm gegenüber solltest du die strengste Loyalität empfinden. Und ich meine es ernst, Raphaella: Ich werde es ihm sagen.«

»Es wird ihn töten.« Sie sprach sehr ruhig, aus ihren Augen ergossen sich Tränen über ihr Gesicht.

»Ja«, sagte ihr Vater knapp. »Es wird ihn töten. Und sein Blut wird an deinen Händen sein. Ich wünsche, dass du in Santa Eugenia darüber nachdenkst. Und ich möchte, dass du weißt, warum ich Vorkehrungen für dich getroffen habe, heute abend abzureisen. Ich will keine Hure unter meinem Dach, Raphaella, nicht einmal für eine Nacht.« Hierauf schritt er zur Tür seines Arbeitszimmers, öffnete sie, verbeugte sich leicht und winkte sie hinaus. Einen endlosen Moment starrte er sie lang und hart an, so dass es sie durchschauerte. Wie verwüstet blickte sie auf das, was sich zwischen ihnen zugetragen hatte. Er schüttelte den Kopf und sagte nur zwei Worte zu ihr. »Guten Abend.« Dann schloss er fest die Tür hinter ihr. Sie musste zum nächsten Sessel gehen und sich setzen.

Sie fühlte sich so elend und zittrig, dass sie glaubte, jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen. Aber sie saß nur da, benommen, entsetzt, verletzt, verwirrt, zornig. Wie konnte er ihr dieses antun? Und hatte Kay gewusst, was sie tat? Konnte sie vielleicht ahnen, welch katastrophale Wirkung ihr Brief haben würde? Mehr als eine halbe Stunde saß Raphaella wie betäubt, und dann, nach einem Blick

auf ihre Uhr, stellte sie fest, dass, falls ihr Vater ihren Flug umgebucht hatte, sie jetzt und geradewegs das Haus verlassen musste.

Langsam ging sie auf die Treppe zu, warf noch einen Blick zurück auf das Arbeitszimmer ihres Vaters. Sie hatte kein Verlangen, ihm jetzt adieu zu sagen. Er hatte alles gesagt, was er zu sagen hatte, und sie wusste, dass er in Santa Eugenia erscheinen würde. Aber sie gab keinen Pfifferling auf das, was er tat oder drohte oder sagte. Er hatte kein Recht, sich in ihr Leben mit Alex einzumischen. Und sie gab auch keinen Pfifferling auf das, was er angedroht hatte, ihr anzutun. Sie würde Alex nicht aufgeben. Sie marschierte die Stufen zur Eingangshalle hinunter, setzte ihren kleinen Strohhut mit dem Schleier auf und hob ihre Reisetasche auf. Jetzt stellte sie fest, dass ihr großes Gepäck gar nicht aus dem Citroen ausgeladen worden war und der Chauffeur noch immer draußen vor der Tür stand. Sie war in der Tat aus dem Hause ihres Vaters verbannt worden, aber sie war so zornig, dass es sie nicht berührte. Er hatte sie ihr ganzes Leben lang wie einen Gegenstand behandelt, ein Möbelstück, eine Art von Guthaben, und sie würde nicht zulassen, dass er dies weiterhin tat.

In San Francisco, um die gleiche Zeit, in der Raphaella zum Flughafen außerhalb Paris zurückgefahren wurde, hatte Alex gerade einen höchst ungewöhnlichen Telefonanruf erhalten. Er saß an seinem Schreibtisch, starrte auf seine gefalteten Hände und fragte sich, warum er diesen Anruf erhalten hatte. Höchstwahrscheinlich hatte er etwas mit Raphaella zu tun, aber mehr als das wusste er nicht. Er hatte das Gefühl einer seltsamen und schrecklichen Schwere, während er auf die verabredete Stunde wartete. Fünf Minuten nach neun an jenem Morgen hatte er von einem der Sekretäre John Henrys einen Anruf erhalten und war gebeten worden, falls er könnte, am selben Morgen zum Hause zu kommen. Er hatte ihm nur gesagt, dass Mr. Phillips ihn in einer persönlichen Angelegenheit von bedeutender Wichtigkeit zu sehen wünsche. Weitere Erklärungen wurden nicht geboten, und er wagte nicht, danach zu fragen. Nachdem er aufgehängt hatte, rief er gleich seine Schwester an, doch die Kongressabgeordnete Willard war an diesem Morgen nicht greifbar. Er musste warten, bis er John Henry in zwei Stunden sah. Vielleicht hatte

John Henry schon mit Raphaella gesprochen, und sie hatte es Alex nicht gesagt. Vielleicht hatte er schon mit ihrer Familie arrangiert, sie in Spanien zu behalten. Gleichwohl spürte er, dass sich etwas Schreckliches zusammenbraute, aber mit Rücksicht auf John Henrys vorgeschrittenes Alter und den offenkundigen Ernst der Situation konnte er sich nicht weigern, hinzugehen und ihn zu sehen. Er würde es gerne getan haben, dachte er, als er seinen Wagen an der gegenüberliegenden Straßenseite des Hauses parkte.

Langsam ging er auf die mächtige Eichentür, die er so oft gesehen hatte, zu. Er läutete und wartete, und einen Moment später erschien ein ernstblickender Butler. Für eine Sekunde hatte Alex das Gefühl, als ob jedes Mitglied dieses Hauses sein Verbrechen kannte und im Begriff war, Gericht über ihn zu halten. Er war ein kleiner Junge, der wegen gestohlener Äpfel gescholten werden sollte - doch nein, dies hier war schlimmer, sehr viel schlimmer. Hätte er es sich gestattet, hätte er jetzt echte Angst gehabt. Doch er fühlte, dass dies ein Augenblick war, der ihm absolut keine Wahl ließ. Er schuldete es John Henry, vor ihm zu erscheinen, gleichgültig, was der alte Mann zu tun oder zu sagen beabsichtigte.

Der Butler führte ihn in die Hauptempfangshalle. Von dort eskortierte ihn ein Dienstmädchen nach oben. Vor der Zimmerflucht John Henrys kam ein älterer Mann auf ihn zu, lächelte entgegenkommend und dankte ihm, nach so kurzfristiger Benachrichtigung gekommen zu sein, um Mr. Phillips zu sehen. Er wies sich als Mr. Phillips' Sekretär aus, und Alex erkannte die Stimme, die er am Telefon gehört hatte, wieder.

»Sehr freundlich von Ihnen, so rasch zu kommen. Dies ist höchst ungewöhnlich für Mr. Henry. Er hat seit mehreren Jahren niemand mehr gebeten herzukommen. Ich nehme aber an, es ist irgendeine dringende persönliche Sache, und er dachte, Sie könnten in der Lage sein, ihm zu helfen.« Wieder spürte Alex tiefe Besorgnis.

»Sicherlich.« Er hörte sich zu dem ältlichen Sekretär Belanglosigkeiten murmeln. Sie warteten darauf, von der Pflegerin hereingeführt zu werden. »Ist er sehr krank?« Er wusste, es war eine bornierte Frage, als der Mann nickte, denn ihm war ja von Raphaella bekannt, wie krank John Henry war. Er war jedoch völlig entnervt alleine dadurch, hier draußen vor John Henrys Schlafzimmer in »ihrem« Heim >zu stehen. Dies waren die Gänge, durch die sie jeden Tag ging. Dies war das Haus, in dem sie jeden Morgen frühstückte, in welches sie kam, nachdem sie ihn verlassen hatte, nachdem sie sich geliebt hatten.

»Mr. Hale...« Die Pflegerin hatte die Tür geöffnet, und der Sekretär verbeugte sich. Eine Sekunde schien Alex zu zaudern, dann ging er auf den Eingang zu, sich fühlend wie ein Mann, der zu seiner eigenen Exekution schreitet, doch wenigstens tat er es mit Stil. Er würde ihr keine Unehre erweisen, weder indem er sich durch Weigerung seines Erscheinens als Feigling erwies, noch durch einen unpassenden Aufzug. Er war zu Hause vorbeigefahren, um die Kleidung zu wechseln gegen einen schwarzen Nadelstreifenanzug, den er in London gekauft hatte, mit weißem Hemd und Dior-Krawatte, doch selbst dies half nichts, als er die Türschwelle überschritt und die zusammengeschrumpfte Gestalt in dem massiven antiken Bett erblickte.

»Mr. Phillips?« Alexanders Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, als hinter ihm beide, der Sekretär und die Pflegerin, verschwanden. Sie waren nun allein, die zwei Männer, die Raphaella liebten, der eine so geschlagen, so alt und zerbrochen, der andere so jung und hochgewachsen, wie er dort stand und auf den Mann, den Raphaella vor fünfzehn Jahren geheiratet hatte, schaute.

»Bitte, kommen Sie näher.« Seine Sprechweise war verstümmelt und schwierig zu verstehen, doch es war, als ob Alex seine Worte erspürte, so sehr war er auf das Kommende eingestellt. John Henry winkte schwach zu einem Stuhl neben seinem Bett und bat Alex, darauf Platz zu nehmen, doch es war keine Schwäche in den scharfen blauen Augen, die ihn beobachteten, ihm Maß nahmen, Zoll für Zoll, Haar für Haar. Alex setzte sich vorsichtig auf den Stuhl und wünschte, er würde in seinem Bett aufwachen, um festzustellen, dass dies nur ein Alptraum war. Es war einer jener Augenblicke im Leben, in denen man sich weit weg wünscht.

»Ich möchte...« Er mühte sich mit der Sprache, aber seine Augen ließen Alex dabei niemals los, und selbst jetzt war um ihn die Aura eines stolzen Herrschers. Es war nichts Anmaßendes an ihm, nur eine Art von ruhiger Stärke, sogar in diesem gebrochenen Zustand; man spürte, dass dies einst ein großer Mann gewesen war. Es war jetzt leichter zu verstehen, was er Raphaella einmal bedeutet haben mochte und warum sie ihn jetzt noch liebte. Für einen Moment verspürte Alex Scham für das, was sie getan hatten. »Ich möchte...«, stammelte John Henry weiter, mit der einen Seite des Mundes, die sich nicht mehr bewegen konnte, kämpfend, »Ihnen danken... für Ihr Kommen.« Jetzt entdeckte Alex, dass seine Augen nicht nur durchdringend, sondern auch gütig waren. Alex nickte ihm zu, nicht ganz sicher, was zu sagen war. »Ja, Sir«, würde passend gewesen sein. Er empfand Ehrfurcht für diesen Mann.

»Ja. Ihr Sekretär sagte, dass es wichtig sei.« Sie wussten beide, dass dies eine Untertreibung war. Trotz des verkrüppelten Mundes versuchte John Henry zu lächeln.

»In der Tat, Mr. Hale... in der Tat.« Und dann nach einer kurzen Pause: »Ich hoffe... ich habe Sie nicht... erschreckt... Sie zu bitten...« Er schien kaum fähig, den Satz zu beenden, jedoch entschlossen, es zu tun. Es war eine harte Leistung für beide. »... herzukommen. Es ist sehr wichtig«, sagte er deutlicher, »für alle drei... von uns... Ich brauche es nicht zu erklären.«

»Ich -« Sollte er es leugnen? Alex überlegte. John Henry hatte nicht in einem anklagenden Ton gesprochen. Er hatte die Wahrheit gesagt. »Ich verstehe.«

»Gut.« John Henry nickte, erfreut blickend. »Ich liebe meine Frau sehr, Mr. Hale...« Die Augen waren seltsam leuchtend. »So sehr, dass es mich schmerzte... schrecklich... sie hier gefangen zu halten, während ich... ich ein Gefangener dieses nutzlosen zerstörten Körpers bin... und sie weiterhin an... mich gekettet ist...« Erblickte gramzerfressen, als seine Augen Alex erreichten — »... wie es jetzt ist. Es ist kein Leben für eine... junge Frau... dennoch... sie ist sehr gut zu mir.«

Alex sah sich gezwungen, hierauf zu antworten. Seine Stimme klang rau, als er sprach. »Sie liebt Sie sehr.« Er fühlte sich immer mehr als Eindringling. Sie waren die Liebenden. Er war der Störenfried. Es war das erste Mal, dass er wahrhaft

begriff. Sie war dieses Mannes Frau, nicht seine. Und bei aller Zuneigung, die sie füreinander empfanden, sie gehörte hierher. Und dennoch, konnte er das wirklich glauben? John Henry war ein sehr alter Mann, sich mit unendlich kleinen Schritten dem Tode nähernd. Wie er selbst zu wissen schien, war es eine grausame Existenz für sie. Er sah Alex jetzt hilflos an.

»Es war eine schreckliche Sache, ihr... dies anzutun.«

»Sie haben es nicht gewollt.«

Da war die Spur eines Lächelns. »Nein... das habe ich nicht... aber... es geschah... und noch... lebe ich weiter... und ich quäle sie.«

»Das ist nicht wahr.« Sie saßen da wie zwei alte Freunde, jeder die Existenz und Bedeutung des anderen anerkennend, es war ein seltsamer Moment im Leben beider Männer. »Sie bedauert keinen Augenblick ihrer Zeit mit Ihnen.« Wieder musste er sich zwingen, nicht hinzuzufügen »Sir«.

»Doch, sie sollte... es bedauern.« Er schloss kurz die Augen. »Ich tue es.« Als er die Augen wieder öffnete, waren sie so scharf wie zuvor. »Ich bedaure es... für sie... und für mich... Aber ich habe Sie nicht hergebeten, um Ihnen von meinem Bedauern zu erzählen... und meinen Sorgen... Ich rief Sie her, um Sie... über sich zu befragen.«

Alexanders Herz hämmerte, und er beschloss, den Stier bei den Hörnern zu packen. »Darf ich Sie fragen, wie Sie von mir erfahren haben?« Hatte er es die ganze Zeit gewusst? Ließ er sie routinemäßig von Dienstboten überwachen?

»Ich erhielt... einen Brief.«

Alex fühlte, wie in seinem Inneren ein flammender Zorn aufstieg. »Darf ich fragen, von wem?«

»Ich... weiß es nicht.«

»Er war anonym?«

John Henry nickte. »Es wurde mir nur mitgeteilt... dass... Sie und...« Er schien ihren Namen in Alexanders Gegenwart nicht nennen zu wollen, es war genug, dass sie hier zusammensaßen und die Wahrheit sprachen. »Dass Sie und sie in Verbindung sind seit... fast einem Jahr.« Er begann leise zu husten, und Alex war besorgt, doch John Henry winkte mit der Hand, um anzuzeigen, dass alles in Ordnung sei, und fuhr nach kurzer Pause fort: »Es wurde mir Ihre Adresse und Telefonnummer gegeben und erklärt, dass Sie... Rechtsanwälte sind... und deutlich zum Ausdruck gebracht... dass es weise sein würde... dem Verhältnis Einhalt zu gebieten.« Er sah Alexander neugierig an. »Warum ist das so?

War der Brief... von Ihrer Frau?« Er schien beunruhigt, doch Alex schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Frau. Ich wurde vor mehreren Jahren geschieden.«

»Ist sie... noch... eifersüchtig?«

»Nein. Ich glaube, der Brief, den Sie erhielten, war von meiner Schwester. Sie ist Politikerin. Kongressabgeordnete, genau gesagt. Sie ist eine furchtbare, selbstsüchtige, böartige Frau. Sie denkt, falls irgendein Wort von dieser - meiner... äh... unserer Verbindung bekannt wird, würde es ihr politisch schaden, wegen des Skandals.«

»Sie hat vermutlich... recht.« John Henry nickte mit dem Kopf. »Aber weiß jemand was?« Er konnte es schwerlich glauben. Raphaella würde immer diskret sein.

»Nein.« Alex war steinhart. »Niemand. Nur meine Nichte, und sie vergöttert Raphaella und ist durchaus in der Lage, ein Geheimnis zu wahren.«

»Ist sie ein kleines Kind?« John Henry schien zu lächeln.

»Sie ist siebzehn und die Tochter besagter Schwester. Amanda, meine Nichte, hat in den letzten Monaten bei mir gelebt. Sie wurde am Erntedankfesttag schwer verletzt, und während ihre Mutter höchst rücksichtslos zu ihr war, hat Ihre - äh —

Raphaella« - er beschloss, völlig aufrichtig zu sein - »sich wundervoll verhalten.« Seine Augen leuchteten bei diesen Worten warm auf, und John Henry lächelte erneut.

»Sie würde immer wundervoll sein... in solch einem Fall. Sie ist eine höchst... ungewöhnliche... Person.« Hierin stimmten beide überein. John Henry wurde wieder traurig. »Sie hätte... Kinder haben sollen.« Und dann: »Vielleicht... eines Tages... wird sie.« Alex sagte nichts. Endlich fuhr Henry fort. »Also, Sie meinen, es ist... Ihre Schwester?«

»Ja. Hat sie Ihnen in irgendeiner Weise in dem Brief gedroht?«

»Nein.« Er blickte schockiert. »Sie appellierte nur... an... meine... Fähigkeit, es zu... beenden.« Plötzlich sah er amüsiert aus und winkte auf seine nutzlosen Glieder unter den Laken. »Welch ein Vertrauen setzt man... in einen sehr alten Mann.« Aber geistig schien er nicht so alt, als seine Augen Alex begegneten. »Erzählen Sie mir... darf ich fragen...“ wie es begonnen hat?«

»Wir lernten uns letztes Jahr in einem Flugzeug kennen. Nein, das ist nicht richtig.« Alex krauste die Stirn und schloss für einen Moment die Augen, sich an das erste Mal erinnernd, als er sie auf den Stufen sitzen sah. »Ich sah sie eines Nachts... auf den Treppenstufen sitzen und über die Bucht hinausschauen.« Ihm wurde bewusst, dass er John Henry nicht erzählen wollte, dass sie geweint hatte. »Ich fand sie unwahrscheinlich schön, aber das war alles. Ich erwartete niemals, sie wiederzusehen.«

»Doch Sie taten es?« John Henry blickte neugierig.

»Ja. In dem Flugzeug, das ich erwähnte. Ich sah sie flüchtig im Flughafen, aber sie verschwand.«

John Henry lächelte ihn gütig an. »Sie müssen... ein Romantiker sein.«

Alex errötete leicht und lächelte einfältig. »Ich bin es.«

»Sie ist es auch.« Er sprach jetzt wie ihr Vater und gab die Tatsache nicht preis, dass er auch ein Romantiker gewesen war. »Und dann?«

»Wir unterhielten uns. Ich erwähnte meine Mutter. Sie las eins ihrer Bücher.«

»Ihre Mutter... schreibt?« Sein Interesse schien zu wachsen.

»Charlotte Brandon.«

»Äußerst... beeindruckend... Ich las einige ihrer früheren... Bücher ... Ich würde sie gerne kennengelernt haben.« Alex hätte ihm gerne gesagt, dass er es könne, doch sie wussten beide, dass dies nie geschehen würde. »Und Ihre Schwester ist... eine Kongressabgeordnete...« Er nickte Alex wohlwollend zu.

»Ich lud sie mit meiner Mutter zum Mittagessen in New York ein und —« Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde. »Ich wusste da noch . nicht, wer sie war. Meine Mutter erzählte es mir nach dem Essen.«

»Sie wusste es?«

»Sie hat sie wiedererkannt.«

»Ich bin... überrascht... Wenige Leute kennen sie... Ich hielt sie gut verborgen vor... der Presse.« Alex nickte. »Sie hatte es Ihnen... nicht... selbst gesagt?«

»Nein. Das nächste Mal, als ich sie sah, sagte sie mir nur, dass sie verheiratet sei und sich nicht binden könne.« John Henry nickte, sichtlich erfreut. »Sie war sehr entschieden, und ich muss gestehen, dass ich - ich sie bedrängte.«

»Warum?« John Henrys Stimme war plötzlich grell in dem stillen Zimmer.

»Es tut mir leid. Ich konnte nicht anders. Ich... wie Sie schon sagten, ich bin ein Romantiker. Ich war ihr in Liebe verfallen.«

»So rasch?« Er sah ihn skeptisch an, doch Alex hielt stand.

»Ja.« Er tat einen tiefen Atemzug. Es war schwer, John Henry dies alles zu erzählen. Und warum? Warum wollte der alte Mann das alles wissen? »Ich sah sie wieder, und ich glaubte, sie fühlte sich auch zu mir hingezogen.« Es ging ihn nichts an, dass sie in New York miteinander ins Bett gegangen waren. Sie hatten auch ein

Recht auf ihre Privatsphäre. Sie gehörte nicht nur ihm, sondern ebenso Alexander. »Wir flogen im selben Flugzeug zurück, aber hier sah ich sie nur einmal. Sie kam, um mir zu sagen, dass sie mich nicht wiedersehen könnte. Sie wollte Ihnen gegenüber nicht unredlich sein.«

John Henry blickte verdutzt. »Sie ist eine... erstaunliche... Frau.« Alex stimmte ihm offen zu. »Und dann? Sie bedrängten sie erneut?« Es war keine Anklage, nur eine Frage.

»Nein. Ich ließ sie allein. Zwei Monate später rief sie mich an. Und ich denke, wir waren beide gleichermaßen unglücklich.«

»Damals begann es?« Alex nickte. »Verstehe. Und wie lange ist das jetzt her?«

»Fast acht Monate.«

John Henry nickte langsam. »Ich pflegte... mir zu wünschen —sie möge irgend jemanden finden. Sie ist so einsam gewesen..., und ich konnte nichts tun... deswegen. Nach einer Zeit hörte ich auf, darüber nachzudenken... Sie schien sich mit ihrem Leben abgefunden zu haben... so wie es war.« Er sah Alex wieder ohne Vorwurf an.

»Gibt es irgendeinen Grund, warum ich es... beenden sollte? Ist sie... unglücklich?« Alex schüttelte langsam den Kopf. »Sind Sie es?«

»Nein.« Alex seufzte leise. »Ich liebe sie unendlich. Es tut mir nur leid, dass dies zu Ihrer Kenntnis gelangt ist. Wir hatten nie die Absicht, Sie zu kränken. Vor allem sie hätte das nicht ertragen.«

»Ich weiß.« John Henry sah ihn gütig an. »Ich weiß... und Sie... haben mich nicht... gekränkt. Sie haben mir nichts genommen. Sie ist so sehr meine Frau, wie sie es immer gewesen ist... so sehr sie es sein kann... jetzt. Sie ist so gut wie immer zu mir... so freundlich... so liebevoll. Und falls Sie ihr etwas mehr geben können, etwas Sonnenschein ... etwas Freude... etwas Freundlichkeit... etwas Liebe... wie könnte ich ihr das missgönnen? Es ist nicht recht... für einen Mann meines Alters... eine schöne junge Frau in einer Falle gefangen zu halten.. Nein!« Seine Stimme hallte machtvoll im Raum wider. »Nein... ich will sie nicht zurückhalten!« Dann milderte sich seine Stimme wieder. »Sie hat ein Recht auf ein Glück mit Ihnen... genauso wie sie einst ein Recht auf Glück mit mir besaß. Leben ist eine Folge wechselnder Jahreszeiten ... wechselnder Schauplätze... wechselnder Träume... wir müssen uns dem anpassen. In der Vergangenheit eingesperrt zu bleiben würde sie zu demselben Schicksal wie dem meinen verdammen. Es wäre unmoralisch, ihr zu erlauben, das zu tun... Das wäre der Skandal« - er sah Alex mit feinem Lächeln an - »nicht das, was sie mit Ihnen teilt.« Und dann, fast in einem Flüstern: »Ich bin Ihnen dankbar... wenn Sie sie glücklich machten, und ich glaube, Sie haben es getan.« Er machte eine lange Pause. »Und nun? Was planen Sie mit ihr oder haben Sie vor?« Er blickte erneut besorgt, als versuche er die Zukunft für sein geliebtes Kind zu regeln.

Alex war nicht sicher, was er ihm sagen sollte. »Wir sprechen selten darüber.«

»Aber Sie denken... darüber nach?«

»Ich tue es.« Alex war ehrlich mit ihm.

»Werden Sie« - bei diesen Worten stiegen Tränen in seine Augen — »für sie sorgen... an meiner Statt?«

»Wenn sie es mir erlaubt.«

John Henry schüttelte seinen Kopf. »Wenn sie... es Ihnen erlauben. Falls mir etwas zustößt, wird ihre Familie kommen und sie holen... und sie wegbringen.« Er seufzte leise. »Sie braucht Sie... wenn Sie gut zu ihr sind, sie braucht Sie so sehr... wie sie mich... einst brauchte.«

Alexanders Augen waren jetzt ebenfalls feucht. »Ich verspreche es Ihnen. Ich werde für sie sorgen. Und ich werde sie niemals, niemals von Ihnen wegziehen. Nicht jetzt, nicht später, nicht in fünfzig Jahren oder zehn Jahren oder zwei. Ich möchte, dass Sie das wissen.« Er griff nach John Henrys zerbrechlicher Hand und umschloss sie mit

seiner eigenen.

»Sie ist Ihre Frau, und ich respektiere das. Ich habe es immer getan. Ich werde es immer tun.«

»Und eines Tages machen Sie sie zu der... Ihren?« Ihre Augen trafen sich und hielten sich fest.

»Wenn sie es mir erlaubt.«

»Sehen Sie zu... dass sie es tut.« Er drückte fest Alexanders Hand, dann schloss er die Augen, als sei er erschöpft. Einen Moment später öffnete er sie mit einem kleinen Lächeln. »Sie sind ein guter Mann, Alexander.«

»Danke, Sir.« Endlich hatte er es gesagt. Und er fühlte sich besser. Es war, als wären sie Vater und Sohn.

»Sie waren tapfer herzukommen.«

»Ich musste es.«

»Und Ihre Schwester?« Seine Augen befragten Alex, doch Alex zuckte nur die Achseln.

»Sie kann keinen echten Schaden zwischen uns stiften.« Er sah John Henry an. »Was kann sie sonst noch tun? Sie hat es Ihnen mitgeteilt. Sie kann es nicht publik machen, dann würden die Wähler es erfahren.« Er lächelte. »Sie hat überhaupt keine Macht.«

Aber John Henry blickte besorgt. »Sie könnte... Raphaella weh tun.« Er sagte es so gedämpft, dass es fast ein Flüstern war. Doch endlich hatte er ihren Namen genannt.

»Ich würde es ihr nicht erlauben.« Und Alex' Stimme tönte so entschlossen, dass John Henry sehr beruhigt aussah.

»Gut.« Und dann nach einem Augenblick. »Mit Ihnen wird sie sicher sein.«

»Immer.«

Er sah Alex lange an, dann streckte er ihm erneut die Hand entgegen. Alex nahm sie in die seine, John Henry presste sie und flüsterte: »Sie haben meinen Segen, Alexander... sagen Sie ihr das... wenn die Zeit gekommen ist.«

In Alexanders Augen waren Tränen, als er die zerbrechliche Hand, die er hielt, küsste, und einige Minuten später verließ er den alten Mann, um ihm Erholung zu gönnen.

Er verließ das stattliche Herrenhaus mit einem Gefühl des Friedens, das er niemals vorher kannte. Ohne es zu wollen, hatte seine Schwester ihn mit einem unendlich kostbaren Geschenk bedacht. Anstatt die Affäre mit Raphaella zu beenden, hatte sie ihnen den Schlüssel zu ihrer Zukunft geliefert. In einer merkwürdigen, altmodischen Form, im Ritual eines verliehenen Segens. John Henry Phillips hatte Raphaella an Alexander Hale weitergegeben, nicht als ein Besitztum oder eine Last, sondern als einen kostbaren Schatz, den jeder, in seiner eigenen Zeit, zu lieben und zu beschützen gelobt hatte.

»Raphaella, Liebling.« Ihre Mutter schlang die Arme um sie, als Raphaella in Madrid aus dem Flugzeug stieg. »Aber was ist das für ein Wahnsinn? Warum bist du die Nacht über nicht in Paris geblieben? Als dein Vater mir sagte, du würdest auf direktem Wege herkommen, habe ich ihm erklärt, das sei total verrückt.« Alejandra de Mornay-Malle sah die dunklen Ringe, die sich unter den Augen ihrer Tochter gebildet hatten, und schalt sie liebevoll aus, doch die Art und Weise, wie sie es tat, verriet Raphaella, dass sie keine Ahnung hatte, warum ihre Pläne geändert wurden. Offenbar hatte ihr Vater nichts über den Brief von Madame Willard oder die Affäre mit Alex oder dass sie in Ungnade war, gesagt.

Raphaella lächelte ihrer Mutter müde zu und wünschte, sich glücklich zu fühlen, sie zu sehen, ein Gefühl des Heimkommens zu haben, einen Hafen zu finden vor ihres Vaters Zorn. Indessen, alles, was sie fühlte, war Erschöpfung, und alles, was sie hören konnte, war das Echo der Worte ihres Vaters. »Ich will keine Hure unter meinem Dach, Raphaella, nicht einmal für eine Nacht.«

»Liebling, du siehst erschöpft aus, bist du sicher, dass dir nichts fehlt?« Die auffallende flachsblonde Schönheit, die Alejandra de Santos y Quadral als junges Mädchen berühmt gemacht hatte, war mit Beginn der mittleren Jahre nur leicht verblasst. Sie war noch immer eine bemerkenswert schöne Frau. Ihre Schönheit wurde nur beeinträchtigt durch den Umstand, dass sie kurzsichtig war und ihre strahlenden grünen Augen kein grelles Licht vertrugen. Sie besaß aber nichts von Raphaellas geheimnisvoller Schönheit oder dem starken Kontrast des jettschwarzen Haares zu dem Elfenbeinteint. In ihrer Mutter war nichts von Raphaellas Tiefe, nichts von ihrer Intelligenz, ihrem Esprit oder ihrer Faszination. Alejandra war nur eine sehr elegante Frau mit einem sehr reizvollen Gesicht, einem guten Herzen, exzellenter Erziehung, guten Manieren und einer leichten, graziösen Lebensart.

»Es geht mir gut, Mutter. Ich bin nur sehr müde. Aber ich wollte in Paris keine Zeit vergeuden, da ich nicht sehr lange bleiben kann.«

»Kannst du nicht?« Ihre Mutter blickte bestürzt bei der Aussicht auf einen kurzen Besuch. »Aber warum nicht? Ist John Henry wieder krank, Liebling?« Raphaella schüttelte den Kopf, als sie ihren Weg vom Flughafen nach Madrid nahmen. »Nein, ich möchte ihn nur nicht sehr lange allein lassen.« Doch es lag ein Zug von innerer Anspannung und Seelenpein auf dem Gesicht ihrer Tochter, der Alejandra erneut auffiel, als sie am Tage darauf nach Santa Eugenia aufbrachen.

Am Abend zuvor hatte sie sich frühzeitig entschuldigt und gesagt, alles, was sie brauche, sei eine ruhige Nacht, um wieder fit zu sein. Ihre Mutter hatte aber eine Reserve gespürt, fast eine Widerspenstigkeit, die ihr Sorgen bereitete, und auf der Fahrt nach Santa Eugenia tags darauf hatte Raphaella nicht ein Wort gesprochen. Nun bekam Alejandra Angst und rief ihren Mann in Paris an.

»Also, Antoine, was ist los? Das Mädchen ist entschieden über irgend etwas bekümmert. Ich verstehe es nicht, aber es ist alles so unklar. Bist du sicher, es hat nichts mit John Henry zu tun?« Nach acht Jahren erschien es seltsam, dass Raphaella seine Krankheit noch so stark empfinden sollte. Jetzt klärte Antoine sie mit einem Seufzer des Bedauerns auf, und Alejandra lauschte voller Bestürzung. »Armes Kind.«

»Nein, Alejandra, nein. Hier ist kein Mitleid am Platze. Sie hat sich abscheulich betrogen, und es wird sehr rasch bekanntwerden. Wie würdest du es aufnehmen, wenn du darüber in den Klatschspalten liest oder wenn du irgendwo in den Zeitungen ein Foto von ihr siehst, auf dem sie mit einem fremden Mann auf einer

Party tanzt?« Er tönte sehr alt und sehr Verärgert, und am anderen Ende der Leitung lächelte Alejandra nur.

»Das hört sich nicht nach Raphaella an. Vermutest du, sie liebt ihn wirklich?«

»Ich bezweifle es. Es spielt auch wirklich keine Rolle. Ich habe mich ihr gegenüber sehr klar ausgedrückt. Sie hat absolut keine Wahl.« Alejandra nickte wieder, wunderte sich und zuckte dann die Schultern. Wahrscheinlich hatte Antoine recht. Er hatte fast immer recht, so wie ihre Brüder, wenigstens meistens.

Später am Abend schnitt sie das Thema bei Raphaella an, die einen langen ruhigen Spaziergang über die kunstvoll angelegten Grünanlagen unternommen hatte. Dort standen Palmbäume, hohe dunkle Zypressen, Blumengärten und Fontänen sowie in Vogelform geschnittene Hecken, doch Raphaella sah nichts davon, als sie, an Alex denkend, dort entlangging. Alles, woran sie denken konnte, war der Brief, den Kay an ihren Vater gesandt hatte. Sie würde seinen Drohungen nicht nachgeben, einerlei, wie glashart er war. Letzten Endes war sie eine erwachsene Frau. Sie lebte in San Francisco, war verheiratet und führte ihr eigenes Leben. Doch wie stark ihre Familie sie in Wahrheit noch kontrollierte, kam ihr wieder und wieder zu Bewusstsein, wenn sie über die Worte ihres Vaters nachdachte.

»Raphaella?« Sie fuhr zusammen, als sie ihren Namen hörte, und sah ihre Mutter, die ein langes weißes Abendkleid und eine endlos lange Kette vollendet passender Perlen trug. »Habe ich dich erschreckt? Das tut mir leid.« Sie lächelte und drückte zärtlich den Arm ihrer Tochter. Sie war eine gute Trösterin und Beraterin anderer Frauen, sie hatte es ihr Leben lang in Spanien getan. »An was dachtest du beim Spazieren gehen?«

»Oh...«, atmete Raphaella langsam aus. »An nichts Besonderes... einige Dinge in San Francisco.« Sie lächelte ihre Mutter an, doch ihre Augen blieben müde und traurig.

»An deinen Freund?« Jäh blieb Raphaella stehen, und ihre Mutter schlang den Arm um ihre Schultern. »Werde nicht böse. Ich sprach heute abend mit deinem Vater. Ich war sehr beunruhigt... du sahst so verwirrt aus.« Es lag aber kein Vorwurf in ihrer Stimme, nur Anteilnahme, und sie geleitete Raphaella liebevoll den gewundenen Pfad entlang. »Es tut mir leid, dass etwas dergleichen geschehen ist.«

Raphaella sagte eine lange Zeit nichts, und dann nickte sie. »Mir auch.« Sie war nicht um sich bekümmert, sondern es tat ihr mehr für Alex leid. Sie hatte von Anfang an recht gehabt. »Er ist ein wundervoller Mann. Er verdient viel mehr, als ich ihm geben kann.«

»Darüber solltest du nachdenken, Raphaella. Wäge es in deinem Gewissen. Dein Vater fürchtet die Schande, doch ich denke, das ist nicht das wirklich Wesentliche. Ich glaube, du solltest bedenken, ob du jemandes Leben ruinierst. Zerstörst du diesen Mann? Du weißt« — sie lächelte innig und drückte wiederum Raphaellas Schultern - »jeder begeht ein- oder zweimal im Leben eine Unbesonnenheit. Wichtig ist aber, dass dabei niemand zu Schaden kommt. Jemand, den du gewöhnlich gut kennst, kommt schneller zur Vernunft, manchmal sogar ein Cousin oder vielleicht jemand anders, der ebenfalls ein verheirateter Mann ist. Aber mit Menschen zu spielen, die frei sind und mehr von dir erwarten, die Hoffnungen auf etwas haben, was du ihnen nicht geben kannst, ist Grausamkeit, Raphaella. Mehr noch, es ist unverantwortlich. Falls es das ist, was du tust, dann ist es unrecht von dir, diesen Mann zu lieben.«

Ihre Mutter hatte dem schweren Gewicht, das sie niederdrückte, seit sie hier eingetroffen war, soeben eine weitere Last hinzugefügt. Nachdem sie sich von dem Zorn über die Worte ihres Vaters erholt hatte, wurde sie angesichts der Wahrheit zumindest einer seiner Anklagen von überwältigender Niedergeschlagenheit heimgesucht. Die Tatsache, dass sie John Henry etwas

vorenthalten könnte in Form von Zeit, Lebensmut, Ergebenheit oder selbst den Bruchteil eines Gefühls, hatte sie immerzu gequält, und die Tatsache, sie könnte Alex von etwas Produktiverem abhalten, war seit Beginn ihrer Beziehung ihr anderer Kummer gewesen.

Nun erzählte ihr ihre Mutter, eine Affäre mit einem Cousin oder jemandem, der ebenfalls verheiratet war, sei nicht dasselbe wie ein Verhältnis mit Alex. Sie erzählte ihr, dass es grausam sei, Alex zu lieben. Und plötzlich, als die Gefühle über ihr zusammenschlugen, konnte Raphaella es keine Sekunde länger ertragen. Sie schüttelte den Kopf, drückte den Arm ihrer Mutter und rannte den ganzen Pfad entlang zum Haus zurück. Ihre Mutter folgte langsamer, mit Tränen in den Augen angesichts der Seelenqual, die sie im Antlitz ihrer Tochter gesehen hatte.

Die Tage, die Raphaella in diesem Sommer auf Santa Eugenia verbrachte, gehörten zu den unglücklichsten, die sie dort je erlebte. Jeder Tag lastete auf ihr wie eiserne Gewichte, die sie um den Hals trug. Sogar die Kinder entzückten sie nicht in diesem Jahr. Sie waren laut und unfolgsam, spielten den Erwachsenen unentwegt Streiche und belästigten Raphaella auf jede erdenkliche Weise. Der einzige Lichtblick war, dass sie ihre Geschichten mochten, doch selbst dies schien ihr nicht mehr sehr viel auszumachen. Nach ihren ersten Tagen dort packte sie die Manuskriptseiten wieder in ihren Koffer und weigerte sich, ihnen während des restlichen Aufenthalts weitere Geschichten zu erzählen. Sie schrieb zwei bis drei Briefe an Alex, doch plötzlich wirkten sie alle gestelzt und unbeholfen. Es war unmöglich, ihm nicht mitzuteilen, was geschehen war, und sie wollte es nicht tun, bevor nicht alle Zweifel in ihr behoben waren. Jedes Mal, wenn sie versuchte, ihm zu schreiben, fühlte sie sich schuldiger, jeden Tag fühlte sie sich mehr von den Worten ihres Vaters und ihrer Mutter niedergedrückt.

Es war fast eine Erleichterung, als nach der ersten Woche ihr Vater für das Wochenende kam und nach dem Frühstück Raphaella mitteilte, dass er sie in dem kleinen Solarium, das mit seinem Zimmer verbunden war, zu sehen wünsche. Als sie ihn dort aufsuchte, blickte er genauso grausam, wie er es in Paris getan, und sie nahm unbewusst auf dem grünweiß-gestreiften Sessel Platz, wie sie es als Kind getan haben würde.

»Nun, bist du zu Verstand gekommen?« Er kam direkt zur Sache, und sie musste sich zusammennehmen, um bei seinen Worten nicht zu zittern. Es war lächerlich, dass er sie in ihrem Alter noch beeindrucken sollte, doch sie hatte zu viele Jahre damit verbracht, seine Befehle entgegenzunehmen, um durch die Macht, die er ausübte, nicht beeindruckt zu sein. Er war ihr Vater, und er war ein Mann. »Bist du?«

»Ich weiß nicht recht, was du meinst, Vater. Ich stimme noch immer nicht mit deinem Standpunkt überein. Was ich getan habe, hat John Henry nicht geschadet, wie sehr du es auch missbilligen magst.«

»Tatsächlich? Und wie steht's um seine Gesundheit, Raphaella? Wenn ich recht verstanden habe, geht es ihm nicht sehr gut!«

»Es geht ihm nicht schlecht.« Ihre Stimme stockte, dann stand sie vom Sessel auf, ging um den Raum herum, blieb schließlich stehen, um ihren Vater mit dem, was die Wahrheit war, zu konfrontieren. »Er ist siebenundsiebzig Jahre alt, Papa. Seit fast acht Jahren war er mehr oder weniger bettlägerig. Er hat eine Anzahl von Schlaganfällen gehabt, und er hat sehr wenig Verlangen, mit dieser Art von Leben fortzufahren. Kannst du mir wirklich die Schuld dafür zuschieben?«

»Wenn er so wenig den Wunsch zum Weiterleben hat, kannst du es wagen, ihm die Chance dieses kleinen Wunsches, der ihm geblieben ist, zu nehmen? Kannst du das Risiko auf dich nehmen, dass es ihm jemand erzählt und ihm so den allerletzten Strohalm nimmt? Du musst eine sehr kaltblütige Frau sein, Raphaella. An deiner Stelle würde ich dieses Risiko nicht auf mich nehmen. Sei es nur, weil ich nicht sicher sein würde, ob ich mit mir weiterleben könnte, wenn ich ihn getötet hätte... Oder hat dich dieser Gedanke nie beschäftigt?«

»Er hat es. Oft.« Sie seufzte leise. »Aber, Papa... ich liebe... diesen Mann.«

»Wenngleich nicht genug, um das zu tun, was für ihn das beste wäre. Das betrübt mich. Ich dachte, da wäre mehr in dir als das.«

Sie musterte ihn traurig. »Muss ich so vollkommen sein, Papa? Muss ich so ungemein stark sein? Acht Jahre bin ich stark gewesen... für acht -« Aber sie konnte nicht fortfahren, sie weinte wieder, und dann sah sie zitternd zu ihm hoch. »Jetzt ist er alles, was ich habe.«

»Nein.« Er sprach bestimmt. »Du hast John Henry. Du hast kein Recht auf mehr als das. Eines Tages, wenn er nicht mehr da ist, kannst du andere

Möglichkeiten in Erwägung ziehen. Aber jene Türen sind jetzt nicht offen für dich.« Er sah sie streng an. »Und ich hoffe zu John Henrys Gunsten, dass sie für eine lange Zeit für dich nicht offen sind.« Sie senkte für einen Augenblick den Kopf, dann sah sie hoch und ging zur Tür des kleinen Raums.

»Ich danke dir, Papa.« Sie sagte die Worte sehr leise und ging hinaus.

Am nächsten Tag reiste ihr Vater nach Paris ab, aber ihm wie auch ihrer Mutter fiel deutlich auf, dass einiges von dem, was sie Raphaella gesagt hatten, haften geblieben zu sein schien. Viel von ihrem Kampfgeist war von ihr gewichen. Schließlich, nach vier weiteren Tagen auf Santa Eugenia und fünf weiteren schlaflosen Nächten, stand sie eines Morgens um fünf Uhr auf, ging zum Schreibtisch in ihrem Zimmer und holte ein Blatt Papier und eine Feder heraus. Es war nicht so, dass sie ihren Eltern nicht länger widerstehen konnte. Sie konnte aber nicht länger gegen die eigene innere Stimme, an die sie appelliert hatten, ankämpfen. Wie konnte sie wissen, dass das, was sie tat, John Henry nicht schadete? Und was sie von Alex sagten, war gleichfalls wahr. Er hatte ein Recht auf mehr, als sie ihm geben konnte, und vielleicht würde sie noch viele Jahre nicht frei sein, ihm mehr zu geben.

Sie saß an ihrem Schreibtisch, starrte auf den leeren Bogen vor sich und wusste, was sie zu schreiben hatte. Nicht ihres Vaters, ihrer Mutter oder Kay Willards wegen, sagte sie zu sich selbst, sondern wegen John Henry und Alex und dessentwegen, was sie ihnen schuldig war. Es kostete sie zwei Stunden, den Brief aufzusetzen, den sie kaum sehen konnte, als sie ihn mit einem letzten Federstrich endlich unterschrieb. Die Tränen strömten so reichlich über ihr Gesicht, dass nur noch ein Schleier vor ihr wogte, doch die Bedeutung ihrer Worte an ihn war keineswegs verschleiert. Sie hatte ihm mitgeteilt, dass sie ihr Verhältnis nicht fortsetzen wolle, dass sie während ihrer Ferien in Spanien ausgiebig und intensiv darüber nachgedacht habe und dass das Weiterschleppen einer Liebesaffäre ohne Zukunft sinnlos sei. Sie habe erkannt, dass er weder zu ihr passe noch zu dem Leben, das sie führen würde, wenn sie eines Tages frei sei. Sie teilte ihm mit, dass sie sich glücklicher bei ihrer Familie in Spanien fühle, dass dies der Platz sei, wo sie hingehöre, und da er geschieden und sie Katholikin sei, könnten sie ohnehin nie heiraten. Sie zog jede Lüge, Entschuldigung und Beleidigung, deren sie habhaft werden konnte, heran, aber sie wollte ihm nicht den leisesten Zweifel an der Beendigung ihrer Beziehung lassen. Sie wölke ihn so komplett freigeben, dass er eine andere Frau finden konnte und nicht mehr auf sie wartete. Sie wollte ihn wissen lassen, dass sie ihm das endgültige Geschenk der Freiheit gegeben hatte. Es war ihr letztes Geschenk an ihn.

Aber der zweite Brief, den sie schrieb, war noch schwerer. Es war ein Schreiben an Mandy, das sie an Charlottes Adresse in New York sandte.

Sie erklärte, dass sich die Dinge zwischen ihr und Alex gewandelt hätten und dass sie nicht fortfahren würden, einander zu sehen, wenn sie wieder in San Francisco war, dass sie Mandy aber immer liebhaben und die Monate, die sie miteinander geteilt hatten, als kostbare Erinnerung bewahren würde.

Mittlerweile war es acht Uhr morgens, als sie die beiden Briefe beendet hatte. Raphaella hatte das Gefühl, als sei sie von Mitternacht bis zum Morgengrauen geschlagen worden. Sie zog ein dickes Frotteekleid an und lief leise zur Haupthalle hinunter, wo sie die beiden Briefe auf einer Silberplatte hinterlegte. Langsam ging sie ins Freie und überquerte das Gelände zu einer abgelegenen Stelle am Strand, die sie als Kind entdeckte. Sie streifte das Kleid und das Nachthemd darunter ab, stieß die Sandalen weg, die sie getragen hatte, und warf ihren Körper mit aller Kraft ins Wasser. Sie schwamm so ausdauernd und so weit sie konnte. Sie hatte soeben auf die einzige Sache, für die sie lebte, verzichtet, und nun war es ihr

verdammt egal, ob sie weiter existierte oder starb. Sie hatte John Henry für einen weiteren Tag oder ein Jahr, ein Jahrzehnt oder sogar zwei gerettet, hatte Alex freigegeben, damit er heiraten und Babys haben konnte, und ihr blieb nichts außer der Leere, die sie in den letzten einsamen acht Jahren verzehrt hatte.

Sie schwamm so weit hinaus, wie sie es schaffen konnte, und schwamm mit großer Anstrengung zurück. Langsam watete sie aus dem Wasser und legte sich in den Sand. Ihre langen, schlanken nackten Glieder schimmerten im morgendlichen Sonnenlicht. Ihre Schultern schüttelten sich, als sie haltlos schluchzte. Fast eine ganze Stunde lag sie da, und als sie zum Hause zurückkam, sah sie, dass die Dienstboten ihre beiden Briefe von der gigantischen Silberplatte fortgeräumt und sie in die Stadt zur Post mitgenommen hatten. Es war vollbracht.

Als sie Spanien verlassen und nach San Francisco zurückgekehrt war, wollten Raphaella die Tage endlos scheinen. Jeden Tag saß sie stundenlang bei John Henry, lesend, denkend, manchmal plaudernd. Sie las ihm Abschnitte aus den Zeitungen vor, versuchte Bücher aufzustöbern, die ihm einst gefielen, saß mit ihm im Garten und las für sich selbst Bücher, während er öfter und öfter einnickte. Aber jede Stunde, jeder Tag, jeder Augenblick schleppte sich mit Bleigewichten behaftet hinter ihr her. Jeden Morgen schien es ihr, als würde sie keinen weiteren Tag durchhalten. Und bei Anbruch der Nacht war sie von der Anstrengung erschöpft, nur dazusitzen, sich kaum zu bewegen und ihre eigene Stimme in den Ohren dröhnen zu hören.

Es war das Leben einer langsamen Tortur, zu welcher sie jetzt verdammt war. Es war anders als zu der Zeit, bevor sie Alex begegnet war. Damals hatte sie nichts anderes gekannt, sie hatte nicht die Freude gehabt, Mandys Zimmer aufzuräumen, hatte kein Brot gebacken oder im Garten gewerkelt oder ungeduldig auf sein Heimkommen gewartet. Sie war nicht lachend neben Mandy die Stufen hinaufgerast oder hatte mit Alex in der Abenddämmerung dagestanden und auf die Aussicht geschaut. Jetzt war da nichts außer endlos öden Tagen während eines warmen Sommers. Sie konnte nichts anderes tun, als im Garten sitzen und beobachten, wie die großen weißen Wolken über ihrem Kopf hinwegschwebten, oder spät in der Nacht in ihrem Zimmer dem Blöken der Nebelhörner über dem Wasser lauschen.

Manchmal wurde sie an die früheren Sommer auf Santa Eugenia erinnert oder gar an die Sommer, die sie mit John Henry vor einigen zehn Jahren irgendwo verbrachte. Aber nun gab es kein Schwimmen, kein Lachen, kein Laufen am Strand mit dem Wind in ihrem Haar. Da war nichts und niemand, nur John Henry, und auch er war verändert seit dem vorigen Jahr. Er war so viel müder, richtig verbraucht und introvertiert, so viel weniger interessiert an der Welt außerhalb seines Bettes. Er kümmerte sich nicht mehr um Politik, um große Ölhandelsgeschäfte mit den Arabern oder eventuelle Katastrophen, die ihn in seinem früheren Leben so beschäftigt hatten. Es scherte ihn keinen Deut, was seine alte Firma oder einer seiner Partner machte. Es bewegte ihn absolut nichts, und wenn die kleinste Kleinigkeit nicht funktionierte, wurde er sofort quengelig. Es war, als grolle er allem und jedem. Er war des langsamen Sterbens müde, wie er Raphaella eines Morgens sagte. »Wenn ich früher oder später ohnehin sterbe, dann könnte ich es ebensogut gleich tun.«

Er sprach nun ständig davon, dass er wünschte, es wäre vorüber, dass er die Pflegerinnen hasste, dass er nicht im Rollstuhl herumgeschoben werden mochte. Er wollte von niemandem belästigt werden. Nur mit Raphaella gab er sich die äußerste Mühe, als wollte er sie nicht bestrafen für das, was er empfand. Aber es war augenfällig für jedermann, der ihn sah, dass er verzweifelt unglücklich war, und das verfehlte nie, Raphaella an die Worte ihres Vaters zu erinnern. Vielleicht hatte er letztlich doch recht, dass John Henry ihre ungeteilte Aufmerksamkeit benötigte. Es war, als habe sie sich eine letzte Verpflichtung auferlegt, ihr ganzes Leben für diesen Mann hinzugeben. Und zur gleichen Zeit war es, als habe John Henry endgültig seinen Lebenswillen aufgegeben. Raphaella fühlte diesen Gewissensdruck nun noch mehr auf sich lasten. Wenn er lebensmüde war, was konnte sie tun, ihn wünschen zu machen, am Leben zu bleiben? Ihm ihre Jugend einflößen mit ihrer eigenen Vitalität, mit ihrem eigenen Willen zum Leben? Ihr Leben war aber nicht glücklicher als das von John Henry. Es gab Tage, an denen sie dachte, es nicht länger ertragen zu können. Sie ging fast nie mehr aus, und wenn sie es tat, hatte sie den Chauffeur, der sie an irgendeinen Ort fuhr, von dem

aus sie einen langen Spaziergang machen konnte. Seitdem sie aus Spanien zurück war, war sie nicht mehr im Einkaufszentrum gewesen, und sie vermied es, in der Nachbarschaft herumzulaufen, sogar abends, aus Angst, sie könnte irgendwo auf Alex stoßen. Am Tage bevor sie Santa Eugenia verließ, hatte er ihren Brief erhalten, und sie hatte einen langen Augenblick schrecklich still gesessen, als der Butler ihr meldete, da sei ein Anruf aus Amerika. Sie hatte es nicht gewagt, den Anruf abzulehnen, aus Angst, es könnte etwas mit John Henry sein.

So ging sie mit klopfendem Herzen und zitternden Händen an den Apparat. Als sie seine Stimme am anderen Ende hörte, hatte sie fest die Augen geschlossen und die Tränen zurückzudrängen versucht. Sie erklärte ihm sehr ruhig und gefasst, dass sie hier in Santa Eugenia zur Besinnung gekommen sei und dass es nichts mehr zu sagen gäbe, was sie nicht bereits in ihrem Brief, den er gerade erhalten habe, gesagt hätte. Er hatte sie beschuldigt, verrückt zu sein, behauptet, jemand müsse sie dazu gezwungen haben, sie gefragt, ob es etwas mit dem zu tun habe, was Kay in New York gesagt haben könnte. Sie versicherte ihm, dass es nichts dergleichen sei und dass es ihre eigene Entscheidung sei. Nachdem sie aufgehängt hatte, hatte sie stundenlang geweint. Es war die schmerzlichste Entscheidung ihres Lebens. Am Ende hatten ihr Vater und Kay gewonnen. Und nun musste Raphaella für den Rest ihrer Tage mit dem weiterleben, was ihr geblieben war. Gegen Ende des Sommers sah sie die Jahre vor sich wie eine Folge kahler, öder Räume.

Im September, als John Henry begann, mehrere Stunden am Morgen zu schlafen, holte sie, nur um sich zu beschäftigen, die Manuskripte ihres Kinderbuchs wieder hervor. Sie wählte das, was ihr am besten gefiel, tippte es schließlich ab und schickte die endgültige Version an einen Kinderbuchverleger in New York. Es war eine Idee, die Charlotte Brandon ihr eingegeben hatte. Es schien närrisch, es überhaupt zu tun, aber sie hatte nichts zu verlieren und noch weniger zu tun.

Mit dem abgeschlossenen Buch wurde Raphaella erneut von ihren Erinnerungen des letzten Sommers heimgesucht. Es gab Zeiten, in denen sie ihrem Vater schrecklich grollte, und sie bezweifelte, dass sie ihm die Dinge, die er gesagt hatte, je vergeben konnte. Er hatte sich nur geringfügig milder gezeigt, als sie ihm am Telefon aus Santa Eugenia mitteilte, dass sie alle Dinge in San Francisco geregelt habe. Er hatte ihr erwidert, dies sei nichts, wofür sie zu preisen wäre, dass es nur ihre Pflicht sei und dass es ihn geschmerzt habe, einen solchen Zwang ausüben zu müssen, um einen Kurs zu ändern, den sie von sich aus schon lange hätte ändern müssen. Er gab zu verstehen, sie hätte ihn herb enttäuscht. Selbst die freundlicheren Worte ihrer Mutter ließen sie letztlich mit einem Gefühl, versagt zu haben, zurück.

Dieses Gefühl hatte sich in ihr eingenistet und ließ sie das Angebot ihrer Mutter, sie auf der Durchreise nach Brasilien für einige Tage in New York mit der gewohnten Horde zu treffen, ausschlagen. Raphaella fand nicht mehr, dass sie Dinge tun sollte, wie nach New York zu reisen und ihre Mutter zu treffen. Ihr Platz war bei John Henry, und sie würde ihn nicht mehr verlassen bis zu dem Tage, an dem er starb. Wer wusste, ob ihre Monate des Pendeins zwischen ihrem und Alexanders Haus nicht in gewisser Weise John Henry schon dem Tode näher gerückt hatten. Natürlich wäre es nutzlos gewesen, ihr zu erzählen, dass jede Beschleunigung in jener Richtung niemandem willkommen gewesen wäre als John Henry selbst. Sie verließ ihn jetzt fast nie mehr, außer für gelegentliche Spaziergänge.

Ihre Mutter war leicht beunruhigt gewesen über Raphaellas Weigerung, sie im Carlyle zu treffen, und hatte sich kurz gefragt, ob sie ihrem Vater für das, was im Juli geschah, noch böse sei. Raphaellas Absagebrief klang aber nicht so, als ob sie schmollte. Er klang vielmehr, als hielte sie sich sonderbar zurück. Ihre Mutter nahm sich vor, sie von New York aus anzurufen, um sich zu vergewissern, dass nichts sei, doch nach all dem Trubel und den Einkäufen mit ihren Schwestern, Cousinsen und Nichten reiste sie nach Buenos Aires ab, ohne die Gelegenheit zu

einem Anruf gefunden zu haben.

Es hätte Raphaella ohnehin nicht berührt. Sie hatte kein Bedürfnis, mit ihrem Vater oder ihrer Mutter zu sprechen, und hatte in jenem Sommer beschlossen, nicht nach Europa zurückzukehren, bis John Henrys Ende gekommen war. Er schien in einem Zustand des Scheintodes zu leben, schlief die meiste Zeit, war niedergeschlagen, wenn er wach war, weigerte sich zu essen und schien alle verbliebenen geistigen Anlagen zu verlieren. Der Arzt sagte ihr, dies sei alles normal für einen Mann seines Alters, mit den Schocks, die er bei den Schlaganfällen erlitten hatte. Es sei nur erstaunlich, dass seine geistige Verfassung nicht schon früher viel stärker beeinträchtigt gewesen sei. Für Raphaella schien es voll Ironie, dass es ihm ausgerechnet jetzt, da sie sich ihm so völlig ergeben hatte, scheinbar am schlechtesten ging. Der Arzt sagte ihr jedoch, dass er sich wieder etwas bessern könnte, dass er möglicherweise nach Monaten der Lethargie wieder zu Kräften kommen würde. Es war augenfällig, dass Raphaella alles tat, ihn zu unterhalten, und nun hatte sie sogar begonnen, ihm kleine Leckerbissen zu kochen, die seine Zunge reizen und ihn zum Essen animieren sollten. Es war ein Leben, von dem die meisten Leute Alpträume bekommen hätten, aber Raphaella schien es nicht einmal wahrzunehmen.

Der November ging dahin wie die Monate davor. Im Dezember erhielt sie einen Brief von dem Verlagshaus in New York. Sie waren entzückt über das Manuskript, das sie ihnen gesandt hatte, überrascht, dass sie keinen Agenten besaß, und wollten ihr zweitausend Dollar Vorschuss auf das Buch zahlen, das sie illustrieren würden und im folgenden Sommer herauszubringen hofften. Sie starrte einen Augenblick verblüfft auf das Schreiben, und dann, zum ersten Mal nach langer Zeit, begann sie strahlend zu lächeln. Fast wie ein Schulmädchen raste sie mit dem Brief hinauf, um ihn John Henry zu zeigen. Als sie dort ankam, fand sie ihn in seinem Rollstuhl schlafend, den Mund geöffnet, das Kinn auf der Brust. Eine Zeitlang stand sie da, betrachtete ihn und fühlte sich plötzlich verzweifelt einsam. Sie hätte ihm gerne so viel gesagt, denn sonst war niemand da, dem sie es sagen konnte. Wiederum spürte sie ein schmerzliches Sehnen nach Alex, verbannte den Gedanken aber augenblicklich, redete sich ein, dass er inzwischen jemanden gefunden hatte, sie zu ersetzen, dass Mandy glücklich sei und dass Alex womöglich schon verheiratet oder verlobt war. Im nächsten Jahr mochte er sogar schon Kinder haben. Sie fühlte, dass sie vielleicht wirklich für alle Beteiligten das Richtige getan hatte.

Sie faltete den Brief zusammen und ging wieder nach unten. Ihr wurde auch bewusst, dass John Henry von den Geschichten, die sie für die Kinder ersonnen hatte, nichts gewusst hatte und es sehr seltsam gefunden hätte, wenn sie ihm jetzt die Neuigkeiten über das Buch überbrachte. Es war besser, nichts zu sagen. Und natürlich würde ihre Mutter nicht interessiert sein, und sie hatte kein Verlangen, es ihrem Vater brieflich mitzuteilen. Am Ende gab es niemand, dem man es erzählen konnte. So setzte sie sich hin und beantwortete das Schreiben, dankte für den Vorschuss, den sie akzeptierte, und wunderte sich dann später, warum sie es getan hatte. Es war ein selbstsüchtiger Impuls, der ihr plötzlich töricht erschien, und nachdem sie den Brief dem Chauffeur zur Beförderung gegeben hatte, bedauerte sie, es getan zu haben. Sie war so sehr gewöhnt, sich in allem, was sie wünschte, selbst zu verleugnen, dass ihr sogar dieses kleine Vergnügen unangebracht vorkam.

Ärgerlich mit sich, etwas so Albernese getan zu haben, bat sie später den Chauffeur, sie zum Strand hinauszufahren, während John Henry den Nachmittag durchschlief. Sie wollte nur in der frischen Luft gehen, Hunde und Kinder sehen, den Wind auf ihrem Gesicht spüren und aus der abgestandenen Luft des Hauses wegkommen. Sie musste sich daran erinnern, dass es fast Weihnachten war, doch es war in diesem Jahr völlig ohne Belang. John Henry war zu müde, um zu merken, ob sie es feierten oder nicht. Flüchtig verweilte sie bei dem Christfest, das sie mit

Alex und Mandy geteilt hatte, aber dann verdrängte sie die Erinnerungen wieder aus ihrem Gedächtnis. Selbst dies gestattete sie sich nur noch höchst selten.

Es war fast vier Uhr, als der Chauffeur den Wagen längsseits von Möbeltransportern, Lieferwagen und alten Klapperkisten einparkte. Sie lächelte angesichts der Widersprüchlichkeit des Erscheinungsbildes, das sie repräsentierte, schlüpfte in ein Paar Sportschuhe, die sie häufig auf Santa Eugenia trug, und glitt aus dem Wagen in die steife Brise. Sie trug eine knappsitzende gelockte Lammfelljacke, einen roten Rollkragenpulli und ein Paar graue Hosen. Sie kleidete sich jetzt nicht mehr so sorgfältig, wie sie es gewohnt war. Es schien nicht viel Sinn darin zu bestehen, sich besonders schick anzuziehen, um neben John Henry zu sitzen, während er schlief oder in seinem Zimmer von einem Servierbrett aß und dabei blicklos in die Fernsehnachrichten starrte.

Tom, der Chauffeur, beobachtete, wie Raphaella die Stufen hinabstieg und auf dem langen Sandstrand verschwand. Dann sah er sie wiederauftauchen, als sie neben den Brandungsbrechern entlangwanderte. Schließlich konnte er sie von den anderen nicht mehr unterscheiden, kletterte in den Wagen zurück, drehte das Radio an und steckte sich eine Zigarette an. Unterdes war Raphaella weit unten am Strand, beobachtete drei Hirtenhunde, die sich gegenseitig in und aus dem Wasser jagten, und eine Gruppe junger Leute, die Wolledecken und Bluejeans trugen, Wein tranken und auf ihren Gitarren spielten.

Der Klang ihrer Gesänge folgte ihr, als sie weiter den Strand entlangwanderte. Zuletzt ließ sie sich auf einem Baumstamm nieder und nahm einen tiefen Atemzug der Salzluft. Es tat gut, hier einige Augenblicke draußen in der Welt zu sein und zumindest andere leben zu sehen, selbst wenn sie für ihr eigenes Leben nicht viel tun konnte. Sie saß nur da und sah die Leute vorübergehen, Arm in Arm, küssend, Seite an Seite, sprechend und lachend oder hintereinander herjoggend. Alle schienen bestrebt, irgendwohin zu gehen, und sie fragte sich, wohin sie alle gegangen waren, wenn die Sonne untergegangen war.

In diesem Augenblick ertappte sie sich dabei, wie sie einen laufenden Mann beobachtete. Er kam auf direktem Wege aus weiter Ferne herunter zum Strand, rannte fast wie eine Maschine, ohne anzuhalten. Sie noch mit der Biegsamkeit eines Tänzers bewegend, verlangsamte er seine Gangart, als er den Strand erreichte. Das Fließende seiner Bewegungen hatte in der Ferne ihre Aufmerksamkeit erregt, und als er näher kam, blieben ihre Augen für eine längere Weile auf ihm ruhen. Sie wurde durch eine Kindergruppe abgelenkt. Als sie ihn erneut erblickte, sah sie, dass er eine rote Jacke trug und sehr lang war, doch seine Gesichtszüge blieben undeutlich, bis er näher herankam. Plötzlich zog sie scharf den Atem ein. Sie saß nur da und erstarrte, unfähig, sich zu bewegen oder sich abzuwenden, damit er ihr Gesicht nicht sah. Sie saß nur da und beobachtete, wie Alex näher kam und stehenblieb, als seine Augen auf sie fielen. Lange Zeit bewegte er sich nicht und ging dann langsam, bedächtig dorthin, wo sie saß. Sie wollte wegrennen, ohnmächtig werden, doch nachdem sie ihn beim Strandlaufen beobachtet hatte, wusste sie, dass sie keine Chance hatte, und sie hatte sich weit weg gewagt von dort, wo sie den Wagen zurückgelassen hatte. Das Gesicht auf sie gerichtet, kam er jetzt unausweichlich auf sie zu und blickte zu dem Baumstamm hinunter, auf dem sie saß.

Lange Zeit sagte keiner von ihnen ein Wort, und dann, wie gegen seine Absicht, lächelte er. »Hallo. Wie geht es dir?« Es war schwer zu glauben, dass sie sich fünf Monate nicht gesehen hatten. Als Raphaella zu dem Gesicht, das sie im Geiste häufig so deutlich gesehen, emporsah, war es, als wären sie den Tag davor zusammen gewesen.

»Es geht mir gut. Und dir?«

Er seufzte und antwortete nicht. »Geht's dir gut, Raphaella? Ich meine, wirklich...« Diesmal nickte sie, sich wundernd, warum er nicht k geantwortet hatte, als

sie ihn fragte, wie es ihm ginge. War er nicht glücklicher? Hatte er nicht jemanden gefunden, der sie ersetzte? Hatte sie nicht aus diesem Grunde auf ihn verzichtet? Sicher hatte ihr Opfer unverzüglich Frucht getragen. »Ich verstehe immer noch nicht, warum du's getan hast.« Er sah sie unverwandt an, keinerlei Neigung zum Gehen zeigend. Fünf Monate hatte er darauf gewartet, ihr gegenüberzustehen.

»Ich sagte es dir. Wir sind zu verschieden.«

»Sind wir? Zwei verschiedene Welten, ist es das?« Er hörte sich verbittert an. »Wer hat dir das erzählt? Dein Vater? Oder jemand anders? Einer deiner Vettern in Spanien?«

>Nein<, hätte sie ihm am liebsten erwidert, >deine Schwester hat es für uns arrangiert. Deine Schwester und mein Vater mit seiner gottverfluchten Überwachung und seinen Drohungen, es John Henry zu verraten, ob es ihn umbringt oder nicht... das und mein Gewissen. Ich wollte, dass du Babys hast, die ich niemals haben werde.. .<

»Nein. Niemand hat es mir erzählt. Ich wusste nur, dass es das Richtige war.«

»Oh, wirklich? Denkst du nicht, wir hätten es diskutieren sollen? Du weißt, wie Erwachsene. Dort, wo ich herkomme, diskutieren Leute Dinge, die das Leben anderer Menschen berühren, bevor sie große Entscheidungen treffen.«

Sie zwang sich, ihn kühl anzusehen. »Es fing an, meinen Mann zu berühren, Alex.«

»War es so? Seltsam, dass dir das erst auffiel, als du sechstausend Meilen von ihm entfernt in Spanien warst.«

Sie sah ihn flehentlich an, die Qual der vergangenen fünf Monate begann sich in ihren Augen zu zeigen. Er hatte schon bemerkt, wieviel schmaler ihr Gesicht war, wie dunkel die Ringe unter ihren Augen waren, wie zerbrechlich ihre Hände. »Warum tun wir das jetzt, Alex?«

»Weil du mir niemals eine Chance im Juli gegeben hast.« Er hatte sie vier- oder fünfmal in San Francisco angerufen, und sie hatte sich geweigert, die Anrufe entgegenzunehmen. »Hast du nicht gewusst, was dein Brief mir antun würde? Hast du darüber überhaupt nachgedacht?« Und plötzlich, als sie sein Gesicht sah, verstand sie besser. Zuerst hatte Rachel ihn verlassen, ihm keine Chance gebend, gegen einen unsichtbaren Rivalen zu kämpfen, gegen einen Hunderttausend-Dollar-Job in New York. Und dann hatte Raphaella fast das gleiche getan, John Henry und ihre >Unterschiede< als Entschuldigung zum Aussteigen benutzend. Plötzlich sah sie alles anders, und es schmerzte sie, was sie in seinen Augen sah. Unter seinem durchbohrenden Blick senkte sie jetzt die Augen und berührte den Sand mit einer langen, dünnen Hand.

»Es tut mir leid... o Gott... es tut mir so leid...« Sie sah zu ihm hoch, und Tränen waren in ihren Augen. Und die Qual, die er darin sah, brachte ihn dazu, vor ihr auf die Knie in den Sand zu sinken.

»Hast du eine Ahnung, wie sehr ich dich liebe?«

Sie wandte den Kopf ab und hob eine Hand, als wolle sie ihn am Weitersprechen hindern, murmelte erstickt: »Alex, bitte nicht...« Aber er nahm ihre Hand in die seine und bog mit der anderen ihren Kopf zurück, bis sie ihn wieder ansah.

»Hast du mich gehört? Ich liebe dich. Ich liebte dich damals und liebe dich heute und werde es immer tun. Und vielleicht verstehe ich dich nicht, vielleicht gibt es Unterschiede zwischen uns, aber ich kann lernen, diese Unterschiede besser zu verstehen, Raphaella. Ich kann es, wenn du mir die Chance gibst.«

»Aber warum? Warum ein halbes Leben mit mir, wenn du ein ganzes mit jemand anderem haben kannst?«

»Hast du es deshalb getan?« Manchmal hatte er es gedacht, doch er war niemals fähig, zu verstehen, warum sie das Band so rasch, so grob zerrissen hatte.

»Teils.« Sie antwortete ihm jetzt aufrichtig, ihre Augen sahen ihn an. »Ich wünschte dir mehr.«

»Alles, was ich wünschte, warst du.« Er sprach nun sanfter. »Es ist alles, was ich

jetzt wünsche.« Sie schüttelte als Antwort jedoch nur langsam den Kopf.

»Du kannst es nicht haben.« Und dann, nach einer langen Pause: »Es ist nicht recht.«

»Warum nicht, verdammt noch mal?« Seine Augen loderten, als er die Frage stellte. »Warum? Wegen deines Mannes? Wie kannst du all das für einen Mann aufgeben, der fast tot ist, für einen Mann, der immer nur dein Glück wollte, wie du mir selber sagtest, und der dich wahrscheinlich genügend liebt, dich freizugeben, wenn er könnte?«

Alex wusste, dass John Henry Raphaella in gewissem Sinne schon freigegeben hatte. Aber er konnte Raphaella von jener Begegnung nichts erzählen. Ihr Gesicht zeigte offen den schrecklichen Druck, unter dem sie litt. Ihn zu erschweren, indem er ihr erzählte, dass John Henry von ihrer Beziehung wisse, war undenkbar.

Aber Raphaella wollte nichts hören. »Das war nicht das Gelübde, das ich abgelegt habe. Im Guten oder Bösen... in Krankheit und Gesundheit ... bis dass der Tod uns scheide. Kein Stumpfsinn, keine Schlaganfälle, kein Alex... nichts davon darf mich an meinen Verpflichtungen hindern.«

»Scheiß auf deine Verpflichtungen!« explodierte er. Raphaella blickte schockiert und schüttelte den Kopf.

»Nein, wenn ich nicht achte, was ich ihm schulde, wird er sterben. Ich weiß das jetzt. Mein Vater sagte es mir im Sommer, und er hatte recht. Er hängt jetzt kaum noch am Leben, leider Gottes.«

»Aber das hat nichts mit dir zu tun, verdammt, siehst du das nicht? Lässt du deinen Vater jetzt ebenfalls dein Leben bestimmen? Lässt du dich von deinen >Pflichten< und >Verpflichtungen< und deinem Sinn für >noblesse oblige< herumkommandieren? Was ist mit *dir*, Raphaella? Was ist mit dem, was *du* willst? Erlaubst du dir jemals, darüber nachzudenken?« Die Wahrheit war, dass sie versucht hatte, nicht daran zu denken. Nicht mehr.

»Du verstehst das nicht, Alex.« Sie sprach so leise, dass er sie bei dem Wind kaum verstehen konnte. Er saß jetzt neben ihr auf dem Baumstamm, ihre Körper so nahe, dass Raphaella erschauerte. »Möchtest du meine Jacke?« Sie schüttelte den Kopf. Und dann fuhr er fort: »Ich verstehe es. Ich meine, du hast in diesem Sommer etwas Unsinniges getan. Du hast ein gigantisches Opfer für etwas gebracht, was du für eine gigantische Sünde hältst.«

Doch wieder schüttelte sie den Kopf. »Ich kann es John Henry nicht antun.« Alex konnte ihr nicht sagen, auch wenn er sich versucht fühlte, dass das einzig Beständige in ihrem Leben - die Beziehung zu ihrem Gatten - bereits eine Änderung erfahren hatte.

»Was antun, um Gottes willen? Ein paar Stunden außer Haus verbringen? Hast du dich an seinen Bettpfosten zu ketten?«

Sie nickte langsam. »Für den Augenblick, ja.« Und dann, als sei sie j ihm schuldig, es zu sagen, fuhr sie fort: »Mein Vater hat mich beobachten lassen, Alex. Er drohte, es John Henry zu sagen. Und das hätte ihn getötet. Mir blieb keine Wahl.«

»O mein Gott.« Er starrte sie entgeistert an. Was sie ihm nicht sagte, war, dass die Überwachung die Folge eines Briefes seiner Schwester Kay war. »Warum sollte er etwas Derartiges tun?«

»Es John Henry erzählen? Ich bin nicht sicher, ob er es tun würde. Aber ich konnte das Risiko nicht eingehen. Er sagte, er würde es tun, und so hatte ich zu tun, was ich tat.«

»Aber wie kommt er dazu, dich beobachten zu lassen?« Sie zuckte die Schultern und sah ihn an.

»Es ist wirklich nicht wichtig. Er hat es eben getan.«

»Und nun sitzt du da und wartest.«

Sie schloss die Augen. »Sage so etwas nicht. Ich warte nicht. Es hört sich bei dir

an, als wartete ich darauf, dass er stirbt, und das tue ich nicht. Ich bin einfach das, was ich seit fünfzehn Jahren gewesen bin — seine Frau.«

»Meinst du nicht, die Umstände berechtigen diesmal ein kleines Abweichen von den Regeln, Raphaella?« Seine Augen flehten sie an, doch sie schüttelte abermals den Kopf. »Ist gut, ich will dich nicht bedrängen.« Wieder konstatierte er, wie stark der Druck gewesen sein musste, dem sie in Spanien ausgesetzt war. Es war kaum vorstellbar, dass ihr Vater sie beobachten ließ und ihrem Mann zu erzählen drohte, dass sie eine Affäre hatte.

Alex erwog mit wohlverstecktem Zorn, was er am liebsten mit ihrem Vater gemacht hätte, dann sah er ihr ins Auge. »Eins möchte ich ganz offen klarstellen: Ich liebe dich... ich will dich... zu allen Bedingungen, die du stellst... wann immer du kannst. Sei es morgen, sei es in zehn Jahren. Komm und klopf an meine Tür, und ich werde da sein. Hast du das verstanden, Raphaella? Weißt du, dass ich meine, was ich sage?«

»Ja. Aber es ist verrückt von dir, das zu tun. Du hast ein Leben zu führen.«

»Und du hast es nicht?«

»Das ist etwas anderes, Alex. Du bist nicht verheiratet, ich bin es.«

Eine Weile saßen sie schweigend auf dem Baumstamm, schauten hinaus auf die See. Es tat gut, nach so langer Zeit nur beieinander zu sein. Raphaella hätte den Augenblick gerne verlängert, aber das Licht wurde schon trübe, und der Nebel begann zu steigen.

»Lässt er dich noch beobachten?«

»Ich glaube nicht. Jetzt gibt es keinen Grund mehr.« Sie lächelte Alex zärtlich an, und wünschte, nur seine Wange berühren zu dürfen. Sie wusste aber, sie konnte sich nicht erlauben, es zu tun. Niemals wieder. Und was er sagte, war Wahnsinn. Er konnte nicht den Rest seines Lebens dasitzen und auf sie warten.

»Komm.« Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. »Ich bringe dich zum Wagen zurück.« Und dann lächelte er sie an. »Oder ist das keine so großartige Idee?«

»Ist es nicht«, gab sie lächelnd zurück. »Du kannst mich aber ein Stück begleiten.« Es dunkelte jetzt ziemlich schnell, und es war kein erhebender Gedanke, alleine zum Auto zurückzugehen. Sie sah ihn mit freundlich fragendem Ausdruck an, die Augenbrauen zusammengezogen - ihre Augen schienen jetzt noch größer, nachdem ihr Gesicht so viel schmaler geworden war. »Wie geht es Amanda?«

Alex sah Raphaella mit einem zärtlichen Lächeln an. »Sie vermisst dich... fast so sehr wie ich...«

Raphaella antwortete nicht. »Wie ist es im Sommer gelaufen?«

»Sie blieb genau fünf Tage bei Kay. Meine Herzensschwester hatte den ganzen Monat geplant, um Mandy jeden Augenblick bei ihren Wählern vorzeigen zu können. Mandy hat ihr einen Strich durch die Rechnung gemacht und ihr gesagt, sie würde abhauen.«

»Fuhr sie nach Haus?«

»Nein, meine Mutter nahm sie vorzeitig nach Europa mit. «Er zuckte die Schultern. »Ich glaube, sie hatten eine nette Zeit.«

»Hat sie's dir nicht erzählt?«

Er sah ausgiebig und hart in ihr Gesicht. »Ich glaube, bis November habe ich nichts und niemanden gehört.« Sie nickte, und sie gingen weiter. Endlich blieb sie stehen.

»Von hier an sollte ich alleine gehen.«

»Raphaella - « Er zögerte, doch dann entschloss er sich, sie zu fragen.

»Kann ich dich zuweilen sehen? Nur zum Essen... oder auf einen Drink...?«

Sie schüttelte jedoch den Kopf. »Ich könnte es nicht tun.«

»Und warum nicht?«

»Weil wir beide mehr als das wollen, und du weißt das. Es muß so bleiben, wie es jetzt ist, Alex.«

»Warum? Mit mir, der sich so sehr nach dir sehnt, dass er nicht geradeaus blicken kann, und dir, die dahinsieht? Hat es so zu sein? War das der Grund, warum dein Vater dir drohte, es John Henry zu erzählen? Um sich zu vergewissern, dass wir beide so wie jetzt leben? Willst du nicht mehr, Raphaella?« Und dann, außerstande, sich zurückzuhalten, nahm er sie und zog sie zärtlich in die Arme. »Weißt du nicht mehr, wie es war?«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie vergrub ihr Gesicht an seiner Schulter, nickte, wollte aber ihr Gesicht nicht sehen lassen. »Ja... ja... ich weiß... doch das ist vorbei...«

»Nein, ist es nicht. Ich liebe dich noch immer. Ich werde dich ewig lieben.«

»Das darfst du nicht.« Endlich sah sie ihn an, mit qualerfüllten Augen. »Du musst das alles vergessen, Alex. Du musst es.«

Alex sagte nichts und schüttelte nur den Kopf. »Was machst du zu Weihnachten?« Es war eine seltsame Frage. Raphaella sah ihn verwirrt an, verstand nicht, was er meinte.

»Nichts. Warum?«

»Meine Mutter nimmt Amanda mit nach Hawaii. Sie reisen Heiligabend fünf Uhr nachmittags. Warum kommst du abends nicht auf eine Tasse Kaffee herüber? Ich verspreche, dich weder anzurühren noch zu bedrängen, noch um irgendwelche Versprechungen zu bitten. Ich möchte dich nur sehen. Es würde mir viel bedeuten. Bitte, Raphaella...« Seine Stimme verwehte, sie stand ganz still. Und schließlich, gepeinigt, gequält, zwang sie sich, den Kopf zu schütteln.

»Nein.« Es war kaum mehr als ein Flüstern. »Nein.«

»Ich nehme dies nicht von dir hin. Ich werde da sein. Allein. Auf meinem Platz am Heiligabend. Denk daran. Ich warte.«

»Nein, Alex... bitte.«

»Macht nichts. Wenn du nicht kommst, ist es auch recht.«

»Aber ich will nicht, dass du dasitzt. Und ich werde nicht kommen.«

Er sagte nichts, doch in seinen Augen war ein hoffnungsvoller Schimmer. »Ich werde da sein.« Er lächelte. »Und jetzt auf Wiedersehen.« Er küsste sie ins Haar und presste sie mit seinen großen Händen. »Gib acht auf dich, Baby.« Da stand er, und sie sagte nichts, dann drehte sie sich langsam um und ging.

Nur einmal sah sie sich nach ihm um, sah ihn dort in seinem roten Parka stehen, mit dem Wind in seinem dunklen Haar. »Ich werde nicht kommen, Alex.«

»Macht nichts. Ich möchte da sein. Falls du kommst.« Und als er sie auf die Treppe zugehen sah, die nach oben zu ihrem Wagen führte, rief er ihr nach: »Ich seh' dich Heiligabend.«

Er beobachtete, wie sie die Stufen hochkletterte, und dachte an ihre Ergebenheit für John Henry, für ihn, für all ihre Verpflichtungen. Er würde sie ihre eigene Entscheidung fällen lassen.

Jedoch er konnte nicht aufhören, sie zu lieben.

Der kleine Baum, den sie schräg gegenüber auf dem Kartentisch im Zimmer aufgestellt hatten, glitzerte fröhlich zu Raphaella und John Henry, als sie ihren Truthahn von den allzu gewohnten Servierbrettern verzehrten. Er schien ruhiger als gewöhnlich, und Raphaella fragte sich, ob der Feiertag ihn deprimiere, ob er ihn an Skiferien in seiner Jugend erinnere oder an Reisen, die er mit Raphaella unternommen hatte, oder an die Jahre, als sein Sohn noch ein Junge war und unten in der Halle ein gigantischer Weihnachtsbaum gestanden hatte. »John Henry... Liebling... fühlst du dich wohl?« Sie beugte sich vor, sprach liebevoll zu ihm, und er nickte, aber antwortete nicht. Er dachte an Alex und ihre Unterhaltung. Irgend etwas stimmte nicht, aber er war die letzten Monate so niedergeschlagen gewesen, dass ihm Raphaellas Verfassung nicht aufgefallen war. Für gewöhnlich alberte sie mit ihm herum, hielt seine Lebensgeister mit ungewöhnlicher Courage wach, ihren eigenen Schmerz kaschierend.

»Ich bin des Ganzen so müde, Raphaella.«

»Wessen? Weihnachten?« Sie blickte überrascht. Das einzige Zeichen war der kleine Baum in seinem Schlafzimmer, doch vielleicht tat das Licht seinen Augen weh.

»Nein, all dieses hier. Leben... Mahlzeiten essen... Nachrichten verfolgen, wenn nichts davon je neu ist... sprechen... schlafen ...« Er sah sie trübsinnig an, und es war nicht die entfernteste Spur von Glück in seinen Augen.

»Aber meiner bist du nicht müde, nein?« Sie lächelte ihn innig an und machte eine Bewegung, seine Wange zu küssen, doch er drehte sich weg.

»Tu... das nicht.« Seine Stimme war sanft und traurig und wurde von den Kissen verschluckt.

»John Henry... was ist los?« Erstaunt und verletzt sah sie ihn an, und er kehrte ihr wieder langsam das Gesicht zu.

»Wie kannst du das fragen? Wie kannst du... so wie jetzt weiterleben? Wie kannst du es ertragen? Manchmal denke ich... an die alten Männer... die in Indien starben... wo sie ihre jungen Frauen... bei der Begräbnisfeier verbrannten. Ich bin nicht besser als jene, Raphaella.«

»Sag so was nicht. Sei nicht albern... ich liebe dich...«

»Dann bist du verrückt.« Es klang nicht amüsiert, sondern erzürnt. »Und falls du es bist, ich bin es nicht. Warum gehst du nicht irgendwohin? Nimm einen Urlaub... tu etwas, um Gottes willen... aber sitz hier nicht nur und vergeude dein Leben. Das meine ist vorbei, Raphaella...« Seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Meins ist vergangen. Schon seit Jahren.«

»Das ist nicht wahr.« Tränen sprangen in ihre Augen, als sie ihn zu trösten versuchte. Der Ausdruck auf seinem Gesicht brach ihr das Herz.

»Es ist wahr... und du musst... dem ins Auge sehen. Ich bin tot ... seit Jahren. Aber das Schlimmste daran ist... ich habe dich auch getötet. Warum reist du nicht für eine Weile heim nach Paris?« Wieder fragte er sich, was zwischen ihr und Alex vorgefallen sein mochte, wollte aber nicht danach fragen. Er wollte sie nicht wissen lassen, dass er es wusste.

»Warum?« Sie schaute erstaunt. »Warum Paris?« Zu ihrem Vater?

Nach dem, was im Sommer passiert war? Allein der Gedanke machte sie krank. Aber John Henry sah sie glasklar von seinem Bett her an.

»Ich wünsche... dass du weggehst... für eine Weile.«

Sie schüttelte bestimmt den Kopf. »Ich werde nicht gehen.«

»Doch, du wirst.« Sie zankten sich wie die Kinder, doch keiner war erheitert,

keiner von beiden lächelte.

»Nein, ich werde nicht.«

»Verdammt, ich will, dass du es machst!«

»Fein, dann werde ich einen Spaziergang machen. Aber dies ist auch mein Heim, und du kannst mich nicht wegschicken.« Sie nahm das Servierbrett von ihm weg und setzte es auf den Fußboden. »Ich glaube, du bist meiner nur überdrüssig, John Henry.« Sie versuchte, ihn zu necken, doch sein Auge nahm den Funken Übermut in den ihren nicht wahr. »Vielleicht ist das, was du brauchst, eine neue sexy Pflegerin.« Aber er war nicht amüsiert. Er lag nur verdrossen da.

»Hör auf, Unsinn zu reden.«

»Ich rede keinen Unsinn.« Sie sprach liebevoll auf ihn ein, sich mit ernsthaftem Eifer in ihrem Sessel vorbeugend. »Ich liebe dich, und ich möchte nicht weggehen.«

»Nun, ich möchte, dass du weggehst.«

Eine Weile saß sie schweigend zurückgelehnt, während er sie ansah, und plötzlich sprach er leise in das stille Zimmer: »Ich möchte sterben, Raphaella.« Er schloss die Augen, als er fortfuhr zu sprechen. »Das ist alles, was ich möchte. Und warum tu' ich's nicht... Herrgott, warum tu ich's nicht?« Er öffnete die Augen und sah sie wieder an. »Sag mir das. Wo, zur Hölle, ist Gerechtigkeit?« Er sah sie anklagend an. »Warum bin ich noch am Leben?«

»Weil ich dich brauche«, erwiderte sie sanft. Er schüttelte den Kopf und drehte wieder das Gesicht weg. Dann sagte er lange Zeit nichts, und als sie sich vorsichtig dem Bett näherte, sah sie, dass er eingeschlafen war. Es machte sie traurig, festzustellen, wie unglücklich er war. Es war, als habe sie nicht genügend für ihn getan.

Die Pflegerin kam auf Zehenspitzen herein, und Raphaella machte ihr durch Zeichen deutlich, dass John Henry eingeschlafen war. Sie gingen hinaus und stimmten überein, dass er vermutlich die Nacht durchschlafen würde. Er hatte einen langen, schweren Tag gehabt, und Weihnachten hatte da keinen Unterschied gemacht. Er war es alles leid.

»Ich bin in meinem Zimmer, falls Sie mich brauchen«, raunte sie der Pflegerin zu und ging dann nachdenklich den Gang entlang. Armer John Henry, welch eine zerstörte Existenz. Und Raphaellas Meinung nach lag die Ungerechtigkeit nicht darin, dass er noch lebte, sondern dass er überhaupt die Infarkte erlitten hatte. Ohne sie hätte er in seinem Alter noch sehr vital sein können. Vielleicht langsamer als mit fünfzig oder sechzig und ein wenig müder, aber glücklich und geschäftig und lebendig. So aber, wie es war, hatte er nichts. Er war kaum mehr am Leben.

Langsam ging sie in ihr kleines Arbeitszimmer und ließ ihre Gedanken zu anderen Dingen schweifen. Zu ihrer Familie, die das 'Weihnachtsfest auf Santa Eugenia feierte, zu ihrem Vater und dann unvermeidlich zu dem Christfest, das sie vergangenes Jahr mit Alexander und Amanda gemeinsam beging. Und endlich, zum hundertsten Mal seit jenem Morgen, erinnerte sie sich an das, was er ihr vor drei Wochen am Strand gesagt hatte. »Ich warte... ich werde da sein...« Sie konnte noch hören, wie er es sagte. Und als sie allein in ihrem Arbeitszimmer saß, fragte sie sich wieder, ob er wirklich da sei. Es war erst sieben Uhr dreißig, eine respektable Zeit, und sie konnte leicht zu einem Spaziergang fortgegangen sein. Was würde geschehen, wenn sie zu ihm ging. War es klug, war es weise? Sie wusste, es war es nicht, wusste, dass ihr Platz in John Henrys riesigem leerem Haus war. Als die Stunden langsam verrannen, spürte sie plötzlich, dass sie dort hingehen musste, nur für einen Augenblick, für eine halbe Stunde, nur, um ihn zu sehen. Es war Wahnsinn, und sie wusste es, aber um neun Uhr dreißig schnellte sie aus ihrem Sessel, unfähig, eine Minute länger im Hause zu bleiben. Sie musste gehen.

Rasch schlüpfte sie in einen roten Wollmantel. Darunter trug sie ihr schlichtes

schwarzes Kleid von heute abend. Sie zog enge schwarze Lederstiefel an, warf sich eine schwarze Lederhängetasche über die Schulter und fuhr mit dem Kamm durch ihr Haar. Bei der Aussicht, ihn zu sehen, fühlte sie ihr Herz flattern, machte sich Selbstvorwürfe, weil sie ging, und lächelte plötzlich bei dem Gedanken, ihn die Tür öffnen zu sehen. Sie hinterließ eine Nachricht in ihrem Zimmer, dass sie zu einem Spaziergang fortginge und bei einer Freundin hereinschauen würde. Und ihre Füße flogen leicht, als sie die wenigen Häuserblocks entlangeilte, hin zu dem kleinen Haus, das sie seit fünfeinhalb Monaten nicht gesehen hatte.

Als sie das Haus erblickte, blieb sie einfach stehen, schaute es an und seufzte leicht. Ihr war, als hätte sie fast ein halbes Jahr verloren und endlich heimgefunden. Sie vermochte das Lächeln nicht zu unterdrücken, als sie die Straße überquerte, an der Tür klingelte und plötzlich das rasche Stampfen seiner Fußtritte auf der Treppe hörte. Nach einer kurzen Pause öffnete sich die Tür. Und da stand er, unfähig, zu glauben, was er sah, bis das Lächeln in ihren Augen von ihm erwidert wurde.

»Fröhliche Weihnachten!« Sie sagten es gleichzeitig und brachen beide in Gelächter aus, als er mit einer Verbeugung beiseite trat und ihr beim Hochschauen mit einem warmen Lächeln begegnete. »Willkommen daheim, Raphaella.« Ohne ein Wort zu sagen, trat sie ein.

Im Wohnzimmer standen jetzt Möbel. Er und Mandy hatten sie zusammengestellt, waren zu Auktionen und Zwangsversteigerungen gegangen, hatten Kaufhausabteilungen, Kunstgalerien und Trödeläden besucht. Was sie zusammengetragen hatten, war eine Mischung aus französischer Provence und frühem Amerikanisch. Der Raum war mit einem hübschen Bodenbelag, gedämpften Gemälden französischer Impressionisten, einer Menge Silbergeschirr, einigen Zinngeräten und hübschen alten Büchern ausgestattet. Auf den Tischen standen blumengefüllte große Krüge, in jeder Ecke waren Pflanzen, Schlinggewächse krochen über den kleinen marmornen Kaminsims des Doppelzimmers. Das Sofa war gebrochen weiß, die kleinen Knautschkissen hatten Fell- und Gobelinbezüge.

Seit Raphaellas Fortgang hatte Amanda sich noch enger an ihren Onkel angeschlossen und fühlte sich verpflichtet, sich um ihn zu kümmern, da nun keiner da war, der es sonst tun würde. Sie passte auf, dass er die richtige Nahrung aß, seine Vitamine nahm, und bekrittelt, dass er zu spät schlafen ging, zu schnell fuhr, zu hart arbeitete und den Garten nicht jätete. Er hingegen machte sich über ihre Freunde, ihre Kocherei, ihr Make-up, ihre Garderobe lustig und brachte es dennoch fertig, dass sie sich fühlte, als sei sie das hübscheste Mädchen der Welt. Gemeinsam meisterten sie den patenten kleinen Haushalt, und als Raphaella die Schwelle überschritt, konnte sie ihre Liebe zueinander fühlen, die ihr aus jeder Ecke des Raumes entgegenatmete.

»Alex, es ist entzückend.«

»Nicht wahr? Mandy hat das meiste nach der Schule getan.«

Alex führte Raphaella ins Wohnzimmer. Sie war etwas nervös gewesen, dass er sie ins Schlafzimmer hinaufnehmen würde, um mit ihr vor dem Kamin zu sitzen, oder in sein Arbeitszimmer oder selbst in die Küche unten. Dies war vollkommen, weil es warm und hübsch war, und es war neu. Er bot ihr Kaffee und Kognak an. Ersteres nahm sie an, letzteres schlug sie aus, setzte sich auf das hübsche kleine Sofa, um erneut die Einzelheiten des Zimmers zu bewundern. Er war in einer Minute mit dem Kaffee zurück. Als er die Kanne absetzte, sah sie, dass seine Hände genauso stark wie die ihren zitterten.

»Ich wusste wirklich nicht, ob du hiersein würdest«, begann sie nervös, »aber ich entschied, es darauf ankommen zu lassen.«

Er betrachtete sie ernst von einem Sessel in der Nähe des Sofas. »Ich sagte dir, ich würde dasein. Und ich meinte es so, Raphaella. Du solltest das langsam wissen.«

Sie nickte und nippte an dem heißen Espresso.

»Wie war Heiligabend?«

»Alles bestens.« Er lächelte und zuckte die Schultern. »Es war ein großes Ereignis für Mandy. Meine Mutter kam gestern abend angeflogen, um sie nach Hawaii mitzunehmen. Sie hatte ihr die Reise seit Jahren versprochen, und diesmal schien es ein sehr gelegener Zeitpunkt. Sie hat soeben ein Buch beendet und konnte den Urlaub ebenfalls gebrauchen. Wie es so schön heißt, wird sie auch nicht jünger.«

»Deine Mutter?« Raphaella blickte gleichermaßen bestürzt und amüsiert. »Sie wird niemals alt sein.« Und dann erinnerte sie sich an etwas, was sie ihm zu erzählen vergessen hatte, als sie sich am Strand trafen. »Ich habe ebenfalls ein Buch veröffentlicht.« Sie wurde rot und lachte leise. »Obgleich nicht etwas so Bedeutendes wie ein Roman.«

»Dein Kinderbuch?« Seine Augen leuchteten freudig auf.

»Sie haben es mir gerade vor einigen Wochen mitgeteilt.«

»Hattest du einen Agenten?« Sie schüttelte den Kopf.

»Nein. Nur Anfängerglück, vermute ich.« Sie lächelten sich einen langen Augenblick an.

»Ich bin froh, dass du hier bist, Raphaella. Ich wollte dir dieses Zimmer schon so lange zeigen.«

»Und ich wollte dir von dem Buch erzählen.« Sie sah ihn liebevoll an. Es war, als hätten beide einen Freund wiedergefunden. Aber was wollten sie jetzt tun? Sie konnten nicht dort anknüpfen, wo sie aufgehört hatten. Raphaella wusste das. Es würde das Boot zu stark erschüttern, mit Kay, ihrem Vater, ihrer Mutter, John Henry. Sie wünschte, sie hätte ihm erzählen können, wie der vergangene Sommer für sie gewesen war, welche Art von Alptraum er für sie bedeutet hatte.

»Woran hast du gerade gedacht?« Ihr Gesicht wirkte verwüstet, als sie in das Kaminfeuer starrte.

Sie hob den Kopf und sah ihn ehrlich an. »An den letzten Sommer.« Sie seufzte leise. »Es war solch eine schreckliche Zeit.«

Er nickte, gleichfalls nachdenklich blickend, und dann seufzte er mit einem kleinen Lächeln. »Ich bin nur froh, dass du überhaupt zurückgekommen bist und dass wir sprechen können. Das war das härteste für mich, nicht mehr in der Lage sein, mit dir zu sprechen... oder dich zu sehen... zu wissen, dass du nicht hier sein würdest, wenn ich heimkomme. Mandy sagte, das sei auch für sie das schlimmste gewesen.« Seine Worte drehten Raphaella das Messer im Herzen um, und sie schaute weg von ihm, damit er nicht die Qual in ihren Augen lesen konnte. »Was tust du jetzt, Raphaella?« Seine Stimme war sanft, und sie starrte nachdenklich ins Feuer.

»Die meiste Zeit bin ich mit John Henry zusammen. In den letzten Monaten ging es ihm nicht gut.«

»Es muss für euch beide hart sein.«

»Hauptsächlich für ihn.«

»Und du?« Er betrachtete sie aufmerksam, und sie gab keine Antwort. Aber dann, ohne etwas zu sagen, beugte er sich zu ihr vor und küsste sie sanft auf die Lippen. Sie hielt ihn nicht auf, sie dachte nicht nach über das, was sie taten. Sie küsste ihn nur, zart zuerst und dann mit Leidenschaft und dem Kummer und der Einsamkeit und der Sehnsucht nach ihm, die sie seit dem vergangenen Sommer mit sich getragen hatte.

Es war, als schwemme dieser erste Kuss alles hinweg. Sie konnte fühlen, wie er gleichfalls gegen seine eigenen Leidenschaften kämpfte.

»Alex... ich kann nicht...« Nicht wieder. Sie konnte nicht erneut hiermit beginnen. Er nickte.

»Ich weiß. Es ist schon gut.« Eine Weile saßen sie da, redeten, blickten ins Feuer, sprachen über sich, über das, was ihnen geschehen war und was sie empfunden

hatten. Schließlich sprachen sie über andere Sachen, über Menschen, über Dinge, die sie amüsierten, über drollige Momente, als ob sie sechs Monate alles aufgespeichert hätten. Es war drei Uhr morgens, als Raphaella sich an der Ecke vor ihrem Haus verabschiedete. Er hatte darauf bestanden, sie heimzubegleiten. Und dann, wie ein Schuljunge, zögerte er kurz und entschied, den Sprung zu wagen. »Kann ich dich wiedersehen, Raphaella? Nur so wie heute...?« Er wollte sie nicht erneut verscheuchen, und er hatte genau die Drangsal wahrgenommen, mit der sie lebte, sowohl die echte wie die in ihrer Vorstellungswelt. Sie schien darüber nachzudenken, jedoch nur kurz, und sie nickte.

»Vielleicht könnten wir einen Spaziergang am Strand machen?«

»Morgen?«

Sie lachte über die Frage und nickte. »Sehr gut.«

»Ich hole dich hier mit meinem Wagen ab.« Morgen war Samstag, und er war frei. »Zwölf Uhr?«

»Ist gut.« Sich sehr jung und mädchenhaft fühlend, lächelte sie ihn an und winkte. Auf dem ganzen Weg nach Hause lächelte sie vor sich hin. Sie dachte nicht an John Henry, oder ihren Vater oder Kay Willard oder sonst jemand. Sie dachte nur an Alexander... Alex... und dass sie ihn am nächsten Tag um zwölf Uhr mittags wiedersah und zum Strand ging.

In der folgenden Woche trafen Alex und Raphaella sich an jedem Nachmittag, entweder zu einem Spaziergang am Strand oder um träge vor dem Kaminfeuer zu sitzen, Espresso zu trinken und über das Leben zu diskutieren. Sie zeigte ihm den Vertrag für das Buch, als er aus New York eintraf, und er erzählte ihr von seinen letzten Fällen. Sie teilten die Nachmittagsstunden, wenn er nicht zu arbeiten hatte, und ein paar Stunden am Abend, nachdem John Henry zu Bett gegangen war. Da gab es immer Stunden, in denen sie nicht mit John Henry Zusammensein konnte, weil er schlief, so dass sie nicht das Gefühl hatte, ihm auch nur einen einzigen, kostbaren, lebensspendenden Augenblick gestohlen zu haben. Sie gab Alex die Zeit, die ihr gehörte, eine halbe Stunde hier, eine Stunde da, ein karger Augenblick zum Gehen und Atmen und Denken und Existieren. Es waren glückselige Stunden, die sie gemeinsam verbrachten, Stunden, in denen sie einander neu entdeckten. Nur entdeckten sie diesmal mehr als ein Jahr früher, oder vielleicht waren sie in der Zeit, in der sie alleine waren, so viel reifer geworden. Das Gefühl des Verlustes hatte sie aus der Bahn geworfen, dennoch hatte es beide von ihnen auf verschiedene Weise angespornt. Aber die Beziehung zwischen ihnen war noch sehr zart, alles war sehr neu, und sie hatten beide Angst. Raphaella wurde von dem Gedanken heimgesucht, das gleiche katastrophale Unheil heraufzubeschwören wie schon einmal, den Zorn seiner Schwester oder ihres Vaters erregend. Auch das Problem, Alex von einer vollwertigen Beziehung mit jemand anderem abzuhalten, blieb weiterhin bestehen. Aber Alex fürchtete nur, sie erneut zu verscheuchen. Er hatte letztlich John Henrys Segen, mithin überhaupt kein Schuldgefühl. Sie gingen behutsam vor, schrittweise langsam aufeinander zukommend, bis zum Tag nach Neujahr, als sie um zwei Uhr nachmittags herüberkam. John Henry hatte erklärt, den ganzen Tag über schlafen zu wollen.

Raphaella kam herübergewandert, Alex zu sehen. Sie läutete an der Tür, nicht einmal sicher, ob er zu Haus war. Er öffnete ihr in Jeans und einem bequemen alten Rollkragenpullover und blickte unendlich erfreut, sie vor der Tür stehen zu sehen.

»Welch eine hübsche Überraschung. Was tust du hier?«

»Ich dachte, ich könnte dich besuchen. Störe ich dich?« Errötend wurde sie sich plötzlich bewusst, dass sie eine Menge für selbstverständlich hingenommen hatte. Er konnte oben in seinem Zimmer eine Frau haben. Er las es ihr augenblicklich vom Gesicht ab und gluckste.

»Nein, Madame. Sie ›stören‹ mich ganz und gar nicht. Möchtest du eine Tasse Kaffee?« Sie nickte und folgte ihm hinunter in die Küche.

»Wer hat das da getan?« Sie winkte mit der Hand zu den glänzenden Kupfertöpfen, nachdem sie auf einem Küchenstuhl Platz genommen hatte.

»Habe ich gemacht.«

»Tatsächlich du?«

»Natürlich.« Und dann lächelte er sie an. »Ich habe viele Talente, die du noch nicht kennst.«

»Wirklich? Und welche?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich meine Geheimnisse auf einmal preisgeben sollte.«

Sie saßen eine Zeitlang friedlich beieinander, nippten an ihrem Kaffee, genossen gegenseitig ihre Gesellschaft und begannen, wie stets, über ein Dutzend verschiedene Dinge zu reden. Ihre gemeinsame Zeit schien immer so schnell zu vergehen. Dann erinnerte er sich plötzlich an das Manuskript zu dem Buch seiner Mutter.

»O Alex, darf ich es lesen?« Raphaellas Augen leuchteten.

»Sicher. Ich hab' es oben. Es liegt alles auf meinem Schreibtisch.«

Bei der Aussicht funkelten ihre Augen vor Vergnügen. Sie ließen ihren Kaffee im

Stich und eilten nach oben. Sie überflog einige Seiten, war entzückt über das, was sie las, und lächelte zu Alex hoch. Plötzlich stellte sie fest, dass sie das erste Mal wieder in seinem Zimmer war. Vorsichtig spähte sie durch den Gang zu seinem Schlafzimmer. Ihre Augen begegneten sich stumm und hielten sich fest. Er küsste sie, langsam, bewusst, hungrig. Ihr Rücken begann vor Wonne zu schmerzen, als er sie in seinen Armen hielt. Er wartete, dass sie ihm Einhalt gebot, aber sie tat es nicht, und er begann, seine Hände umherstreifen zu lassen. Wie in schweigendem Einverständnis durchschritten sie langsam den Gang nach nebenan.

Zum ersten Mal in seinem Erwachsenenendasein fürchtete er sich vor seinem Handeln, vor den Konsequenzen, nachdem sie sich gerade wiedergefunden hatten. Er fürchtete sich so verzweifelt, sie zu verlieren, doch es war Raphaella, die ihm zuraunte: »Es ist alles gut-, Alex.« Und dann, als er ihr den Pullover auszog: »Ich liebe dich so sehr.« Es war wie ein zärtlicher Tanz, als er sie langsam entkleidete und sie ihm ebenfalls die Sachen auszog. Sie tasteten, fühlten, hielten, liebkosten, verweilten, und es schien den ganzen Nachmittag zu dauern, sich zu lieben: Als sie endlich mit gesättigten Körpern, übervollen Herzen und Sinnen beieinanderlagen, blickten sie beide glücklicher, als sie jemals miteinander gewesen waren. Mit einem Lächeln, das sie nie zuvor an ihm gesehen hatte, schaute er sie an.

»Weißt du, wie glücklich es mich macht, dich hier zu sehen?«

Sie lächelte zärtlich. »Ich habe dich so sehr vermisst, Alex... auf jede erdenkliche Weise.« Er nickte und rückte an ihre Seite, sein Mund war hungrig, seine Lenden begannen zu prickeln, und er spürte, dass er sie erneut begehrte. Es war, als ob er nicht genug von ihr bekommen könnte, als ob sie ihn verlassen könnte und niemals wieder dasein würde. Sie liebten sich wieder und wieder und wieder bis in den Abend hinein. Später nahmen sie zusammen ein warmes Bad, und Raphaella saß mit geschlossenen Augen träumend da.

»Liebling, du bist exquisit.«

»Und sehr schläfrig.« Sie öffnete ein Auge und lächelte. »Ich muss aufwachen und heimgehen.« Aber es erschien seltsam, irgendwohin zu gehen, noch seltsamer, das andere Haus ein Heim zu nennen. Hier war wieder ihr Heim, hier, wo Alex war, wo sie ihr Leben und ihre Seelen, ihre Körper und ihre Liebe teilten. Und sie kehrte sich den Teufel drum, was ihr Vater diesmal drohen mochte. Sie würde nie von Alex lassen. Mochte Kay ihm einen anderen verfluchten Brief schreiben. Mochten sie alle zur Hölle gehen. Sie brauchte diesen Mann. Und sie hatte nach alledem ein Recht darauf.

Er küsste sie wieder, als sie dort saßen und sich durchweichen ließen, und sie neckte ihn, dass sie die Polizei rufen würde, falls er sie noch einmal -anrühren sollte. Aber er war so müde wie sie, und als er sie nach Hause fuhr, gähnte er herzhaft, küsste sie noch einmal und ließ sie dann, wie stets, das letzte Stück alleine gehen.

Als sie in das Haus kam, umging sie eine eigenartige Stille, als ständen alle vorhandenen Uhren still, als sei jedes Geräusch, das in dem riesigen Herrenhaus unterschwellig existierte, verstummt. Sie glaubte, dass es nur ihrer Einbildung und ihrer völligen Erschöpfung entsprang, und ging gähmend die Stufen hinauf. Aber als sie den ersten Absatz erreichte, sah sie plötzlich zwei von den Dienstmädchen und zwei der Pflegerinnen in einer kleinen Gruppe vor John Henrys Schlafzimmer zusammenstehen. Für eine Sekunde tat ihr Herz einen Sprung. Sie stoppte am oberen Ende der Treppe, als sie sie sahen.

»Ist etwas passiert?«

»Es ist-« Die Pflegerin hatte rote Augen, als sie Raphaella ansah. »Es ist Ihr Gatte, Mrs. Phillips.«

»O mein Gott«, murmelte sie erstickt. Als sie die Mienen ihrer Gesichter sah, wusste sie, dass kein Irrtum vorlag.

»Ist er -« Sie konnte den Satz nicht beenden, und die Pflegerin nickte.

»Er ist verschieden.« Doch dann, überwältigt von ihren eigenen Gefühlen, brach sie in Tränen aus und wurde sogleich von der anderen Pflegerin in den Arm genommen.

»Wie ist es geschehen?« Raphaella näherte sich ihnen langsam, ihr Rücken sehr aufrecht, ihre Stimme sehr leise. Ihre Augen blickten übergroß. John Henry war gestorben, während sie mit Alex im Bett lag, spielend, sich aufbäumend, Liebe machend. Die Unanständigkeit traf sie wie ein Schlag ins Gesicht und erinnerte sie in einer einzigen Sekunde an den Zusammenstoß mit den Worten ihres Vaters vom vergangenen Sommer. Er hatte sie eine Hure genannt. »Hatte er einen neuen Infarkt?«

Die Pflegerin begann lauter zu weinen, und die beiden Dienstmädchen schienen im Nu wie in Luft aufgelöst. Jetzt sah die zweite Pflegerin Raphaella an, und sie wusste, dass sich während ihrer Abwesenheit etwas sehr Schlimmes zugetragen hatte.

»Der Doktor möchte Sie sprechen, Mrs. Phillips. Er wartet seit zwei Stunden. Wir wussten nicht, wo Sie sind, aber wir fanden eine Nachricht in Ihrem Zimmer und nahmen an, Sie würden bald zurück sein.« Raphaella fühlte sich elend, als sie dort stand.

»Ist der Arzt noch hier?«

»Er ist in Mr. Phillips' Zimmer, bei dem Leichnam. Aber sie werden bald kommen, ihn wegzubringen. Er wünscht eine Obduktion, nur um sicher zu sein.« Raphaella starrte sie sprachlos an und eilte in John Henrys Zimmer. Sie stand sehr still, als sie an das Bett herantrat und ihn dort liegen sah. Er sah aus, als schliefe er, und einmal glaubte sie, seine Hand sich bewegen zu sehen. Während sie dort stand, sah sie nicht einmal den Arzt. Alles, was sie sehen konnte, war John Henry, 59 müde, so zusammengeschrumpft, so alt.

»Mrs. Phillips...? Raphaella?«

Als sie die Stimme hörte, wirbelte Raphaella herum und seufzte, als sie erkannte, wer es war. »Hallo, Ralph.« Doch dann, wie durch einen Magneten angezogen, glitten ihre Augen zu dem Gesicht des Mannes zurück, den sie vor fünfzehn Jahren geheiratet hatte. Noch war sie nicht ganz sicher, was sie empfand. Kummer, Leere, Bedauern, Trauer, irgend etwas, doch sie war nicht sicher, was. Sie hatte noch nicht richtig begriffen, dass er gestorben war. Nur wenige Stunden zuvor hatte er gesagt, er sei müde.

»Raphaella, lassen Sie uns ins Nebenzimmer gehen.« Sie folgte dem Arzt in den Ankleideraum, den die Pflegerinnen so oft benutzt hatten. Dort standen sie zusammen wie zwei Verschwörer. Der Arzt blickte unglücklich, als er Raphaella anschaute.

»Was ist es? Was ist es, was niemand mir sagt? Es war kein Schlaganfall, nicht wahr?« Plötzlich wusste sie es instinktiv. Der Arzt schüttelte den Kopf und bestätigte ihre schlimmsten Befürchtungen.

»Nein, das war es nicht. Es war ein entsetzlicher Unglücksfall. Ein furchtbarer Fehler, eine fast unverzeihliche Sache, außer, dass sie nicht vorsätzlich geschah und keiner wissen konnte, was er empfand.«

»Was versuchen Sie mir zu sagen?« Ihre Stimme hatte sich erhoben, und sie spürte, dass in ihrem Kopf irgend etwas zu explodieren drohte.

»Dass Ihr Gatte... John Henry... die Pflegerin gab ihm eine Schlaftablette, und sie ließ die Flasche auf dem Nachttisch stehen...« Sie starrte ihn entsetzt an. »Er nahm die Pillen, Raphaella. Die ganze Flasche. Er beging Selbstmord. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen anders sagen soll. Aber das ist geschehen.« Seine Stimme stockte, und Raphaella überfiel der Wunsch zu schreien. Er hatte sich getötet... John Henry hatte sich selbst getötet, während sie sich außerhalb mit Alex verlustierte... Sie hatte ihn getötet... ihn getötet, als ob sie es mit ihren bloßen Händen getan hätte. Hatte er von Alex gewusst? Hatte er etwas gespürt? Hätte sie ihn hindern können, wenn sie dagewesen wäre? Konnte es... würde es... was, wenn... ihre Gedanken rasten, und ihre

Augen weiteten sich bei dem, was sie dachte, doch sie konnte keinen Ton herausbringen. Sie konnte nichts sagen. Ihr Vater hatte recht gehabt. Sie hatte ihn getötet. John Henry hatte Selbstmord begangen. Endlich brachte sie es über sich, den Arzt anzusehen.

»Hat er mir eine Nachricht hinterlassen?« Er schüttelte verneinend den Kopf.

»Nichts.«

»O mein Gott.« Sie sagte es mehr zu sich selbst. Dann sank sie vor seinen Füßen zu Boden, in eine tödliche Ohnmacht.

Antoine de Mornay-Malle traf am nächsten Abend um sechs Uhr ein. Er fand Raphaella sitzend und über die Bucht hinausschauend vor. Als sie hinter sich seine Stimme vernahm, erhob sie sich aus ihrem Sessel und drehte sich um, ihn zu begrüßen. Er sah, dass ihre Augen fast glasig waren. Sie war die Nacht zuvor nicht schlafen gegangen, und trotz der Angebote des Arztes hatte sie ein Beruhigungsmittel abgelehnt. Ihr Haar war streng zurückgekämmt, ihre Augen riesig und fast hohl in dem geisterhaft bleichen Antlitz. Als er einen Blick auf ihre Beine warf, sah er, dass sie als Zeichen der Trauer schwarze Strümpfe trug. Sie war ohne jeden Schmuck, außer dem diamantbesetzten Goldreif, den sie seit fünfzehn Jahren an der linken Hand trug.

»Papa...« Sie kam ihm langsam entgegen, als er sich näherte und seine Augen ihr Gesicht erforschten. Als sie ihn anrief, hatte er am Klang ihrer Stimme erkannt, dass es irgend etwas verzweifelt Schlimmes gab, schlimmer noch als der Tod ihres Gatten. Es gab da etwas, das sie noch nicht enthüllt hatte.

»Raphaella, ich bin sehr betrübt.« Er verneigte sich ein wenig und ließ sich in einem Sessel nahe dem ihren nieder. »War es — ging es schnell?«

Sie sagte absolut nichts, starrte hinaus auf die Bucht und hielt sich aufrecht sitzend für ihn bereit. »Ich weiß es nicht... Ich denke, ja...«

»Du warst nicht bei ihm?« Er starrte ihr ins Gesicht und begann die Stirn zu runzeln. »Wo warst du?« Seine Stimme war plötzlich voller Argwohn, und sie konnte es nicht ertragen, ihm ins Auge zu sehen.

»Ich war für eine Weile aus.«

Ihr Vater nickte. »Es war ein neuer Infarkt... oder setzte sein Herz plötzlich aus?« Wie viele Leute seines Alters wollte er genau wissen, wie das Ende gekommen sei. Möglicherweise, um zu wissen, was ihn erwartete, wenn die Reihe an ihn gekommen war. Aber er fand noch etwas Sonderbares im Gesichtsausdruck seiner Tochter. Während sie dort saß, dachte sie ernsthaft daran, es ihm nicht zu erzählen, aber sie wusste auch, dass es sinnlos war, ihn anzulügen. Sie kannte ihren Vater und war überzeugt, dass er mit jedermann, den Dienstboten, den Pflegerinnen, dem Doktor, eine Unterhaltung führen würde. Zufällig oder mit Absicht würde er die Wahrheit entdecken. Jeder im Haushalt kannte sie schon. Der Arzt war mit ihr übereingekommen, nichts über die Umstände von John Henrys Ableben verlautbaren zu lassen, aber die Pflegerinnen erzählten es den Dienstmädchen, die es dem Butler gegenüber erwähnten, der die Neuigkeiten mit einem Blick des Erstaunens und der Bestürzung an den Chauffeur weitergab. Und es würde nicht lange dauern, bis einer von ihnen es einem Freund in einem der anderen Häuser erzählte, und möglicherweise sprach sich das Wort in der ganzen Stadt herum. John Henry Phillips hatte Selbstmord begangen. Und irgendwie wusste Raphaella, dass ihr Vater es auch herausbekommen würde.

»Papa...« Langsam wandte sie ihm das Gesicht zu, und endlich begegneten sich ihre Augen. »Es war kein Schlaganfall...« Sie schloss für eine Sekunde fest die Augen, griff nach ihrer Sessellehne, öffnete die Augen wieder und fuhr fort: »Es war... er nahm Pillen, Papa...« Ihre Stimme war kaum hörbar, als er sie ansah und nicht verstand, was sie ihm zu sagen versuchte. »Ich... er... er ist zuletzt so deprimiert gewesen... er hasste es, krank zu sein... er war ...« Sie stockte. Tränen stiegen ihr in die Augen, und ein Seufzer drang aus ihrer Kehle.

»Was versuchst du mir zu sagen?« Er starrte sie an, bewegte sich nicht in seinem Sessel.

»Ich sage dir, dass ...« Sie tat einen tiefen Atemzug. »Die Pflegerin ließ die Schlaftabletten auf dem Tisch neben ihm... und er nahm sie... nahm sie alle.« Jetzt hatte

sie es deutlich gesagt.

»Er tötete sich selbst?« Ihr Vater blickte entsetzt, doch sie nickte schwerfällig. »Mein Gott, wo warst du? Warum hast du nicht aufgepasst, dass die Pflegerin das Medikament fortnimmt? Warum warst du nicht hier?«

»Ich weiß es nicht, Papa... aber niemand wusste, dass er sterben wollte. Ich meine, ich wusste es... er war so müde, und letztthin war er so traurig, so lange krank zu sein. Aber niemand dachte... ich dachte nicht... ich dachte nie, er würde -«

»Mein Gott, bist du wahnsinnig? Warum konntest du nicht achtsamer sein? Warum konntest du nicht alles überwachen, was die Pflegerinnen taten? Es war deine Verantwortung... deine Pflicht...« Er schickte sich an fortzufahren, doch Raphaella sprang von ihrem Sitz, sah aus, als ob sie schreien würde.

»Hör auf, Papa! Hör auf! Ich konnte nichts dafür... Niemand konnte es! Keiner hat Schuld... es war-«

»Du wirst Strafantrag gegen die Pflegerin stellen, nicht wahr?« Er blickte geschäftsmäßig, als er sie von seinem Sessel aus beobachtete. Aber Raphaella schüttelte den Kopf, erneut gebrochen und ausgehöhlt aussehend,

»Natürlich nicht. Sie konnte nicht wissen... es war ein Unfall, Papa.«

»Ein Unfall, der deinen Gatten tötete.« Ihre Augen trafen sich, und sie sahen sich lange an. Als ob er etwas spürte, was sie ihm nicht erzählt hatte, verengten sich seine Augen, sie weiterhin anblickend. »Ist da noch mehr, Raphaella? Etwas, das du mir nicht gesagt hast?« Und dann, als sei es ihm klar geworden, nicht als Vermutung, sondern als Gewissheit ihrer Schuld, richtete er sich steil in seinem Sessel auf und starrte auf seine Tochter. »Wo warst du, als er dies tat, Raphaella?« Elend schaute sie zu ihrem Vater, sich nicht wie eine Frau, sondern mehr wie ein Kind vorkommend. »Wo warst du?« Er legte eine schreckliche Betonung auf die Worte, als er die Fragen stellte, und da war nichts, was sie ihm sagen konnte.

»Ich war aus.«

»Mit wem?«

»Niemandem.« Doch es war zwecklos. Er hatte es schon erahnt, und sie wusste, dass er es wusste. Sie sah ihn jetzt an, ihr Gesicht eine Qual der Selbstbeschuldigung, die für sich selber sprach.

»Du warst bei ihm, ist es so, Raphaella? Warst du es?« Seine Stimme erhob sich unheilvoll, und außerstande, ihren Weg klar vor sich zu sehen, nickte sie einfach mit dem Kopf. »Mein Gott, dann... hast du ihn getötet. Begreifst du das? Weißt du, warum er jene Pillen nahm?« Ihr Vater sah sie deutlich verändert an, doch wieder schüttelte Raphaella den Kopf.

»Er hat nichts davon gewusst, Papa. Dessen bin ich sicher.«

»Wie kannst du das sein? Die Diensthofen müssen es gewusst haben, sie müssen es ihm erzählt haben.«

»Das würden sie ihm nicht angetan haben, und ich glaube nicht, dass sie es wussten.« Sie schritt teilnahmslos zum Fenster. Das Schlimmste war nun vorüber. Er kannte die Wahrheit. Er konnte nichts mehr sagen. Es lag alles auf dem Tisch, ihre Treulosigkeit, ihr Verrat, ihr Versagen gegenüber John Henry, dessen Leben mit seinem Tablettenod endete anstatt durch die Hand Gottes.

»Dann hast du mich belogen, als du mir sagtest, du würdest ihn nicht wieder sehen.«

»Nein, ich sagte dir die Wahrheit.« Sie kehrte ihm wieder das Gesicht zu. »Ich habe ihn nicht wiedergesehen bis vor etwa zwei Wochen. Wir trafen uns zufällig.«

»Und du stiegst natürlich gleich wieder in sein Bett.«

»Papa... bitte...«

»Bist du nicht? Ist es nicht das, was deinen Gatten tötete? Denk darüber nach. Kannst du wirklich damit leben? Kannst du?«

Wieder stiegen ihr die Tränen in die Augen, und sie schüttelte den Kopf; »Nein,

ich kann nicht.«

»Du bist eine Mörderin, Raphaella.« Schlangengleich zischten die Worte aus seinem Mund, ihr ekelhaftes Gift verspritzend. »Sowohl eine Mörderin wie eine Hure.« Und dann, sich zu voller Höhe hochziehend, bot er ihr die Stirn. »Du hast mich entehrt, und ich verbanne dich aus meinem Herzen, doch um meinetwillen und deiner Mutter wegen werde ich nicht zulassen, dass du mich erneut entehrst. Ich habe keine Ahnung, was du mit deinem Liebhaber zu planen gedenkst. Ich bin überzeugt, du würdest nichts lieber tun, als in der Minute, in der sie John Henry in die Erde versenken, mit ihm wegzulaufen. Aber das, mein liebes Mädchen, wird nicht geschehen. Nicht in diesem Augenblick. Was du später tust, geht mich nichts an, und wie du schon erwähntest, bist du eine erwachsene Frau. Eine widerwärtige, eine unmoralische, aber erwachsen bist du gewiss. Also in einem Jahr, nach einer angemessenen Periode der Trauerzeit, steht es dir frei, deine Hurerei wiederaufzunehmen. Doch in der Zwischenzeit, für ein Jahr, wirst du anständig sein, zu mir, zu deiner Mutter und im Gedenken an einen Mann, der dich über alles liebte, selbst wenn du's nicht tatest. Nach dem Begräbnis wirst du mit deiner Mutter nach Spanien fliegen. Dort wirst du ein Jahr lang bleiben. Ich werde alle geschäftlichen Angelegenheiten, die mit dem Nachlass in Zusammenhang stehen, erledigen, und es wird fast ein Jahr dauern, bis alles geregelt ist. Nach einem Jahr kannst du dann hierher zurückkommen und tun, was immer du willst. Aber ein Jahr, ein Jahr schuldest du dem Mann, den du ermordet hast. Falls du ins Gefängnis gingest, würde es für den Rest deines Lebens sein. Und Tatsache ist, junge Frau, dass du mit dem, was du getan hast, für den Rest deiner Tage wirst leben müssen.« Er schritt steif zur Tür und drehte sich um. »Bereite dich für den Tag des Begräbnisses auf deine Abreise vor. Ich wünsche mit dir nicht weiter darüber zu diskutieren. Ein Jahr der angemessenen Trauer für einen Mann, den du zum Selbstmord getrieben hast, ist ein gering bezahlter Preis.« Als sie dastand und ihn den Raum verlassen sah, flössen ihr die Tränen langsam über das Gesicht. Erst am nächsten Morgen hörte sie etwas von Alex. Sie hatten die Todesnachricht einen Tag lang aus den Zeitungen ferngehalten, doch am folgenden Morgen stand es dort auf der ersten Seite. John Henry Phillips war tot. Dem Bericht nach war er seit seiner ersten Erkrankung bettlägerig gewesen, hatte mehrere Infarkte erlitten und war acht Jahre nicht mehr aktionsfähig gewesen. Der Artikel erwähnte Raphaella kaum, außer, dass er keine Kinder, sondern nur seine zweite Frau hinterließ, die frühere Raphaella de Mornay-Malle y de Santos y Quadral. Danach wurden die Gesellschaften, die er gegründet hatte, aufgezählt, das Vermögen, das er hinterließ, die bedeutenden internationalen Transaktionen, die er über Jahre hinweg getätigt hatte. Doch es war nicht das, was Alex interessierte.

Verblüfft hatte er auf die Zeitung gestarrt, die er auf dem Weg zur Arbeit vor der Tür aufgehoben hatte. Etliche Minuten hatte er reglos dagestanden und die Zeilen gelesen. Dann war er in das Haus zurückgekehrt, um Raphaella anzurufen. Er hatte sich gewundert, warum sie die Nacht zuvor nicht gekommen war, und war in Angst gewesen, die Nacht davor hätte Schuldgefühle in ihr ausgelöst und sie erneut von ihm entfernt. Nun fragte er sich, was es für sie bedeuten würde, dass John Henry gestorben war, während sie mit ihm zusammen war. Er konnte es sich gut ausrechnen, nach dem, was er gelesen hatte. Es wurde die Nacht erwähnt, in der er gestorben war, und Alex wusste, dass er entweder gestorben war, während Raphaella aus war, oder kurz nachdem sie heimgekommen war. Er versuchte sich die Szene vorzustellen, die sie angetroffen hatte, als sie von ihren gemeinsamen Stunden zurückkehrte, und es durchschauerte ihn, als er die Telefonnummer wählte.

Als Raphaella den Hörer aufnahm und Alexanders Stimme hörte, spürte sie, wie sie ein Zittern durchlief. Es war wie eine brutale Erinnerung an das, was sie getan hatte, während ihr Mann die tödlichen Pillen nahm.

»Raphaella?« Seine Stimme klang weich, und es war zu merken, dass er beunruhigt

war. »Ich habe gerade die Zeitung gelesen. Es tut mir so leid...« Und nach einer kurzen Pause: »Geht es dir gut?« Sie hatte bis jetzt nichts gesagt außer hallo.

»Ja.« Sie sprach sehr langsam. »Mir geht's gut.« Und dann: »Ich bedaure... ich war gerade beschäftigt, als du anrufst.« Sie hatte den Anzug herausgesucht, den sie John Henry anlegen würden, und ihr Vater hatte mit einer Miene danebengestanden, die eine Mischung aus Anklage und Trauer um den verlorenen Freund war. »Das Begräbnis ist morgen.« Was sie ihm sagte, klang tonlos und unzusammenhängend, und er saß mit dem Hörer in der Hand auf den Stufen und schloss die Augen. Es war klar erkennbar, was geschehen war. Sie war über den Tod ihres Mannes von Schuldgefühlen verzehrt. Er musste sie sehen. Er musste sie sprechen, musste herausfinden, wie es ihr wirklich ging.

»Kann ich dich nach dem Begräbnis sehen, Raphaella? Nur für eine Minute. Ich möchte nur wissen, ob es dir gut geht.«

»Danke, Alex. Mir geht es gut.« Sie klang wie eine Geisterstimme, und er hatte plötzlich Angst. Es hörte sich an, als stünde sie unter Beruhigungsmitteln oder, schlimmer noch, als wäre sie in einem Schockzustand.

»Kann ich dich sehen?«

»Ich reise morgen nach Spanien ab.«

»Morgen? Warum?«

»Ich reise mit meinen Eltern zurück. Mein Vater meint, ich sollte die Trauerperiode dort verbringen.«

O Heiland. Alex schüttelte den Kopf. Was war passiert? Was hatten sie mit ihr gemacht? Was hatten sie zu ihr gesagt? »Wie lang ist die Trauerperiode?«

Sie antwortete ihm ausdruckslos: »Ein Jahr.«

Er starrte betäubt zu Boden. Sie ging fort für ein Jahr? Er hatte sie erneut verloren, und er wusste es, und er wusste auch, dass es diesmal für immer war. Wenn sie John Henrys Tod mit ihrer Wiedervereinigung verband, dann würde ihre Affäre für immer ein hässlicher Augenblick bleiben, den sie zu vergessen wünschte. Alles, was er wusste, war, dass er sie sehen musste. Für eine Minute, zehn Sekunden, irgendwas, um sie in die Wirklichkeit zurückzuholen, sie daran zu erinnern, dass er sie aufrichtig liebte, dass sie nichts Schlechtes getan hatten und dass sie John Henrys Tod nicht verursacht hatten. »Raphaella, ich muss dich sehen.«

»Ich glaube nicht, dass ich kann.« Sie warf einen Blick über die Schulter und konnte ihren Vater im Nebenraum sehen.

»Ja, du kannst.« Dann fiel Alex etwas ein. »Auf den Stufen, wo ich dich das erste Mal sah, draußen vor eurem Garten. Geh jetzt gleich hin unter. Fünf Minuten, Raphaella... das ist alles... bitte!«

Es war ein so flehentlicher Ton in seiner Stimme, dass er ihr leid tat, doch sie fühlte nichts mehr, für niemanden. Weder für sich selbst noch für Alex, vielleicht nicht einmal für John Henry. Sie war jetzt eine Mörderin. Eine schlechte Frau. Sie war taub. Aber es war nicht Alex, der John Henry tötete. Sie hatte es getan. Es gab keinen Grund, ihn zu strafen.

»Warum willst du mich sehen?«

»Um zu dir zu sprechen.«

»Was, wenn uns jemand sieht?« Doch was machte es aus? Sie hatte schon die letzte Sünde begangen. Und ihr Vater wusste von Alex, wusste, dass sie bei ihm gewesen war, als John Henry die tödlichen Pillen genommen hatte. Welchen Unterschied machte es also jetzt, wenn es die Dinge für Alex erleichterte? Am nächsten Tage reiste sie nach Spanien ab.

»Sie werden uns nicht sehen. Und ich würde nicht länger als einige Minuten bleiben. Wirst du mich treffen?«

Sie nickte langsam. »Ja.«

»Zehn Minuten. Ich werde dort sein.«

Sie hängten auf, und zehn Minuten später wartete er nervös am Fuß der Stufen, wo er sie das erste Mal gesehen hatte, die Silhouette ihres Gesichts im Laternenlicht, eingehüllt in die Weichheit ihres Luchsmantels. Er war jedoch in keiner Weise auf die Erscheinung vorbereitet, die jetzt auf ihn zukam, als sie sich der Stufenflucht näherte. Alles an ihr war herb und dunkel und bedrückend. Sie trug ein strenges schwarzes Kleid, kein Make-up, schwarze Strümpfe, schwarze Schuhe, und der Ausdruck in ihren Augen erschreckte ihn bis in die tiefste Seele. Er wagte nicht einmal, sich ihr zu nähern. Er stand einfach da und wartete, als sie auf ihn zukam, mit dem verstörten Blick der Qual in ihren schwarzen Augen.

»Hallo, Alex.« Es war fast, als sei sie auch schon tot. Oder als ob jemand sie getötet hätte, was ihr Vater im Endeffekt getan hatte.

»Raphaella... o Baby...« Er hätte sie gerne in die Arme genommen, wagte es aber nicht und stand nur da und sah sie an mit einem schmerzlichen Blick in den eigenen Augen. »Setzen wir uns hin.« Er ließ sich auf den Stufen nieder und winkte sie neben sich. Sie gehorchte und zog die Knie an die Brust in der frostigen Luft auf den kalten Stufen. »Ich möchte, dass du mir sagst, wie du dich fühlst. Du siehst so mitgenommen aus, dass es mir Angst macht, und ich glaube, du beschuldigst dich für etwas, mit dem du nichts zu tun hast. John Henry war alt, Raphaella, und krank und sehr müde. Du hast es mir selbst gesagt. Er war des Lebens müde, und er wünschte zu sterben. Der Zeitpunkt war rein zufällig.«

Raphaella lächelte freudlos und schüttelte den Kopf, als täte er ihr leid, ein solcher Narr zu sein. »Nein, nicht zufällig, Alex. Ich tötete ihn. Er starb nicht im Schlaf, wie es in den Zeitungen stand. Oder ja, er tat es, aber es war kein natürlicher Schlaf. Er nahm eine Flasche Schlaftabletten.« Sie wartete, bis das Gesagte eingedrungen war, und beobachtete ihn mit ihren eigenen leblosen Augen. »Er beging Selbstmord.«

»O mein Gott.« Er blickte entsetzt, als hätte ihn jemand geschlagen, aber nun verstand er, was er in ihrer Stimme gehört hatte und was er nun in ihrem Gesicht sah. »Aber weißt du das bestimmt, Raphaella? Hinterließ er dir eine Nachricht?«

»Nein, er brauchte es nicht. Er hat es nur getan. Aber mein Vater ist überzeugt, dass er von uns wusste, und so habe ich ihn im Endeffekt getötet. Das ist das, was mein Vater sagte, und er hat recht.« Eine Sekunde lang wünschte Alex, ihren Vater zu töten, doch er sagte nichts zu ihr.

»Wie will er das wissen?«

»Warum sonst würde John Henry es tun?«

»Weil er es so verdammt leid war, wie ein toter Mann zu leben, Raphaella. Wie oft hat er das selbst zu dir gesagt.« Doch sie schüttelte nur den Kopf. Sie wollte nichts hören. Alex erklärte ihre Unschuld, während sie nur zu gut das Ausmaß ihrer Schuld kannte. Und falls nicht die seine, dann mit Sicherheit die ihre. »Du glaubst mir nicht, stimmt's?«

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Nein, ich denke, mein Vater hat recht. Irgend jemand muss uns gesehen und es ihm weitergesagt haben. Vielleicht einer der Diensthofen, vielleicht ein Nachbar, der mich eines Nachts hat heimkommen sehen.«

»Nein, Raphaella, du täuschst dich. Die Diensthofen haben es ihm nicht berichtet.« Er sah sie ernst an. »Meine Schwester tat es, als du letzten Sommer in Europa warst.«

»O mein Gott.« Raphaella sah aus, als würde sie ohnmächtig werden. Alex neigte sich vor und nahm ihre Hand.

»Es war nicht, wie du glaubst. Kay hat es bezweckt, doch es kam anders. Einer seiner Sekretäre rief mich an und bat mich, ins Haus zu kommen.«

»Und du hast es getan?« Sie blickte entgeistert.

»Ja. Er war ein wunderbarer Mann, Raphaella.« Tränen waren jetzt sowohl in seinen wie in ihren Augen.

»Was geschah?«

»Wir haben uns lange unterhalten. Über dich. Über mich. Über uns. Er gab mir seinen Segen, Raphaella.« Tränen schossen aus Alexanders Augen. »Er trug mir auf, für dich zu sorgen, danach...« Er wollte sie an sich ziehen, doch sie wich zurück. Der Segen zählte jetzt nichts mehr. Selbst Alex wusste es. Es war dafür zu spät. »Raphaella, Liebling, lass dir nicht von ihnen weh tun. Lass sie nicht etwas fortnehmen, das wir beide wollen, was sogar John Henry respektierte, etwas, das so richtig ist.«

»Wir taten nicht recht. Wir taten etwas sehr, sehr Unrechtes!«

»Taten wir das?« Er sah sie jetzt sehr gerade an, als sie dort saß. »Glaubst du das wirklich?«

»Welche Wahl bleibt mir sonst, Alex? Wie kann ich etwas anderes glauben? Was ich tat, tötete meinen Mann, trieb ihn zum Selbstmord. Willst du mir wirklich einreden, ich hätte nichts Unrechtes getan?«

»Ja, und das würde jeder, der die Geschichte kennt. Du bist unschuldig, Raphaella. Egal, was dein Vater sagt. Würde John Henry noch leben, würde er dir das gleiche sagen, dessen bin ich sicher. Weißt du bestimmt, dass er dir keinen Brief hinterlassen hat?« Er suchte in ihren Augen, als er sie fragte. Es erschien ihm sonderbar, dass John Henry nichts hinterlassen hatte. Sie schüttelte aber nur erneut den Kopf.

»Nichts. Der Arzt hat alles durchgesehen, als er dort war, und auch die Pflegerinnen. Da war nichts.«

»Bist du überzeugt?« Wieder nickte sie. »Also was jetzt? Du reist mit deiner Mutter nach Spanien, um für deine Sünde zu büßen?« Wieder ein Kopfnicken. »Und danach? Kommst du hierher zurück?« Im Geiste fand er sich mit einem langen einsamen Jahr ab.

»Ich weiß es nicht. Ich muss zurückkommen, um Dinge zu ordnen. Ich werde das Haus zum Verkauf anbieten, nachdem der Nachlass geregelt ist. Und dann —« Sie stockte und starrte auf ihre Füße, als sie mit monotoner Stimme weitersprach. »Ich kehre vermutlich nach Paris zurück, oder vielleicht nach Spanien.«

»Raphaella, das ist Wahnsinn.« Er konnte seine Hände nicht länger von ihr lassen. Er nahm ihre langen schlanken Finger in die seinen. »Ich liebe dich. Ich möchte dich heiraten. Es besteht kein Grund für uns, es nicht zu tun. Wir haben nichts Unrechtes getan.«

»Doch, Alex.« Sie zog sich sehr langsam zurück, entwand ihm ihre Finger. »Doch, wir haben. Ich habe etwas sehr Unrechtes getan.«

»Und für den Rest der Tage willst du diese Bürde tragen. Ist es so?« Doch im Grund wusste er, dass er sie für den Rest des Lebens immer an etwas erinnern würde, was sie für eine große Sünde hielt. Er hatte sie verloren. An einen Witz des Schicksals, des Zeitpunkts, an die Wahnsinnstat eines müden, alten Mannes, an die böartigen Auslegungen ihres Vaters. Er hatte sie verloren. Und dann, als ahne sie, was er dachte, nickte sie und stand auf. Sie stand da und sah ihn einen langen Augenblick an und murmelte leise: »Lebe wohl.« Sie fasste ihn weder an noch küsste sie ihn. Sie drehte sich einfach um und ging langsam die Stufen hinunter, als Alex ihr mit den Augen folgte, erschüttert von dem, was er verlor, von dem, was sie tat. In ihrer erbarmungslosen schwarzen Tracht sah sie wie eine Nonne aus. Dies war das dritte Mal, dass er sie verloren hatte. Aber diesmal wusste er, dass es für immer war. Als sie die wohlverborgene Gartentür erreichte, stieß sie sie auf und schloss sie hinter sich. Sie blickte nicht zu Alex zurück.

Das Begräbnis war so privat, wie sie es arrangieren konnten, aber dennoch saßen mehr als hundert Menschen im Gestühl der kleinen Kirche. Raphaella saß mit ihrem Vater und ihrer Mutter in der vordersten Reihe. Tränen rannen über die Wangen ihres Vaters, und ihre Mutter schluchzte ungehemmt um einen Mann, den sie kaum gekannt hatte. In der Reihe direkt hinter ihnen waren ein halbes Dutzend Verwandte, die ihre Mutter von Spanien hierherbegleitet hatten. Alejandras Bruder, zwei ihrer Schwestern, eine Cousine mit Tochter und Sohn. Die Gruppe war angeblich erschienen, um sowohl Raphaella als auch Alejandra zu unterstützen, doch Raphaella empfand sie mehr wie Gefängnisaufseher, die gekommen waren, um sie nach Spanien zurückzubefordern.

Sie war es, die während der Trauerzeremonie trockenen Auges dasaß und blind auf den mit Rosen bedeckten Sarkophag starrte. Ihre Mutter hatte für die Blumen gesorgt, ihr Vater hatte sich um die übrigen Arrangements gekümmert. Raphaella hatte nichts zu tun, außer in ihrem Zimmer zu sitzen und darüber nachzudenken, was sie getan hatte. Hin und wieder dachte sie an Alex, an sein Gesicht, wie sie ihn zuletzt gesehen, an das, was er ihr gesagt hatte. Sie wusste jedoch, dass er irrte in dem, was er dachte. Es war alles so deutlich ihre Schuld, wie ihr Vater es gesagt hatte, und Alex versuchte nur, ihre Schuld zu mildern. Es war seltsam, festzustellen, dass sie beide Männer gleichzeitig verloren hatte. Sie hatte Alex so sehr verloren wie John Henry, und sie wusste, als sie dort steif saß und auf die Musik huschte, dass sie keinen von ihnen wiedersehen würde. Da erst begannen die Tränen zu fließen, rollten unbarmherzig über ihre Wangen hinter dem dichten schwarzen Schleier, bis sie lautlos auf ihre im Schoß gefalteten Hände fielen. Sie bewegte sich während der Dauer der Zeremonie kein einziges Mal. Sie saß nur da, wie eine Angeklagte vor Gericht, die nichts zu ihrer eigenen Verteidigung zu sagen hatte. Für einen kurzen wahnwitzigen Moment wollte sie aufspringen und ihnen sagen, dass sie ihn nicht mit Vorsatz getötet hätte, dass sie unschuldig sei, dass alles ein Irrtum war. Aber sie war nicht unschuldig, erinnerte sie sich stumm. Sie war schuldig. Und nun würde sie zu bezahlen haben.

Als es vorbei war, fuhren sie in Stillschweigen zum Friedhof. John Henry wurde neben seiner ersten Frau und ihrem Sohn beigesetzt, und Raphaella wusste, als sie auf den grasigen Erdhügel sah, unter dem sie begraben lagen, dass sie niemals dort neben ihm ruhen würde. Es war unwahrscheinlich, dass sie jemals wieder in Kalifornien leben würde. In einem Jahr würde sie für einige Wochen herkommen, ihre Sachen einpacken und das Haus verkaufen. Eines Tages würde sie sterben und in Europa begraben werden. Es schien irgendwie passender. Sie hatte kein Recht, hier mit ihm zu liegen. Sie war die Frau, die ihn getötet hatte, seine Mörderin. Es wäre Gotteslästerung: gewesen, sie in seiner Grabstätte zu beerdigen. Und am Ende des Gebets, das der Priester am Kopfende des Grabes sprach, warf ihr Vater ihr einen Blick zu, als wollte er ihr dasselbe sagen.

Sie fuhren zum Haus zurück, wiederum in Stillschweigen, und Raphaella begab sich wieder auf ihr Zimmer. Das Kofferpacken war fast getan. Sie hatte nichts zu tun und wollte niemanden sehen oder sprechen. Es schien keiner sonderlich bemüht, mit ihr zu sprechen. Die ganze Familie wusste, was geschehen war. Ihre Tanten und Onkel und Cousinen wussten nichts von ihrer Affäre, aber sie wussten, dass John Henry Selbstmord begangen hatte, und ihre Augen schienen Raphaella anzuklagen, als wollten sie ihr wieder und wieder sagen, dass es ihre Schuld sei. Es war leichter für sie, sie nicht zu sehen, weder ihre Gesichter noch ihre Augen. Nun saß sie in ihrem Zimmer

wie eine Gefangene, wartete und beneidete John Henry um seinen Mut. Hätte sie die gleiche Flasche Schlaftabletten gehabt, sie würde sie auch genommen haben. Ihr war nichts zum Leben geblieben, und sie würde dankbar gestorben sein. Sie wusste aber auch, dass sie bestraft werden musste, und Sterben wäre zu leicht gewesen. Sie würde weiterzuleben haben, wissend, was sie in San Francisco getan hatte. Nach vierzig oder fünfzig Jahren würde man noch über die Geschichte sprechen und dabei argwöhnen, dass es noch etwas gab, was man nicht wusste. Bis dahin würde Alexanders Existenz vielleicht den Rest der Geschichte begleiten. Leute würden über Donna Raphaella tratschen, die ihren Ehemann betrog... erinnert ihr euch, er beging Selbstmord... ich weiß nicht, wie alt sie war... vielleicht dreißig... wisst ihr, sie war in Wirklichkeit diejenige, die ihn tötete.

Als sie die Worte in ihrem Kopf hörte, barg sie ihr Gesicht in den Händen und begann zu weinen. Sie weinte für die Kinder, die sie niemals kennen würden oder die Wahrheit kannten über das, was ihr zugestoßen war, sie weinte für Alex und was beinahe gewesen wäre, für Mandy, die sie niemals wiedersehen würde, und zuletzt für John Henry... für das, was er getan hatte... für das, was er einst gewesen war... für den Mann, der sie vor so langer Zeit geliebt hatte und ihr einen Heiratsantrag machte, als sie an der Seine entlanggingen. Sie saß allein in ihrem Zimmer und weinte stundenlang. Dann ging sie still in sein Schlafzimmer und schaute sich dort ein letztesmal um.

Um neun Uhr kam ihre Mutter herauf, ihr zu sagen, dass es Zeit sei, das Haus zu verlassen, um ihr Flugzeug zu erreichen.

Sie hatte eine lange Reise vor sich und ein sehr langes Jahr. Als der Mann, der die schweren Reinigungsarbeiten besorgte, ihre beiden Koffer aufnahm und sie nach unten brachte, ging sie langsam die Haupttreppe hinunter. Sie wusste, dass sie hier niemals wieder leben würde. Ihre Tage in San Francisco waren vorüber. Ihr Leben mit John Henry war jetzt vergangen. Ihre Augenblicke mit Alex endeten in einer Katastrophe. Ihr Leben war gewissermaßen zu Ende.

»Fertig?« Ihre Mutter blickte sie freundlich an. Raphaella sah mit jenen leeren Augen, die Alex am Morgen gesehen hatte, zurück, nickte und schritt zur Tür hinaus.

Im Frühling erhielt sie via San Francisco ein Belegexemplar ihres Kinderbuchs, das etwas später im Juli erscheinen sollte. Sie betrachtete es ruhig, mit einem Gefühl des Abstands. Tausend Jahre schienen vergangen, seit sie das Projekt gestartet hatte, und es erschien jetzt so unwichtig. Sie empfand überhaupt nichts dafür. So wenig, wie sie jetzt für die Kinder, für ihre Eltern, für ihre Vettern und Cousinsen oder gar für sich selbst empfand. Sie empfand für nichts und niemand etwas. Fünf Monate hatte sie sich wie ein Automat bewegt, stand morgens auf, zog ihre schwarzen Trauerkleider an, ging frühstücken, kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, antwortete auf Berge von Briefen, die ihr immer noch aus San Francisco nachgesandt wurden. Es waren alles Kondolenzschreiben, die sie auf festem, schwarzumrandeten Schreibpapier, das dem Anlass angemessen war, beantwortete. Um die Mittagszeit tauchte sie wieder aus ihrem Schlafzimmer auf. Hin und wieder machte sie einen einsamen Spaziergang vor dem Abendessen, war aber stets darauf bedacht, sich zu entschuldigen, wenn jemand sie begleiten wollte.

Es war klar, dass Raphaella niemanden zu sehen wünschte und dass sie ihr Trauerjahr mit ganzem Herzen wahrnahm. Sie hatte sogar sofort nach ihrer Ankunft kundgetan, dass sie kein Verlangen habe, in Madrid zu bleiben. Sie wollte sich nach Santa Eugenia zurückziehen, um allein zu sein. Ihre Eltern hatten zugestimmt. In Spanien waren ihre Mutter und der Rest der Familie an die Gepflogenheiten der Trauerzeit gewöhnt. Sie dauerte ein Jahr, und die Witwen und Kinder der Toten trugen immer tiefes Schwarz. Und selbst in Paris war es keine völlig ungewöhnliche Sache. Aber der Eifer, mit dem Raphaella sich in die Trauer stürzte, kam jedermann seltsam vor. Es war, als ob sie sich selber strafen und für unzählige unausgesprochene Sünden büßen wollte. Nach den ersten drei Monaten schlug ihre Mutter ihr vor, nach Paris zu reisen, doch der Vorschlag stieß auf sofortige Ablehnung. Sie wollte auf Santa Eugenia bleiben und hatte kein Verlangen, anderswohin zu gehen. Sie mied jedermanns Begleitung, sogar die ihrer Mutter.

Unter den Briefen, die nach ihrer Ankunft eintrafen, war ein langer und tief empfundener von Charlotte Brandon. Sie schrieb ihr offen, aber freundlich, dass Alex ihr die Umstände des Ablebens von John Henry mitgeteilt habe und dass sie hoffe, Raphaella würde weise genug sein, sich nicht selbst zu beschuldigen. In einem langen philosophischen Abschnitt schrieb sie, sie habe gewusst, wie er als junger Mann gewesen sei, und habe daraus den Schluss gezogen, dass sein jahrelanges Siechtum zu einer geistigen Kurzschlusshandlung geführt haben müsse; dass ihm das Leben im Scheine dessen, was er einmal gewesen und was aus ihm geworden war, sowie im Hinblick auf seine Zuneigung für Raphaella wie , ein Gefängnis vorgekommen sein müsse, dem er zu entfliehen trachtete. Was er getan hatte, war für diejenigen, die ihn überlebten, sicher schwer zu verstehen, mochte aber gleichwohl der letzte Segen für ihn gewesen sein. > Wenngleich ein selbstsüchtiger Akt<, schrieb Charlotte an Raphaella, >so doch einer, von dem ich hoffe, dass Sie ihn akzeptieren und verstehen, ohne die Egozentrik der Selbstanklage und Selbstgeißelung.< Sie empfahl Raphaella dringend, es einfach zu akzeptieren, ihm ein freundliches Gedenken zu bewahren und freundlich zu sich selbst zu sein. Es >, war ein Appell an Raphaella, gut zu sich selbst zu sein, was immer man darunter verstehen mochte.

Es war der einzige Brief, den Raphaella nicht sofort beantwortete, als sie endlose Stunden in ihrem Elfenbeinturm saß. Wochenlang schmorte Charlottes Brief

unbeantwortet auf ihrem Schreibtisch. Raphaella wusste einfach nicht, was darauf zu sagen war. Am Ende antwortete sie schlicht, drückte ihre Dankbarkeit für die freundlichen Worte und Gedanken der Frau aus und hoffte, dass sie einen Abstecher nach Santa Eugenia machen und hallo sagen würde, wenn sie sich in Europa befinde. Wie schmerzlich für Raphaella die geistige Verbindung von Charlotte und Alex auch immer war, so hatte sie Charlotte unabhängig davon sehr gern und hätte sich gefreut, sie bei Gelegenheit wiederzusehen. Aber als sie diese Anregung gab, sah sie nicht die Nachricht von Charlotte im späten Juni voraus. Sie und Mandy waren gerade nach London geflogen, wo Charlotte wie immer ihr jüngstes Buch vorstellte. Hiermit war auch eine Filmverpflichtung verbunden, so dass sie sehr beschäftigt war. Sie hatte termingemäß nach Paris und dann nach Berlin zu fliegen, aber sie plante, nach Madrid zu fliegen, um einige Freunde zu sehen. Sie und Mandy sehnten sich danach, Raphaella wiederzusehen, und fragten jetzt an, ob sie sie nach Madrid locken könnten oder nach Santa Eugenia fahren sollten, um sie dort für einen Nachmittag zu sehen. Sie waren bereit, den Abstecher zu unternehmen, um sie zu besuchen. Raphaella war tief gerührt. Sie wagte es nicht, ihnen abzusagen, versuchte aber, sie mit freundlichen Worten zu entmutigen. Sie erklärte, sie könne Santa Eugenia nicht verlassen, da ihre Hilfe benötigt würde, um ein Auge auf die Kinder zu haben und dafür zu sorgen, dass die Dinge reibungslos für die zahllosen Gäste ihrer Mutter verliefen, wovon natürlich kein Wort stimmte. Seit der Rest der Familie begonnen hatte, für den Sommer einzutreffen, war Raphaella noch weniger sichtbar als zuvor, und oftmals nahm sie die Mahlzeiten auf einem Tablett in ihrem Zimmer ein. Für die gefühlsbetonten Spanier um sie herum schien dies kein ungewöhnliches Verhalten während der Trauerzeit zu sein, aber ihre Mutter begann sich nichtsdestotrotz zunehmende Sorgen zu machen.

Der Brief, den Raphaella an Charlotte in Paris adressierte, wurde auf dieselbe Silberplatte gelegt, auf der die Familie alle abgehende Post hinterließ'. An dem Tag, als Raphaella ihr Schreiben dort deponierte, stopfte eines der Kinder alle Briefe in seinen Rucksack, um sie in der Stadt, wohin es mit seinen Geschwistern Süßigkeiten kaufen ging, auf die Post zu geben. Der Brief an Charlotte musste ihm aus der Hand geglitten sein, bevor es den Briefkasten erreichte. Wenigstens war dies die einzige Erklärung, die Raphaella dafür finden konnte, als Charlotte drei Wochen später, im Juli, bei ihr anrief und bislang kein Wort von ihr gehört hatte.

»Dürfen wir kommen, um Sie zu sehen?« Raphaella zögerte einen längeren Moment und fühlte sich unhöflich und gleichsam bedrängt.

»Ich... es ist so heiß hier, Sie würden es schrecklich finden, und es ist so umständlich hierherzukommen. Es ist mir grässlich, Sie solcher Mühe auszusetzen.«

»Dann kommen Sie nach Madrid.« Charlottes Stimme war von guter Laune erfüllt.

»Ich kann hier wirklich nicht abkommen, so wahnsinnig gern ich es täte.« Es war eine himmelschreiende Lüge.

»Gut, dann sieht's so aus, als bliebe uns keine Wahl, nicht wahr? Wie ist es mit morgen? Wir können einen Wagen mieten und kommen nach dem Frühstück herüber. Wie hört sich das an?«

»Eine Drei-Stunden-Fahrt, nur um mich zu sehen? O Charlotte... das ist mir unangenehm...«

»Braucht es nicht. Wir machen das gern. Ist es Ihnen so recht?« Einen Moment war sie unsicher, ob Raphaella sie wirklich sehen wollte. Sie fragte sich plötzlich, ob Raphaella sie überhaupt sehen wollte. Vielleicht war die Verkettung mit Alex noch zu schmerzlich für sie. Aber ihre Stimme hatte in Charlottes Ohren fröhlich geklungen, und als sie jetzt antwortete, hörte es sich an, als freue sie sich, sie wiederzusehen.

»Es wird wundervoll sein, euch beide hier zu haben.«

»Ich kann es kaum erwarten, Sie zu sehen, Raphaella. Und Sie werden Mandy kaum wiedererkennen. Wussten Sie schon, dass sie im Herbst nach Stanford geht?«

Am Ende der Unterhaltung lächelte Raphaella weich. Mandy... ihre Amanda... es freute sie, zu wissen, dass sie noch bei Alex lebte. Er brauchte sie so sehr wie sie ihn. »Das freut mich.« Und dann konnte sie nicht umhin zu fragen: »Und Kay?«

»Sie verlor die Wahl, wie Sie wissen. Doch das müssen Sie noch erfahren haben, bevor Sie abreisten. Das war letztes Jahr.« Sie hatte es in den Zeitungen gelesen, aber Alex hatte sich geweigert, während der kurzen Wiederbelebung ihrer Beziehung über seine Schwester zu diskutieren. Für ihn war es ein irreparabler Bruch gewesen, der Amandas wegen zwischen ihnen entstanden war, und Raphaella hatte sich oft gefragt, was er wohl getan hätte, hätte er von Kays Brief an ihren Vater gewusst. Vermutlich würde er sie umgebracht haben. Raphaella hatte es ihm aber nie erzählt. Und nun war sie darüber ganz froh. Was hätte es gebracht? Ihr gemeinsames Leben war zu Ende, und Kay war schließlich seine Schwester. »Liebes, darüber werden wir morgen ausgiebig plaudern. Können wir Ihnen irgend etwas von Madrid mitbringen?«

»Nur euch selbst.« Raphaella hängte lächelnd ein, aber für den Rest des Tages schritt sie nervös in ihrem Zimmer auf und ab. Warum hatte sie sich dazu überreden lassen? Sie wollte Charlotte und Amanda nicht sehen, wollte an ihr vergangenes Leben nicht erinnert werden. Sie führte jetzt ein neues Leben auf Santa Eugenia. Es war das einzige, was sie sich selbst gestattete. Was für einen Sinn hatte es, mit der Vergangenheit in Berührung zu bleiben?

Als sie an jenem Abend zum Abendessen hinunterkam, registrierte ihre Mutter das nervöse Zittern ihrer Hände und nahm sich vor, mit Antoine zu sprechen. Sie fand, dass Raphaella einen Arzt aufsuchen sollte. Sie sah seit Monaten erschreckend aus. Trotz strahlendem Sommersonnenschein hielt sie sich in ihrem Zimmer auf und blieb geisterhaft blass, seit sie aus San Francisco eingetroffen war, hatte sie fünfzehn bis zwanzig Pfund verloren, und verglichen mit dem Rest der Familie sah sie ungesund aus mit ihren übergroßen dunklen, unglücklichen Augen in dem erbarmungswürdig hageren, verloren wirkenden Gesicht.

Gleichwohl erwähnte sie gegenüber ihrer Mutter im Vorübergehen, dass sie am nächsten Tage zwei Gäste aus Madrid erwarte. »Nun, eigentlich kommen sie aus den Staaten.«

»Oh?« Ihre Mutter sah sie warmherzig an. Es war eine Erleichterung, dass sie jemanden sah. Sie hatte nicht einmal ihre alten Bekannten in Spanien sehen wollen. Es war die strengste Trauerperiode, die Alejandra je erlebt hatte. »Wer sind sie, Liebes?«

»Charlotte Brandon und ihre Enkeltochter.«

»Die Schriftstellerin?« Ihre Mutter blickte überrascht. Sie hatte einige ihrer ins Spanische übersetzten Bücher gelesen und wusste, dass Raphaella sie alle gelesen hatte. »Würdest du es gern haben, wenn sie über Nacht blieben?« Raphaella schüttelte abwesend den Kopf und ging nach oben auf ihr Zimmer zurück.

Sie war noch immer spät am nächsten Morgen dort, als eines der Dienstmädchen heraufkam und leise an die Tür klopfte. »Donna Raphaella.. . Sie haben Gäste.« Sie hatte es kaum gewagt, Raphaella zu stören.

»Ich danke dir.« Raphaella lächelte und ging zur Treppe. Sie war so nervös, dass sie ihre Beine wie hölzerne Pfähle unter sich spürte. Es war seltsam, doch sie hatte so lange keine Freunde gesehen, dass sie nicht wusste, was zu sagen war. Ernst und ein wenig ängstlich blickend, in einem der eleganten schwarzen Sommerkleider, die ihre Mutter ihr in Madrid gekauft hatte, noch immer schwarze Strümpfe tragend, schritt sie, erschreckend blaß, die Stufen hinab.

Am Fuß der Treppe wartete Charlotte und zuckte unwillkürlich zusammen, als sie Raphaella sah. Sie hatte niemals jemanden gesehen, der so gequält und unglücklich

wirkte. Sie bot ein Bild der Trauer in ihrem schwarzen Gewand und ihren riesengroßen, vom Kummer heimgesuchten Augen. Sie lächelte Charlotte an, doch es war mehr der traurige Versuch, eine unüberbrückbare Kluft zu überwinden. Es war, wie wenn sie in eine andere Welt geschlüpft sei, seit sie sie zuletzt gesehen hatte. Als sie sie anschaute, fühlte Charlotte den fast unwiderstehlichen Drang zu weinen. Irgendwie gelang es ihr, sich zu bezwingen. Sie nahm die junge Frau mit einer warmen, herzlichen Geste in die Arme. Amanda stellte fest, dass Raphaella in ihrer strengen, hageren Schönheit fast noch eindrucksvoller wirkte als vorher, doch es war die Art von Schönheit, die man nur betrachtet, die man nie berührt und die man niemals wirklich kennenlernt. Während der Dauer ihres Besuches war sie gastfreundlich, gütig und charmant zu ihnen beiden, als sie ihnen das Haus und die Gärten zeigte, die historische Kapelle, die ihr Großvater erbauen ließ. Es war ein außergewöhnlicher Platz für einen Sommeraufenthalt, dachte Charlotte bei sich, und es war ein Relikt aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt, jedoch kein Ort für eine junge Frau wie Raphaella, sich hier zu begraben. Es erschreckte sie, als Raphaella ihr erzählte, dass sie plane hierzubleiben.

»Möchten Sie nicht nach San Francisco zurückgehen?« Charlotte blickte beunruhigt.

Raphaella schüttelte rasch den Kopf. »Nein. Eventuell muss ich noch einmal zurück, um das Haus zu schließen, doch ich könnte es ebensogut von hier aus tun.«

»Dann wollen Sie nicht nach Paris oder Madrid übersiedeln?«

»Nein«, sagte sie entschieden, dann lächelte sie Amanda an, aber Amanda hatte fast nichts gesagt. Die meiste Zeit, seitdem sie eingetroffen waren, hatte sie Raphaella nur angeschaut. Es war, wie den Geist von jemandem zu sehen, den man einmal gekannt hatte. Dies war nicht Raphaella. Es war eine Art von zerbrochenem Traum. Genau wie Charlotte brachte Mandy den Nachmittag damit zu, das Weinen zu unterdrücken. Alles, woran sie denken konnte, waren die Zeiten mit Alex, als er und Raphaella noch so glücklich gewesen waren. Doch jetzt, als sie diese Frau ansah, sah sie eine Fremde, anders und unbekannt. Es war eine Erlösung, als Raphaella zuletzt vorschlug, sie solle schwimmen gehen. Hierdurch bekam Charlotte Gelegenheit, alleine mit Raphaella zu sein, etwas, wonach sie sich schon den ganzen Tag gesehnt hatte. Als sie jetzt in einer abgelegenen Ecke des Gartens in bequemen Stühlen nebeneinandersaßen, sah Charlotte sie mit einem warmherzigen Lächeln an.

»Raphaella... darf ich zu Ihnen wie eine alte Freundin sprechen?«

»Jederzeit.« Aber ihre Augen bekamen den Ausdruck eines erschrockenen Rehs. Sie wollte ihre Entscheidungen nicht erklären. Dies war jetzt ihr Leben. Und außer vor sich selbst wollte sie es vor niemandem zur Schau stellen.

»Ich glaube, Sie martern sich für irgend etwas, das niemand sich vorstellen kann. Ich sehe es an Ihrem Gesicht, in dem gequälten Blick Ihrer Augen, in der Art, wie Sie sprechen... Raphaella... was kann irgend jemand sagen, um Sie zu befreien?« Sie war in einer einzigen Minute direkt zum Kern der Sache gestoßen, und Raphaella drehte den Kopf weg, so dass die ältere Frau nicht den Tränenschimmer in ihren Augen sehen konnte. Es schien, als blicke sie auf den Garten, doch langsam, traurig schüttelte sie ihr Haupt.

»Ich werde niemals wieder frei sein, Charlotte.«

»Aber Sie kerkern sich selbst in dieses Leben ein. Sie sind eingehüllt in Schuld für etwas, was Sie meiner Meinung nach nie begangen haben. Niemals. Ich werde immer überzeugt sein; dass Ihr Gatte lebensmüde war, und wenn Sie es nur sich selbst gegenüber zuließen, würden Sie davon ebenso überzeugt sein, denke ich.«

»Das weiß ich nicht. Ich werde es niemals wissen. Es ist ohnehin unwichtig. Ich hatte ein erfülltes Leben. Ich war fünfzehn Jahre verheiratet. Ich wünsche nicht mehr. Ich bin jetzt hier. Ich bin heimgekehrt.«

»Außer, dass es für Sie kein Heim mehr ist, Raphaella. Und Sie reden wie eine alte Frau.«

Raphaella lächelte. »So fühle ich mich.«

»Das ist Wahnsinn.« Und dann, aus einem jähen Impuls heraus, sah sie Raphaella ins Auge. »Warum kommen Sie nicht mit uns nach Paris?«

»Jetzt?« Raphaella blickte bestürzt.

»Wir fahren heute abend nach Madrid zurück und fliegen morgen nach Paris. Nun, wie hört sich das an?«

»Leicht verrückt.« Raphaella lächelte liebenswürdig. Es sagte ihr ganz und gar nicht zu. Sie war nun ein Jahr nicht mehr in Paris gewesen und hatte absolut kein Verlangen, dorthin zu reisen.

»Werden Sie sich's überlegen?« Raphaella schüttelte traurig den Kopf.

»Nein, Charlotte. Ich möchte hierbleiben.«

»Aber warum? Warum müssen Sie dies tun? Es ist nicht richtig für Sie.«

»Doch«, sagte sie, langsam nickend, »das ist es.« Und endlich wagte sie die Frage zu stellen, die ihr den ganzen Tag im Kopf herumging. »Wie geht es Alex? Geht es ihm jetzt gut?« Er hatte ihr zweimal geschrieben, und sie hatte nicht geantwortet, doch sie hatte seinen Briefen entnommen, wie verstört er war über das, was geschehen war.

Charlotte nickte langsam. »Er wird damit fertig.« Es war härter als die Trennung von Rachel, und Charlotte wusste auch nicht mit letzter Gewissheit, ob er jemals wieder derselbe sein würde. Sie war nicht sicher, ob sie es Raphaella sagen sollte. Sie wusste nicht, ob Raphaella noch mehr Schuld, als sie schon mit sich trug, auf sich laden konnte. »Sie haben ihm nie geschrieben, nicht wahr?«

»Nein.« Sie sah Charlotte offen an. »Ich dachte, es würde besser für ihn sein, wenn ich das Band sofort zerschneide.«

»Das dachten Sie davor schon einmal, war es nicht so? Und Sie haben sich damals auch geirrt.«

»Da war es anders.« Raphaella blickte verschleiert, sich der Szene mit ihrem Vater in Paris nur ein Jahr früher erinnernd. Wie leidenschaftlich alles gewesen war, wie wichtig, und nun hatte sich alles gewandelt, und nichts davon zählte mehr. Kay hatte ihre kostbare Wahl verloren, sie hatte Alex verloren, John Henry war tot... Raphaella warf jetzt einen Blick zu Charlotte. »Kay schrieb meinem Vater einen Brief, berichtete ihm von der Affäre mit Alex, ersuchte ihn, uns zu stoppen, was er tat.« Sie merkte, wie schockiert Charlotte über diese Enthüllung war, und beschloss, die Information über den Brief an John Henry nicht hinzuzufügen, der ja ein weit grausamerer Akt gewesen war. Sie lächelte Alexanders Mutter an. »Er drohte, es meinem Mann zu erzählen, und ließ mich beobachten. Er hielt mir auch eindeutig vor Augen, dass ich selbstsüchtig sei und Alexanders Leben zerstöre, indem ich ihn am Heiraten und Kinderhaben hindere.« Sie seufzte leise. »Damals glaubte ich wirklich, keine andere Wahl zu haben.«

»Und dieses Mal?«

»Mein Vater wünschte, dass ich ein Jahr herkomme. Er dachte, es sei das mindeste, was ich tun könnte«, - ihre Stimme erstarb zu einem kaum wahrnehmbaren Flüstern - »nachdem ich John Henry getötet habe.«

»Aber Sie haben ihn nicht getötet.« Ein Augenblick verstrich zwischen ihnen, und dann: »Was geschieht nach dem Jahr? Wird Ihre Familie unglücklich sein, wenn Sie sie hier verlassen?«

»Ich weiß es nicht. Es würde ohnehin nichts ändern, Charlotte. Ich will nicht weg. Hier gehöre ich her. Hier werde ich bleiben.«

»Warum gehören Sie hierher?«

»Ich möchte nicht darüber diskutieren.«

»Hören Sie auf, sich selbst zu kasteien, verdammt!« Sie lehnte sich vor und nahm

Raphaellas Hände in die ihren. »Sie sind eine schöne junge Frau mit einem feinen Verstand und einem guten Herzen. Sie verdienen ein erfülltes, glückliches Leben, einen Ehemann, Kinder... mit Alex oder mit jemand anderem, das liegt bei Ihnen, aber Sie können sich hier nicht selbst begraben, Raphaella.«

Sanft zog Raphaella ihre Hände aus jenen Charlottes. »Ja, ich kann. Mit dem, was ich getan habe, kann ich nirgendwo anders leben. Mit wem ich in Berührung käme, wen ich auch liebte, wen ich auch heiratete, ich würde immer an John Henry und Alex denken. Den einen Mann habe ich getötet, den anderen fast zerstört. Welches Recht besitze ich, das Leben irgendeines Menschen zu berühren?«

»Weil Sie weder jemanden getötet noch zerstört haben. Gott, ich wünschte, ich könnte es Ihnen eintrichtern.« Sie wusste aber, dass es nahezu hoffnungslos war. Raphaella hatte sich in ihren eigenen Kerker eingesperrt und hörte kaum, was man zu ihr sagte. »Dann kommen Sie also nicht mit nach Paris?«

»Nein.« Sie lächelte freundlich. »Aber ich danke Ihnen für die Einladung. Und Mandy sieht großartig aus.« Es war das Zeichen, dass Raphaella nicht länger über sich zu sprechen wünschte. Sie war nicht länger gewillt, ihre Entscheidungen zu diskutieren. Statt dessen schlug sie vor, den Rosengarten am äußersten Ende des Besitztums zu besichtigen. Danach trafen sie wieder mit Amanda zusammen. Eine kleine Weile später wurde es für beide Zeit zum Gehen. Raphaella sah die beiden mit einem Blick des Bedauerns scheiden. Dann ging sie gemächlich in das große Haus zurück, durchquerte die rosa Marmorhalle und nahm langsam ihren Weg über die Treppenstufen hinauf zu ihrem Zimmer.

Als Charlotte den gemieteten Wagen durch das Haupttor von Santa Eugenia lenkte, brach Amanda in Tränen aus. »Aber warum wollte sie nicht mit nach Paris kommen?«

In Charlottes Augen standen gleichfalls Tränen. »Weil sie nicht will, Mandy. Sie will sich hier lebendig begraben.«

»Konntest du nicht mit ihr reden?« Mandy putzte sich die Nase und betupfte sich die Augen. »Gott, sah sie furchtbar aus. Sie sah aus, als sei sie gestorben und nicht er.«

»In gewisser Weise, glaube ich, ist sie es.« Charlotte ließ die Tränen über ihre Wangen rollen und wendete den Wagen auf die Landstraße nach Madrid.

Es war im September, als Alejandra Raphaella zu drängen begann. Der Rest der Familie war nach Barcelona und Madrid zurückgekehrt, und Raphaella war entschlossen, den Winter über auf Santa Eugenia zu bleiben. Sie behauptete, ein weiteres Kinderbuch schreiben zu wollen, doch das war eine lahme Entschuldigung. Sie hatte kein Interesse, jemals wieder etwas zu schreiben, und wusste es. Ihre Mutter bestand jedoch darauf, dass Raphaella mit ihr nach Madrid zurückkehrte.

»Ich möchte nicht, Mutter.«

»Unsinn. Es wird dir guttun.«

»Inwiefern? Ich kann weder ins Theater noch in die Oper, noch auf eine Abendgesellschaft gehen.«

Ihre Mutter blickte nachdenklich, als sie das fahle, müde Gesicht vor sich sah. »Es sind jetzt genau neun Monate vergangen, Raphaella. Du könntest in Kürze einmal mit mir ausgehen.«

»Danke...« Sie sah ihre Mutter freudlos an. »Aber ich möchte hierbleiben.« Die Diskussion hatte sich über eine Stunde hingezogen, und anschließend verschwand Raphaella wie gewöhnlich auf ihr Zimmer. Sie würde dort für Stunden sitzen, über die Gärten schauen, sinnieren, träumen. Es waren jetzt weniger Briefe zu beantworten. Und sie las auch keine Bücher mehr. Sie saß nur da und dachte, manchmal an John Henry, manchmal an Alex und an die Augenblicke, die sie teilten. Dann würde sie an die Reise nach Paris denken, als ihr Vater sie aus dem Haus geworfen und eine Hure genannt hatte. Und später an die Szene, die sie vorgefunden, als sie in jener Nacht nach Hause kam, nachdem John Henry... und hierauf an die Ankunft ihres Vaters, der sie eine Mörderin schimpfte. Sie würde einfach dasitzen, in ihren Erinnerungen leben und hinausstarren - nichts sehen, nirgendwohin gehen, nichts tun und langsam dahinschwinden. Selbst ihre Mutter hatte jetzt Befürchtungen, Santa Eugenia zu verlassen. Es lag etwas Beängstigendes in Raphaellas Verhalten. Sie war so entrückt, so zerstreut, so reserviert, so gleichgültig. Sie schien kaum noch etwas zu essen, niemals zu jemandem zu sprechen, wenn es nicht unbedingt erforderlich war, ließ sich auf keine Scherze oder Diskussionen oder fröhliche Augenblicke ein. Es war gespenstisch, ihr zuzuschauen. Aber Ende September bestand ihre Mutter endlich auf der Abreise.

»Es ist mir einerlei, was du sagst, Raphaella. Ich nehme dich mit nach Madrid zurück. Du kannst dich hier oben nicht einschließen.«

Sie war, nebenbei gesagt, des öden Herbstes auf dem Lande müde. Sie hungerte selbst nach Vergnügungen und konnte nicht begreifen, wie eine junge Frau das Leben, das sie führte, ertrug. So packte Raphaella ihre Koffer und fuhr mit ihr ab, sagte während der Fahrt kein Wort und ging nach der Ankunft hinauf in die weite Zimmerflucht, die sie im Hause ihrer Mutter immer bewohnte. Niemand schien von ihr Notiz zu nehmen, als sie sich unter den anderen dahintreiben ließ. Die Tanten, die Cousinen, die Brüder oder Onkel. Sie hatten sie schlicht zu akzeptieren, so wie sie jetzt war.

Ihre Mutter eröffnete die Saison mit einer Anzahl von Festen. Sie veranstaltete etliche Wohltätigkeitsfeste und führte große Gruppen in die Oper, gab permanent große und kleine Essen und schien ununterbrochen eine Armee von Freunden zu unterhalten. Um den ersten Dezember konnte Raphaella es nicht mehr ertragen. Es schien, als ob jedesmal, wenn sie herunterkam, dort vierzig Leute in feierlichen Abendroben und schwarzen Krawatten warteten. Und ihre Mutter hatte sich glatt geweigert, ihr zu erlauben, weiter in ihren Räumen zu essen. Sie beharrte darauf, dass es ungesund sei, und obgleich sie in Trauer sei, könne sie wenigstens mit den Gästen ihrer Mutter speisen. Nebenbei, es tat ihr gut, Leute zu sehen, behauptete

ihre Mutter, doch Raphaella stimmte nicht zu. Am Ende der ersten Dezemberwoche beschloss sie abzureisen und nahm den Telefonhörer ab. Sie reservierte einen Flug nach Paris und stellte sich vor, dass es eine echte Erleichterung sein würde, ein paar Tage in der feierlichen Residenz ihres Vaters zu verbringen. Sie hatte sich immer gewundert, wie die beiden sich ertragen hatten, ihre Mutter so gesellig, leichtlebig, betriebsam, ihr Vater so ernst und so streng. Die Antwort war natürlich, dass ihre Mutter in Madrid gelebt hatte, während ihr Vater in Paris geblieben war. Heutzutage kam er nur sehr selten nach Spanien. Er fand, er sei zu alt für Alejandras oberflächliche Vergnügungen, und Raphaella musste zugeben, dass sie es ihrerseits genauso empfand.

Sie rief ihren Vater an, um ihm mitzuteilen, dass sie käme, setzte aber voraus, dass es kein besonderes Problem für ihn darstellen würde. Sie hatte in seinem Hause gleichfalls ein Zimmer. Er war nicht daheim, als sie seine Nummer anrief, aber es meldete sich ein neues Dienstmädchen. Da beschloss sie, ihn zu überraschen, und erinnerte sich daran, dass sie seit dem vorigen Jahr nicht in dem Haus gewesen war, als er ihr wegen der Affäre mit Alex gegenübertrat. Nun aber hatte sie neun Monate zumindest einige ihrer Sünden gebüßt mit ihrem selbstquälerisch klösterlichen Leben in Spanien. Sie wusste, dass ihr Vater anerkannte, was sie tat, und nach der Grausamkeit seiner Beschuldigungen würde es eine Erleichterung sein zu erfahren, ob er sie jetzt wieder ein wenig mehr schätzte.

Das Flugzeug nach Paris war halb leer. Als sie aus dem Taxi vor dem väterlichen Hause stieg, hielt sie für einen Moment inne. Irgendwie war es immer seltsam, wieder hierzusein. Dies war das Haus, in dem sie als Kind gelebt hatte. Sie konnte niemals zurückkehren, ganz ohne das Gefühl zu haben, keine erwachsene Frau, sondern wieder jenes kleine Kind zu sein. Das Haus erinnerte sie auch an John Henry, seine ersten Reisen nach Paris, ihre langen Spaziergänge im Jardin du Luxembourg, ihr Schlendern an der Seine entlang.

Sie läutete die Türglocke. Die Tür wurde geöffnet, wieder von einem unbekannten Gesicht. Es war ein Dienstmädchen in einer gestärkten Tracht mit einem sauren Gesicht und dicken schwarzen Augenbrauen, das sie fragend anblickte, als der Taxifahrer ihre Koffer hereinbrachte.

»Ja?«

»Ich bin Madame Phillips, Monsieur de Mornay-Malles Tochter.« Das kleine Dienstmädchen nickte ihr zu, weder beeindruckt noch an ihrer Ankunft sonderlich interessiert. Raphaella lächelte. »Ist mein Vater zu Haus?«

Die junge Frau nickte mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen. »Er ist... oben.« Es war acht Uhr abends, und Raphaella war nicht ganz sicher gewesen, ob sie ihren Vater zu Hause antreffen würde. Aber sie wusste, dass er entweder da sein und alleine dinieren würde oder für den Abend ausgegangen war. Sie lief kein Risiko, eine Gesellschaft wie bei ihrer Mutter anzutreffen, mit tanzenden, lachenden Paaren, die durch die Gänge wirbelten. Ihr Vater war ein erhebliches Teil weniger gesellig und zog es vor, Leute in Restaurants statt zu Hause zu treffen.

Raphaella nickte der Frau wieder freundlich zu. »Ich gehe hinauf, um ihn zu begrüßen. Würden Sie so freundlich sein, in einer Weile von einem der Männer die Koffer auf mein Zimmer bringen zu lassen?« Und dann, gewahr werdend, dass die Frau scheinbar nicht wusste, welches es war: »Das große blaue Schlafzimmer im zweiten Stock.«

»Oh«, sagte das Dienstmädchen und klappte plötzlich den Mund zu, als könnte sie es nicht über sich bringen, mehr zu sagen. »Ja, Madame«, murmelte sie, nickte in Raphaellas Richtung und hastete in die Küche zurück, während Raphaella langsam die Stufen hochstieg. Es war kein besonderes Vergnügen für sie, hierher zurückzukommen, doch wenigstens war es hier friedlich und eine Erlösung nach der

Betriebsamkeit in dem Haus in Spanien. Als sie den zweiten Treppenabsatz erreichte, ging es ihr durch den Kopf, dass sie sich nach dem Verkauf des Hauses in San Francisco nach einem eigenen Wohnsitz würde umsehen müssen. Sie gedachte, ein kleines Stück Land in Santa Eugenia zu kaufen und ein kleines Haus darauf zu setzen, das an den Familiensitz angrenzte. Solange es im Bau war, konnte sie friedlich auf Santa Eugenia leben. Es würde ihr eine perfekte Entschuldigung liefern, nicht in der Stadt zu sein. All dies war ein Teil dessen, was sie, mit ihrem Vater besprechen wollte. Seit sie San Francisco verlassen hatte, hatte er das Vermögen für sie verwaltet, und nun wollte sie wissen, wie die Dinge standen. In einigen Monaten wollte sie dann nach Kalifornien zurückkehren, um das Haus für immer zu schließen.

Sie zögerte einen Augenblick vor dem Arbeitszimmer ihres Vaters, blickte auf die kunstvoll geschnitzten Doppeltüren und ging dann ruhig weiter zu ihrem eigenen Zimmer, um den Mantel abzulegen, ihre Hände zu waschen und ihr Haar zu kämmen. Es war keine Spur von ihrem Vater zu sehen. Sie nahm an, dass er sich wahrscheinlich in seiner Bibliothek aufhielt und las.

Ohne lange darüber nachzudenken, was sie tat, drehte sie den großen Messingknauf und betrat den Vorraum ihres alten Zimmers. Zwei Paar Doppeltüren teilten den Eingang ab. Sie passierte die beiden ersten, öffnete wie beiläufig die zweiten und ging in das Zimmer. Doch plötzlich hatte sie das bestürzende Gefühl, in das falsche Appartement geraten zu sein.

Eine große, vollbusige, blonde Frau saß an ihrem Frisiertisch, bekleidet mit einem blauen Spitzenfrisiermantel und einer weichen Federboa um den Hals. Als sie aufstand, um Raphaella mit anmaßend fragendem Blick gegenüberzutreten, sah Raphaella, dass sie zu der Robe passend blaue Seidenpantoffel trug. Einen endlosen Moment lang stand Raphaella lediglich da und fragte sich vergeblich, wer diese Frau wohl sei.

»Ja?« Mit einem Anflug von Autorität starrte sie Raphaella an. Raphaella wurde es bewusst, dass ihr Vater offenbar Hausgäste hatte und sie hier völlig unangemeldet eingetroffen war. Doch das war wirklich kein Problem. Sie konnte in dem großen goldgelben Gästezimmer im dritten Stock schlafen. Es fiel ihr im Moment nicht auf, dass die Hausgäste ihres Vaters anstatt in ihrem Zimmer nicht dort untergebracht worden waren.

»Es tut mir schrecklich leid... ich dachte - « Sie wusste nicht, ob sie fortfahren und sich vorstellen oder sich lieber wortlos zurückziehen sollte.

»Wer ließ Sie hier herein?«

»Ich weiß es nicht genau. Es schien ein neues Mädchen zu sein.« Sie lächelte liebenswürdig, und die Frau kam ärgerlich auf sie zu. Sekundenlang gewann Raphaella den Eindruck, als wäre dies das Haus der vollbusigen Frau. »Wer sind Sie?«

»Raphaella Phillips.« Sie errötete leicht, und die Frau verhielt ihren Schritt. Und als Raphaella sie betrachtete, hatte sie das Gefühl, dieser Frau irgendwo vorher begegnet zu sein. Da war etwas unbestimmt Vertrautes um den stark lackierten Blondhelm, den Augenschnitt, irgend etwas an ihr, doch Raphaella konnte es nicht unterbringen. Plötzlich kam ihr Vater durch die Boudoirtür. Er trug einen dunkelroten seidenen Bademantel, sah pomadisiert und sauber und perfekt gepflegt aus, aber alles, was er anhatte, war der Bademantel, leicht offenstehend, seine Beine und Füße nackt, und die grauen Haarbüschel auf seiner Brust lugten durch die offene Robe. »Oh...«, Raphaella ging rückwärts zur Tür, als sei sie in einen Raum gekommen, den sie niemals hätte betreten dürfen. Sie war in ein Stelldichein hineingeraten, und als sie dessen gewahr wurde, traf sie die Identität der Frau mit voller Wucht. »O mein Gott.« Und dann stand Raphaella nur da, starrte auf ihren Vater und die blonde Frau, die die Gattin des wichtigsten Kabinettsministers von Frankreich

war.

»Bitte, lass uns allein, Georgette.« Sein Ton war scharf, doch sein Gesicht wirkte nervös, die Frau wurde rot und wandte sich ab. »Georgette...« Er sprach leise zu ihr, nickte zum Boudoir hinüber, und sie verschwand. Er blickte seine Tochter an und zog den Bademantel fest zu. »Darf ich fragen, was du hier tust, unangemeldet und in diesem Zimmer?«

Sie sah ihn eine Zeitlang an, bevor sie antwortete, und plötzlich überschwemmte sie der Zorn, den sie ein Jahr früher hätte empfinden sollen, mit einer solchen Macht, dass sie ihn weder aufhalten noch ihm widerstehen konnte. Schritt für Schritt kam sie auf ihn zu, mit einem Feuer in den Augen, das er nie zuvor darin erblickte. Instinktiv griff seine Hand zu der Rückenlehne des Sessels neben ihm, und irgend etwas in seinem Inneren erbebt, als er das Gesicht seines Kindes sah.

»Was ich hier tue, Papa? Ich kam, dich zu besuchen. Ich dachte, ich würde kommen, meinen Vater in Paris zu sehen. Ist das überraschend? Vielleicht hätte ich anrufen sollen und Madame die Peinlichkeit, erkannt zu werden, ersparen sollen, aber ich dachte, es dürfte amüsanter sein, als Überraschung zu kommen. Und der Grund, warum ich in diesem Zimmer stehe, Vater, ist, weil ich es gewohnt war, es als das meinige anzusehen. Doch ich denke, es wäre weit aufschlussreicher, was du in diesem Zimmer tust, Vater. Du mit deinen geheiligten Moralvorstellungen und endlosen Predigten. Du, der mich vor einem Jahr aus diesem Haus geworfen und eine Hure genannt hast. Du, der mich eine Mörderin nannte, weil ich meinen siebenundsiebzigjährigen Mann, der seit neun Jahren fast tot gewesen ist, >tötete<. Und was, wenn der Herr Minister morgen einen Schlaganfall bekommt, Papa? Dann wirst du auch ein Mörder sein. Was, wenn er eine Herzattacke hat? Was, wenn er feststellt, dass er Krebs hat, und sich tötet, weil er es nicht ertragen kann? Wirst du dann die Schuld auf dich nehmen und dich selber strafen, so wie du mich gestraft hast? Was, wenn deine Affäre mit seiner Frau seine politische Karriere beendet? Und was wird aus ihr, Papa? Was wird aus ihr? Was entziehst du ihr? Welches Recht hast du hierzu, während meine Mutter in Madrid sitzt? Welches Recht besitzt du, das ich nicht hatte, mit dem Mann, den ich liebte vergangenes Jahr? Welches Recht...? Wie kannst du es wagen! Wie kannst du es wagen!« Zitternd stand sie vor ihm und schrie ihm ins Gesicht.

»Wie konntest du wagen, mir anzutun, was du mir letztes Jahr angetan hast? Du warfst mich aus diesem Haus und schicktest mich in jener Nacht nach Spanien, weil du keine Hure unter deinem Dach haben wolltest, wie du sagtest. Nun, du hast eine Hure unter deinem Dach, Papa.« Sie zeigte hysterisch zum Boudoir, und bevor er sie aufhalten konnte, stürmte sie zu der Tür, hinter der sie die Gattin des Ministers auf der Kante eines Louis-Seize-Sessels sitzend und leise in ein Taschentuch weinend fand, als Raphaella auf sie hinuntersah. »Guten Tag, Madame.«

Dann drehte sie sich zu ihrem Vater um. »Und adieu. Ich will auch nicht eine Nacht mit einer Hure unter demselben Dach verbringen, und du, Papa, bist die Hure, nicht Madame hier und nicht ich. Du bist... du bist...« Sie begann hysterisch zu schluchzen. »Was du letztes Jahr zu mir sagtest, hat mich fast getötet... für fast ein Jahr habe ich mich selbst gegeißelt für das, was John Henry tat, während alle anderen mir erzählten, dass ich unschuldig sei, dass er es tat, weil er so alt und so krank und so elend war. Nur du beschuldigtest mich, ihn getötet zu haben, und nanntest mich eine Hure. Du sagtest, dass ich dich entehrt hätte, dass ich einen Skandal riskiert hätte, der deinen guten Namen zerstören würde. Und was ist mit dir, verflucht? Was ist mit ihr?« Sie winkte flüchtig zu der Frau im blauen Frisiermantel. »Denkst du nicht, dies würde der Topskandal aller Skandale sein? Was ist mit deinen Dienstboten? Was mit dem Herrn Minister? Was mit den Wählern? Was mit deinen Kunden in der Bank? Kümmern die dich nichts? Oder ist es so, dass ich die einzige bin, die unehrenhaft sein kann? Mein Gott, was ich

tat, war so viel weniger als dies. Und du hast ein Recht hierzu, falls es das ist, was du willst. Wer bin ich, dir zu sagen, was du kannst und was du nicht kannst, was unrecht ist und was nicht? Aber wie kannst du wagen, mir Schimpfnamen zu geben? Wie kannst du wagen, mir anzutun, was du tatest?« Sie ließ ihren Kopf einen Moment lang hängen, schluchzte, und dannstarrte sie ihn wieder wild an. »Ich werde dir nie verzeihen, Papa... nie...«

Er sah aus wie ein gebrochener Mann, als er sie anstarrte, sein alternder Körper hing schlaff im Bademantel, sein Gesicht zeigte den Schmerz, den er bei ihren Worten empfand. »Raphaella... ich war im Unrecht... ich war um Unrecht... Dies geschah danach. Ich schwöre es. Es begann diesen Sommer...«

»Es schert mich verflucht nichts, wann es begann.« Sie feuerte die Worte auf ihn ab, während er dastand und sie ansah und seine Geliebte in ihrem Sessel weinte. »Als ich es tat, nanntest du mich eine Mörderin. Nun bist du es, das ist richtig. Ich würde den Rest meines Lebens auf Santa Eugenia verbracht und meine Seele verzehrt haben. Und weißt du, warum? Wegen deiner anklagenden Worte. Weil ich dir glaubte. Weil ich mich so verzweifelt schuldig fühlte, dass ich alles Elend, das du auf mein Haupt häuftest, akzeptierte.« Dann schüttelte sie den Kopf und ging aus dem Boudoir zur Tür des Hauptraums. Er folgte ihr, blickte hilflos hinter ihr her. Sie blieb nur einen Augenblick an der Tür stehen, um mit einem Ausdruck der Verachtung zu ihm zurückzublicken:

»Raphaella... es tut mir leid...«

»Was tut dir leid, Vater? Dass ich es herausgefunden habe? Würdest du gekommen sein, es mir zu erzählen? Würdest du mir gesagt haben, dass du deine Meinung geändert hast, dass ich meinen Mann nicht getötet habe? Hättest du mich wissen lassen, dass du die Dinge überdacht hast und vielleicht im Unrecht warst? Und genau wann hättest du es mir gesagt? Wäre ich hier nicht über dich gestolpert, genau wann wärest du zu mir gekommen und hättest es gesagt? Wann?«

»Ich weiß es nicht.« Seine Stimme war ein heiseres Krächzen. »Zum geeigneten Zeitpunkt... hätte ich es getan...«

»Hättest du?« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Ich glaube dir nicht. Du hättest es nie getan. Und während du dich hier mit deiner Geliebten amüsierst, hätte ich mich selbst in Spanien begraben. Kannst du mit diesem Wissen weiterleben? Kannst du es? Der einzige; der irgend jemandes Leben zerstört hat, bist du, Vater. Du hast fast das meinige zerstört.«

Und damit schlug sie die Tür zu. Im Fluge war sie die Stufen hinunter und sah ihre Koffer noch immer in der Halle stehen. Mit zitternden Fingern nahm sie je einen Koffer zur Hand, warf die Handtasche über ihre Schulter und marschierte aus dem Haus, um den nächsten Taxistand aufzusuchen. Sie wusste, es befand sich einer um die Ecke herum, und es hätte sie verdammt nichts geschert, hätte sie zu Fuß zum Flughafen laufen müssen. Sie wollte nach Spanien zurückreisen. Sie zitterte und bebte noch immer, als sie endlich ein Taxi fand. Nachdem sie dem Fahrer gesagt hatte, er solle sie nach Orly hinausfahren, lehnte sie den Kopf gegen das Rückpolster, schloss die Augen und wischte sich verstohlen die Tränen von den Wangen.

Jäh war sie voller Hass und Zorn auf ihren Vater. Dieser Bastard! Dieser Heuchler! Und wie stand es mit ihrer Mutter? Wie stand es mit allen Beschuldigungen, die er vorgebracht hatte? Mit all den Dingen, die er zu ihr gesagt hatte? Doch während sie auf dem Weg zum Flughafen stumm vor sich hin wütete, sah sie sich schließlich bei dem Gedanken landen, dass er in Wahrheit nur menschlich war, so menschlich, wie es sicher ihre Mutter war, so menschlich, wie sie selbst gewesen war, vielleicht so menschlich, wie es John Henry selbst einmal gewesen war. Vielleicht hatte sie John Henry gar nicht wirklich getötet. Vielleicht hatte er wahrhaftig einfach nicht weiterleben wollen.

Als sie nach Madrid heimflog, starrte sie in den nächtlichen Himmel, überlegte hin und her, und zum erstenmal seit nahezu einem Jahr fühlte sie sich frei von dem quälenden Gewicht der eigenen Lasten von Schuld und Gewissensqualen. Sie entdeckte, dass ihr Vater ihr leid tat, und plötzlich lachte sie leise in sich hinein bei der Vorstellung an ihn in seiner roten Robe und der vollbusigen mittelalterlichen Geliebten in dem Frisiermantel mit den Federn um den fetten Hals. Als das Flugzeug in Madrid landete, lachte sie leise, und sie lachte noch immer, als sie aus der Maschine stieg.

Am nächsten Morgen kam Raphaella zum Frühstück herunter, und obgleich ihr Gesicht noch immer blass und hager war, glänzte da ein neues Licht in ihren Augen. Während sie ihren Kaffee trank, antwortete sie leichtherzig auf die Fragen ihrer Mutter, dass sie alles Geschäftliche mit ihrem Vater diskutiert und danach beschlossen habe heimzufliegen.

»Aber warum hast du ihn in diesem Fall nicht einfach angerufen?«

»Weil ich dachte, es würde länger dauern, als es tat.«

»Aber das ist töricht. Warum bist du nicht dort geblieben und hast deinen Vater besucht?«

Raphaella setzte ihre Kaffeetasse ruhig ab. »Weil ich so schnell ich konnte hierher zurückkehren wollte, Mutter.«

»Oh?« Alejandra spürte, dass sich etwas zusammenbraute, und beobachtete aufmerksam die Augen ihrer Tochter. »Warum?«

»Ich reise heim.«

»Nach Santa Eugenia?« Alejandra blickte verdrießlich. »Oh, nicht schon wieder, um des Himmels willen. Bleibe wenigstens noch bis Weihnachten in Madrid, und dann werden wir dort alle Zusammensein. Aber ich möchte nicht, dass du jetzt dort bist. Es ist viel zu öde um diese Jahreszeit.«

»Das weiß ich, und dort reise ich auch nicht hin. Ich meinte San Francisco.«

»Was?« Ihre Mutter blickte verblüfft. »War es das, worüber du mit deinem Vater diskutierst? Was hat er gesagt?«

»Nichts.« Raphaella hätte fast gelächelt in der Erinnerung an den roten Bademantel. »Es ist meine Entscheidung.« Was sie über ihren Vater erfahren hatte, hatte sie endlich befreit. »Ich möchte heim.«

»Mach dich nicht lächerlich. Dies ist dein Heim, Raphaella.« Sie wies mit ausladender Geste auf das kultivierte Haus, das seit hundertfünfzig Jahren im Familienbesitz war.

»Ja, teils. Aber ich habe dort auch ein Heim. Ich möchte dorthin zurück.«

»Und was tun?« Ihre Mutter blickte unglücklich. Zuerst hatte sie sich wie ein verwundetes Tier auf Santa Eugenia versteckt, und nun wollte sie fliehen. Aber sie musste zugeben, dass da irgend etwas Lebendiges war. Es war nur eine Spur... ein Schimmer... doch es erinnerte an die Frau, die Raphaella einst gewesen war. Sie war noch merkwürdig still, seltsam reserviert, selbst jetzt würde sie nicht sagen, was sie vorhatte. Alejandra überlegte, ob sie wieder etwas von diesem Mann gehört hatte, ob es das war, warum sie abreisen wollte, und falls es das war, war sie nicht sonderlich erfreut. Schließlich war es noch kein ganzes Jahr seit dem Tod ihres Mannes. »Warum wartest du nicht bis zum Frühling?« Raphaella schüttelte den Kopf. »Nein, ich reise jetzt.« »Wann?«

»Morgen.« Sie entschied sich, als sie es sagte, stellte ihre Kaffeetasse hin und sah ihre Mutter an. »Und ich weiß noch nicht, wie lange ich bleiben werde oder wann ich zurückkommen werde. Ich verkaufe dort vielleicht das Haus, vielleicht auch nicht. Ich weiß es jetzt noch nicht. Das einzige, was ich weiß, ist, dass ich dort in einem Schockzustand war, als ich aus allem ausgestiegen bin.« Ihre Mutter wusste, dass es stimmte. Sie hatte aber Angst, sie zu verlieren. Sie wollte nicht, dass Raphaella in den Staaten blieb. Sie gehörte nach Spanien.

»Warum läßt du nicht alles deinen Vater für dich erledigen?« Es war das, was Alejandra ihrerseits getan hätte.

»Nein.« Raphaella sah sie fest an. »Ich bin kein Kind mehr.« »Willst du nicht eine deiner Cousinen mitnehmen?« Raphaella lächelte. »Nein, Mutter. Ich werde gut zurechtkommen.« Sie versuchte mehrfach, es mit Raphaella zu diskutieren, doch ohne Erfolg, und es war zu spät, als Antoine ihre Botschaft erhielt. Am

nächsten Tag nahm er mit zitternden Händen den Hörer ab und rief Spanien an. Er dachte, dass Raphaella ihrer Mutter vielleicht alles erzählt hatte und dass seine eigene Ehe nun im Begriff war, in einem Flammenmeer zu explodieren. Doch dann erfuhr er lediglich, dass Raphaella an diesem Morgen nach Kalifornien zurückgefliegen war. Es war zu spät, sie aufzuhalten, doch Alejandra wünschte, dass er sie anriefe, um ihr zu sagen, sie solle heimkommen.

»Ich glaube nicht, dass sie auf mich hören wird, Alejandra.« »Sie wird auf dich hören, Antoine.« Er schüttelte nur den Kopf. »Nein, sie wird nicht auf mich hören, Alejandra. Nicht mehr.«

An einem leuchtend klaren Dezembertag landete das Flugzeug auf dem Internationalen Flughafen von San Francisco. Die Sonne schien strahlend, die Luft war warm und der Wind frisch. Raphaella tat einen tiefen Atemzug und wunderte sich, wie sie ohne diese Luft hatte überleben können. Nur dazusein tat ihrer Seele gut, und als sie ihre Koffer selbst vom Zoll kontrollieren ließ, fühlte sie sich stark und frei und unabhängig, schob die Gepäckkarre nach draußen und mietete ein Taxi. Diesmal wartete dort keine Limousine auf sie, hatte es keinen Sonderausstieg vom Flugzeug gegeben. Sie hatte nicht gebeten, durch die Zollabfertigung begleitet zu werden. Sie war genauso durchgekommen wie jedermann sonst, und das war ein gutes Gefühl. Sie war es leid, verborgen und beschützt zu werden. Sie wusste, dass es an der Zeit war, sich um sich selbst zu kümmern. Sie hatte vorweg angerufen, um John Henrys Dienstbotenstab mitzuteilen, dass sie käme. Es waren jetzt ohnehin nur noch wenige Leute im Haus. Die meisten waren von ihrem Vater entlassen worden, einige mit Pensionen, einige mit kleinen Summen, die John Henry ihnen hinterlassen hatte, doch alle mit Bedauern, eine Ära zu Ende gehen zu sehen. Sie alle glaubten, dass Raphaella nie zurückkehren würde, und hörten es mit Erstaunen, dass sie kommen wollte.

Als das Taxi vor dem Herrenhaus vorfuhr und sie geläutet hatte, wurde sie mit Herzlichkeit und freundlichen Mienen begrüßt. Alle waren froh, sie zu sehen, glücklich, dass außer ihnen wieder jemand im Hause war, obgleich sie alle ahnten, dass ihre Rückkehr ein Omen für weitere Veränderung war. Sie bereiteten ihr an jenem Abend ein feines Dinner mit Truthahn und Füllung, süßen Kartoffeln und Spargel und einer wundervollen Apfeltorte. In der Küche kommentierten sie alle, wie grauenhaft dünn sie geworden sei und wie unglücklich sie aussähe, wie müde und dass sie niemals solche traurigen Augen gesehen hätten. Nach dem Essen wanderte sie langsam durch das Haus. Es sah irgendwie trostlos aus, leer, ungeliebt, ein Relikt aus einer vergangenen Zeit. Als sie sich umschaute, wusste sie, dass es Zeit war, es endgültig zu schließen. Falls sie in San Francisco blieb, was für sie überhaupt noch nicht feststand, würde sie keinen Bedarf für ein Haus wie dieses haben. Als sie langsam die Treppen hinaufstieg, wusste sie, dass es sie immer deprimieren würde. Sie würde hier immer an John Henry erinnert, an den zusammengefallenen Mann, der er in den letzten Jahren gewesen war.

Es lockte sie, in San Francisco zu bleiben, aber falls sie es tat, würde sie ein viel kleineres Haus brauchen... eines wie Alexanders Haus am Vallejo... Trotz all ihrer Mühe, es nicht zuzulassen, schweiften ihre Gedanken wieder einmal zu ihm zurück. Es war unmöglich, in ihr Schlafzimmer zu gehen und nicht an all die Nächte zu denken, in denen sie ungeduldig wartete, zu ihm zu gehen. Daran dachte sie jetzt, als sie dort stand und sich umsah. Sie fragte sich, wie es ihm gehen mochte, was geschehen war, was er im letzten Jahr mit seinem Leben angefangen hatte. Sie hatte niemals wieder von Amanda oder Charlotte gehört, und sie ahnte, es würde nie wieder sein. Sie plante auch nicht, Kontakt mit ihnen aufzunehmen... oder mit Alex. Sie hatte nicht die Absicht, ihn anzurufen, um ihm mitzuteilen, dass sie zurück sei. Sie war gekommen, um den Erinnerungen an John Henry zu begegnen, das Haus zu schließen, seine Habe einzupacken, sich selbst zu stellen. Sie fühlte sich nicht mehr als Mörderin, aber falls sie mit dem, was geschehen war, weiterleben wollte, wusste sie, dass sie sich damit auseinanderzusetzen hatte; dort, wo es passiert war. Sie musste allem redlich ins Auge sehen, bevor sie weitermachte, ob in San Francisco oder in Spanien. Wo sie blieb, war nicht mehr wichtig. Aber wie sie das, was geschehen war, empfand, würde den ganzen Kurs ihres Lebens bestimmen. Das wusste sie nur allzu gut, und so streifte sie jetzt ruhelos von Raum zu Raum, versuchte, nicht an Alex zu denken, ihren Geist nicht abschweifen zu lassen oder

gar sich zu erlauben, sich erneut für die Art, wie John Henry gestorben war, schuldig zu fühlen.

Es war fast Mitternacht, als sie endlich den Mut fand, in sein Schlafzimmer hineinzugehen. Einen langen Augenblick stand sie dort, erinnerte sich an die Stunden, die sie mit ihm verbracht hatte, ihm vorgelesen, zu ihm gesprochen, ihm zugehört, Mahlzeiten von Servierbrettern gegessen hatte. Und dann, aus irgendeinem Grund, erinnerte sie sich plötzlich an die Gedichte, die er so gern hatte. Und so, als hätte sie es schon immer vorgehabt, ging sie langsam zu dem Bücherbord und begann über die Bücherreihen zu schauen. Sie fand den schmalen Band auf dem untersten Regal, wo jemand ihn hingestellt hatte. Die meiste Zeit hatte er ihn auf dem Nachttisch neben seinem Bett behalten. Sie erinnerte sich jetzt, dass sie ihn dort am nächsten Morgen gesehen hätte... nach der Nacht... Sie dachte darüber nach, ob er ihn gelesen hatte, als er starb. Es war eine seltsame, romantische Regung, die ganz sicher mit der Wahrheit nicht viel zu tun hatte, doch sie fühlte sich ihm wieder nahe, als sie sich neben das Bett setzte, den schmalen Gedichtband hielt und sich an die erste Zeit erinnerte, als sie ihn zusammen gelesen hatten, in ihren Flitterwochen in Südfrankreich. Dies war derselbe Band, den er gekauft hatte, als er noch ein sehr junger Mann war. Nun begann sie ihn mit einem weichen Lächeln durchzublättern und hielt plötzlich an einer bekannten Passage inne, wo er das Buch mit einer einzelnen blauen Seite markiert hatte. Als sie das Buch dort, wo das Papier eingefügt worden war, öffnete, tat ihr Herz plötzlich einen seltsamen Sprung, weil sie feststellte, dass das einzelne Blatt mit dem zittrigen Gekritzel, das John Henry in seinen letzten Jahren zustande brachte, beschrieben war. Es war, als ob er ihr etwas hinterlassen wollte, eine Botschaft, ein paar letzte Worte... Auf das Fußende des Bettes blickend, füllten ihre Augen sich mit Tränen.

>Mein Liebling Raphaella, es ist ein endloser Abend, am Abschluss eines endlosen Lebens. Eines reichen Lebens. Eines reicheren, weil es Dich gab. Welch ein unschätzbares Geschenk bist Du gewesen, mein Liebling. Ein vollkommener, makelloser Diamant. Du hast nie aufgehört, mich mit Ehrfurcht zu erfüllen, mich zu beglücken, mir Freude zu schenken. Jetzt kann ich Dich nur bitten, mir zu verzeihen. Ich habe so lange hieran gedacht. Ich habe solch eine lange Zeit gewünscht, frei zu sein. Ich gehe nun, ohne Deine Erlaubnis, aber ich hoffe, mit Deinem Segen. Verzeih mir, mein Liebling. Ich lasse Dich mit aller Liebe, die ich je zu geben hatte, zurück. Und denke nicht, ich sei gestorben, sondern frei. Mit meinem ganzen Herzen John Henry.

Sie las die Worte wieder und wieder. >Denke nicht, ich sei gestorben, sondern frei.< Er hatte ihr also letztlich doch einen Brief hinterlassen. Die Erleichterung war so überwältigend, dass sie sich kaum rühren konnte. Er hatte sie gebeten, ihm zu verzeihen. Wie absurd das alles war. Und wie sie sich getäuscht hatte. Nicht gestorben... sondern frei. Sie sah ihn in einem ganz neuen Licht, und sie segnete ihn, wie er sie ein Jahr zuvor gebeten hatte. Und der Segen wurde erwidert. Denn plötzlich, das erstemal in einem Jahr, fühlte Raphaella sich ebenfalls frei. Sie ging langsam durch das Haus, wissend, dass sie beide frei waren. Sie und John Henry. Er hatte sich auf den Heimweg begeben, wie er es sich so sehr ersehnte. Er hatte den Pfad gewählt, der richtig für ihn war. Und nun war sie frei, dasselbe zu tun. Sie war frei, sich zu verabschieden... sich zu bewegen ... Sie war wieder ganz. Und plötzlich wünschte sie, Alex anzurufen, ihm von dem Brief zu erzählen, aber sie wusste, dass sie es nicht konnte.

Es wäre eine Grausamkeit jenseits aller Worte gewesen, nach dieser ganzen Zeit wieder in sein Leben zu treten. Doch sie wünschte so sehr, es ihm zu sagen. Sie hatten John Henry letztlich nicht getötet. Er hatte sich einfach hinwegbegeben.

Als sie an jenem Morgen um drei Uhr langsam in ihr Schlafzimmer zurückging,

gedachte sie beider Männer, zärtlich, liebend. Sie liebte sie beide mehr, als sie es in einer langen Zeit getan. Sie waren jetzt alle frei... sie alle drei. Endlich.

Am nächsten Morgen rief sie den Immobilienmakler an, listete das Haus auf, rief verschiedene Museen, die Bibliotheken beider Universitäten von Kalifornien und Stanford sowie eine Umzugsgesellschaft an, die ihr mehrere Mit, r er nebst Kisten und Packpapier herschicken sollte. Es war jetzt Zeit zu gehen. Sie hatte sich nunmehr entschlossen. Sie war nicht sicher, wohin sie ging und was sie tun würde, doch es war an der Zeit, aus dem Haus zu kommen, das immer John Henrys Haus und niemals das ihre gewesen war.

Vielleicht war es sogar Zeit, nach Europa zurückzugehen, doch dessen war sie noch nicht sicher. Mit John Henrys Brief war sie von ihrer >Sünde< losgesprochen. Sie faltete ihn sorgfältig und tat ihn in ihre Handtasche hinein. Sie wollte ihn in den Banksafe zusammen mit einigen ihrer wichtigen Papiere geben. Es war das wichtigste Stück Papier, das sie je besessen hatte.

Gegen Ende der Woche hatte sie ihre Stiftungen den Museen vermacht, und die beiden Universitäten, die sie angerufen hatte, hatten die Bücher aufgeteilt. Sie nahm nur einige von jenen mit, die sie mit John Henry zusammen besessen hatte, und natürlich den Gedichtband, in dem er ihr den letzten Brief - in der Nacht, als er starb - hinterließ.

Sie hatte schon einen Telefonanruf von ihrem Vater erhalten und hatte ihm von dem Brief erzählt. Er hatte lange geschwiegen, und als er wieder zu ihr sprach, klang seine Stimme rau, als er sich für alles, was er gesagt hatte, entschuldigte. Sie versicherte ihm, dass sie ihm nichts Böses nachtrage, doch als sie aufhängten, fragte sich jeder von ihnen, wie man ein ganzes Jahr zurückgewinnen, wie man Balsam auf Wunden tun konnte, die niemals heilen mochten. Aber es war John Henry, der Ra-phaellas Seelenschmerz linderte, der ihr das nobelste Geschenk mit seinem Brief gegeben hatte - die Wahrheit.

Es schien alles gleich einem Traum, als Raphaella und die Dienstboten die letzten Kisten verpackten. Sie hatten etwas weniger als zwei Wochen dazu gebraucht, und in der folgenden. Woche, gegen Weihnachten, plante Raphaella nach Spanien zurückzukehren. Es bestand wirklich kein Grund für sie hierzubleiben. Das Haus war so gut wie verkauft an eine Frau, die ganz närrisch danach war, aber deren Gatte noch etwas mehr Zeit benötigte, um sich für das letzte Gebot zu entscheiden. Die Möbel gingen alle zur Versteigerung außer ein paar wenigen Teilen, die sie ihrer Mutter nach Spanien schickte. In wenigen Tagen wollte Raphaella in ein Hotel ziehen, um dort die letzten Nächte in San Francisco zu verbringen. Nur die Erinnerungen waren jetzt geblieben und strichen durch das Haus wie alte Geister. Erinnerungen an Dinners im Esszimmer mit John Henry, an Abende vor dem Kaminfeuer... an die erste Zeit, seit sie das Haus gesehen hatte. Sie würde ihre Erinnerungen mit sich nehmen müssen, sagte sie zu sich selbst, als sie das Packen beendet hatten, genau eine Woche vor Weihnachten, um sechs Uhr. Es war schon dunkel draußen, und der Koch hatte ihr eine Mahlzeit aus Eiern und Schinken bereitet. Es war genau das, was sie wollte. Sie reckte die Arme und sah sich mit einem Seufzer in John Henrys Herrenhaus um, während sie in einem Paar alter Khakihosen auf dem Fußboden saß. Alles stand bereit für die Möbelträger, die die Sachen zu den Auktionshäusern und zu der Speditionsgesellschaft befördern sollten, welche die wenigen Dinge, die sie behalten wollte, nach Spanien sandten. Doch als sie den Rest ihrer Eier mit Schinken verzehrte, schweiften ihre Gedanken wieder zu Alex und zu dem Tag, an dem sie sich erneut am Strand begegnet waren, genau ein Jahr zuvor. Sie fragte sich, ob sie ihn abermals wiedersehen würde, wenn sie dorthin ginge, musste aber über die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls lächeln. Dieser Traum war nun auch zu Ende.

Sobald sie die Eier verzehrt hatte, trug sie ihren Teller in die Küche zurück. Die letzte Hilfskraft ging in einigen Tagen, und es war angenehm, in dem seltsam ausgeräumten Haus für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Nun waren aber keine Bücher mehr zum Lesen da, keine Briefe mehr zum Schreiben, kein Fernseher zum Schauen. Zum erstenmal dachte sie daran, in ein Kino zu gehen, entschied sich aber stattdessen für einen kurzen Spaziergang und danach für frühzeitiges Schlafengehen. Sie hatte am nächsten Morgen noch einige Dinge zu erledigen und musste in die Stadt zum Reisebüro, um ihr Rückticket nach Spanien abzuholen.

Dann und wann einen Blick auf die Aussicht werfend, wanderte sie langsam den Broadway entlang, blickte auf die stillen schönen Häuser und wusste, dass sie sie vermissen würde, wenn sie fort war. Das Haus, das sie so heftig vermisst hatte, war viel kleiner, viel schlichter, und im Frühling wuchsen leuchtende Blumen im Vorgarten. Fast, als wüssten ihre Füße, was ihr Kopf dachte, sah sie sich in jene Richtung gehen, bis sie um die Ecke bog und merkte, dass sie nur noch einen Häuserblock entfernt war. Sie wollte es wirklich nicht sehen. Dennoch wusste sie irgendwie, dass sie noch einmal dort sein wollte, um einmal noch die Liebe zu spüren, die sie dort erfahren hatte. Sie hatte dem Haus, das sie mit John Henry bewohnt hatte, zuletzt Lebewohl gesagt, nun war es, als müsste sie auch zu der Stelle gehen, wo sie Alex erlebt hatte. Und vielleicht war sie dann frei, ein anderes Heim zu finden, diesmal einen Platz für sich selbst, und vielleicht konnte sie eines Tages einen Mann lieben, so wie sie Alex geliebt hatte und John Henry vordem. ' Sie kam sich fast unsichtbar vor, als sie dorthin ging, angezogen von einer mächtigen Verlockung, die sie sich nicht erklären konnte. Es war, als ob sie die ganze Woche darauf gewartet hätte herzukommen, es wiederzusehen, sich all das zu bestätigen, was es ihr bedeutet hatte, und Lebewohl zu sagen, nicht den Menschen, sondern dem Platz. Das Haus war dunkel, als sie dort ankam, und sie wusste, dass niemand drinnen war. Sie fragte sich sogar, ob er weg sei, vielleicht in New York, und dann erinnerte sie sich, dass Mandy auf dem College war. Möglicherweise war sie für die Weihnachtsferien schon nach Hause gereist, zu Kay oder wieder nach Hawaii, mit Charlotte. All jene Menschen schienen Raphaellas Leben plötzlich so fern, und sie stand eine lange Zeit dort, schaute zu den Fenstern hoch, erinnerte sich, fühlte alles, was sie dort empfunden hatte, wünschte Alex Gutes, wo immer er sein mochte. Was sie nicht bemerkte, als sie dort stand, war, dass das Garagentor sich geöffnet hatte und der schwarze Porsche an der Ecke stoppte, der große, dunkelhaarige Mann am Steuer saß und zu ihr hinstarrte. Er war fast sicher, dass es Raphaella war, die auf der anderen Straßenseite seines Hauses stand und zu den Fenstern hochschaute. Er wusste jedoch, es war unmöglich. Es war eine Illusion, ein Traum. Die Frau, die dort stand und träumerisch starrte, schien größer und viel dünner und trug alte Khakihosen und einen dicken weißen Pullover, das Haar zu einem vertrauten Knoten aufgesteckt.

Die Silhouette ähnelte jener Raphaellas, auch war da Ähnlichkeit im Ausdruck, soweit er das aus dieser Entfernung erkennen konnte. Er wusste aber, Raphaella war in Spanien, und laut seiner Mutter hatte sie ihr Leben völlig aufgegeben. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, jemals in der Lage zu sein, sie zu erreichen. Sie hatte seine Briefe niemals beantwortet, und nach den Worten seiner Mutter war sie jenseits aller Hoffnung. Sie hatte sich von allem abgeschnitten, was sie je bewegte, hatte ihre Träume, ihre Existenz, ihre Gefühle aufgegeben. Ein Jahr lang hatte es ihn fast umgebracht, doch nun hatte er seinen Frieden gemacht mit dem, was war. Genau wie er gelernt hatte, dass er sich Racheis wegen nicht selber martern durfte, so hatte er gelernt, dass er nicht länger an

Raphaella hängen konnte. Sie wollte ihn nicht. Er hatte das sehr wohl verstanden und nach einem Jahr des Leidens aufgegeben. Aber er würde sich immer an sie erinnern... immer. Niemals hatte er eine Frau so sehr geliebt wie sie.

Und dann, zu dem Schluss gelangt, dass die Frau vor seinem Haus nicht Raphaella sein konnte, startete er erneut den Wagen und fuhr ihn in die Garage. Auf der Straßenseite gegenüber kam der kleine Junge, der den schwarzen Porsche so leidenschaftlich liebte, heraus und stand da, mit gewohnter Ehrfurcht auf das Auto starrend. Er und Alex waren inzwischen Freunde geworden. Alex hatte eines Tages sogar eine Fahrt um den Block mit ihm gemacht. Nun aber war es nicht der Junge, der Alexanders Aufmerksamkeit erregte. Es war das Gesicht der Frau, das er in seinem Rückspiegel sah. Sie war es... sie war es! So rasch seine langen Glieder es erlaubten, kam er aus dem niedrig geschnittenen Porsche heraus und stürzte unter dem automatischen Garagentor hindurch, bevor es sich hinter ihm schloss. Und dann stand er plötzlich da, fast reglos, beobachtete sie nur, wie sie drüben auf der anderen Straßenseite stand und zitternd zu ihm hinüberschaute. Ihr Gesicht war sehr viel schmaler, ihre Augen größer, ihre Schultern schienen ein wenig eingefallen in den Sachen, die sie beim Kistenpacken getragen hatte, und sie sah müde aus. Aber es war Raphaella, die Frau, von der er so lange geträumt, bis er endlich begriff, dass er sie niemals wiedersehen würde. Und nun war sie plötzlich da, schaute zu ihm, und er war nicht ganz sicher, ob sie lachte oder weinte. Es war ein kleines Lächeln auf ihren Lippen, aber die Straßenlichter fingen den Schimmer einer Träne auf, die ihr langsam aus dem Auge rann.

Alex sagte nichts, er stand nur da, und dann begann sie langsam auf ihn zuzukommen, behutsam, als watete sie durch einen Strom, der zwischen ihnen floss. Die Tränen begannen über ihre Wangen zu rinnen, doch das Lächeln vertiefte sich, und nun lächelte er ihr zu. Er wusste nicht genau, warum sie hier war, ob sie gekommen war, um ihn zu sehen, oder nur dort gestanden hatte, um sich zu erinnern und zu träumen. Jetzt aber, nachdem er sie gesehen hatte, würde er sie nicht wieder von sich lassen. Nicht wieder, diesmal nicht. Plötzlich tat er die letzten Schritte auf sie zu und zog sie in seine Arme. Er küsste sie zärtlich und konnte fühlen, wie sein Herz schlug, als er sie hielt. Sie standen in der Straßenmitte und schmiegt sich aneinander. Niemand störte sie. Da war nur ein kleiner Junge, der gekommen war, um den schwarzen Porsche zu sehen. Er hatte sich hochgereckt und sah statt des Traumautos das küssende Paar. Es war aber der Porsche, der ihn faszinierte, nicht die beiden Erwachsenen, die in der Mitte des Vallejo aneinanderhingen und leise lachten, als der Mann die Tränen aus den Augen der Frau wischte. Sie küßten sich dort, wo sie standen, ein letztesmal. Dann gingen sie langsam, Arm in Arm, in seinen Garten und verschwanden in dem Haus. Der Junge zuckte die Schultern, warf noch einen letzten Blick auf die Garage^ die seinen Traum barg, und ging heim.